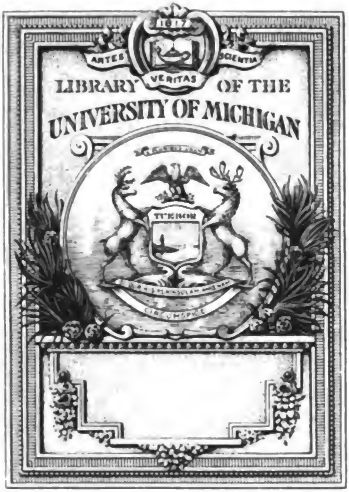
der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator

Iwan Bloch


1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Rétif de la Bretonne

Der Mensch, der Schriftsteller, der Reformator

Von

Dr. Eugen Dühren

Berlin 1906

Verlag von Max Harrwitz

Herrn Fedor von Zobeltitz,
dem tatkräftigen und erfolgreichen Förderer der Bibliophilie in Deutschland

in Verehrung

der Verfasser

Vorwort.

Dieses Buch über Nikolaus Edmund Rétif de la Bretonne, den Menschen, den Schriftsteller und Reformator, erscheint, wie ich es bereits vor Jahren mir vornahm, zur Erinnerung an die hundertjährige Wiederkehr des Todestages des merkwürdigen Mannes (3. Februar 1906). Ich sage mit Absicht: zur Erinnerung. Denn gerade in Deutschland, wo Rétif einst in ganz besonderer Schätzung als Schriftsteller stand, wo ein Schiller, ein Goethe, Wilhelm von Humboldt, dann Lavater, Wieland, Hamann und Helmina von Chézy ihm als einem bedeutenden literarischen Phänomene ernste Beachtung schenkten, wo sogar der jugendliche Ludwig Tieck ganz in seinem Banne stand (wie der „William Lovell", diese fast sklavische Nachahmung des „Paysan perverti" bezeugt), in Deutschland hat man den Menschen und Schriftsteller Rétif fast völlig vergessen. Als Rétifs Freund Cubières dem berühmten Sebastian Mercier seine Absicht mitteilte, eine kleine biographische Notiz über Leben und Schriften des Verstorbenen abzufassen, da sagte dieser: „Mein Freund, Sie behandeln da ein schönes Thema, ein Thema, das Ihnen viel Ehre machen

wird, **und besonders in Deutschland.** Als ich das letzte Mal dieses Land durchreiste, da gab es keine Stadt, ja kein Dorf, wo man mich nicht nach ihm gefragt hätte. Man legte mir die genauesten Fragen über ihn vor, wie man sie gewöhnlich über große Menschen vorlegt, deren Schriften man gelesen hat und die man persönlich kennen möchte." (Cubières in seiner biographischen Notiz bei Lacroix, Bibliographie et Iconographie de tous les ouvrages de Rétif de la Bretonne, Paris 1875, S. 52.) Damals also war der Schriftsteller Rétif durch zahlreiche Übersetzungen in Deutschland allgemein bekannt. Man wollte den Menschen kennen lernen. Der „Monsieur Nicolas" war ja nicht übersetzt und auch in Frankreich kaum bekannt geworden. Uns Deutsche von heute interessiert der Schriftsteller Rétif erst in zweiter Linie, in erster der Mensch. Die Gründe dafür habe ich in der Einleitung auseinandergesetzt.[1]) Demgemäß habe ich auf die genaue Darstellung des Menschen den Hauptwert gelegt; dieselbe nimmt beinahe vier Fünftel des ganzen Buches ein. Kennt man den Menschen, so kennt man auch die Schriften. Sie sind wie bei keinem anderen Schriftsteller autobiographische Dokumente. Und wenn ich daher mit Arsène Houssaye sage: „Je me suis livré avec passion à cette étude de l'homme dans le poëte" (Galerie de Portraits du dix-huitième siècle, Paris 1845, S. III), so weiß ich, daß ich dem Schriftsteller Rétif ebenso gerecht geworden bin wie dem Menschen, in dem jener völlig aufgeht.

Das vorliegende Buch ist die erste selbständige

[1]) Der größere Teil derselben erschien zuerst in der „Zukunft" vom 18. November 1905.

größere kritische Monographie über Rétif de la Bretonne. Sein Freund Cubières gab nur ziemlich zusammenhanglose ansprechende Erinnerungen an einen 20jährigen Verkehr, in denen das anekdotische Element stark überwiegt. Diese Notiz nimmt 75 Seiten in der großen Bibliographie von Lacroix ein. Das längst vergriffene und gesuchte Büchlein von Charles Monselet (Rétif de la Bretonne, sa vie et ses amours, Paris 1858, 212 Seiten) ist wenig mehr als eine rein bibliographische Zusammenstellung, da der eigentliche Text (S. 1—103) nur eine sehr flüchtige und oberflächliche Skizze des Lebens und der Schriftstellerei Rétifs enthält, in der es freilich an einzelnen geistreichen Urteilen und Parallelen nicht fehlt. Das letztere gilt auch von Gérard de Nervals romanhafter Darstellung des Lebens Rétifs („Les confidences de Nicolas" in: Les Illuminés, Paris 1868, S. 21—167). Diese Schriften habe ich, wo sie Wichtiges boten, benutzt, daneben aber außer den Originalen der Schriften Rétifs, soweit sie mir zugänglich waren — und fast alle seine Werke sind selten, meist unvollständig und teuer — auch ganz neue Quellen verwertet, wie Paul Cottins unschätzbare Veröffentlichung des Tagebuches „Mes Inscripcions" (Paris 1889, 338 S.) mit seiner wertvollen Vorrede (CXXV S.) und die seltene anonyme Publikation der „Lettres inédites de Restif de la Bretone" (Nantes 1883, 65 S.). Vor allem aber diente der „Monsieur Nicolas", diese wunderbarste aller Autobiographien, mir als Grundlage der folgenden Darstellung, wobei die allein zugängliche Liseuxsche Ausgabe benutzt wurde.

Da der zugemessene Raum für den Text bereits um ein Beträchtliches überschritten wurde, so wird die so umfangreiche und schwierige Bibliographie der Schriften Rétifs, die ja, wie wir sahen, seit dem Erscheinen des großen Werkes von P. L. Jacob, Bibliophile (= Paul Lacroix) im Jahre 1875, durch wichtige Stücke bereichert wurde, in einem Supplemente folgen, auf das ich die Leser noch ganz besonders hinweise.

Da auch in Frankreich sich neuerdings ein größeres Interesse für die Persönlichkeit Rétifs bemerkbar macht, wie die von dem Verlage des „Mercure de France" kürzlich herausgegebene und bereits in dritter Auflage vorliegende Auswahl aus seinen Schriften beweist (Rétif de la Bretonne, Collection des plus belles pages. Avec une Notice et un Portrait. Troisième Édition. Paris 1905, 8⁰, VIII + 360 Seiten), so darf die Hoffnung ausgedrückt werden, daß auch das vorliegende Werk als Beitrag zur näheren Kenntnis eines höchst merkwürdigen Mannes und zur allgemeinen Menschenkunde überhaupt willkommen sei.

Für gütige Unterstützung und literarische Nachweisungen habe ich den Herren Dr. jur. Tage E. Bull in Kopenhagen, Geh. Medizinalrat Prof. Dr. A. Eulenburg in Berlin, Kaiserl. Konsul a. D. Dr. jur. Eduard Grisebach in Berlin-Charlottenburg, Karl Reiskel in Wien und Octave Uzanne in Paris meinen herzlichsten Dank hier öffentlich abzustatten.

Berlin, den 22. November 1905.

Dr. Eugen Dühren (Dr. med. Iwan Bloch).

Inhaltsverzeichnis.

Voici bien la figure la plus étrange qui se soit jamais présentée sur le seuil d'une littérature.

Mit diesen Worten beginnt Charles Monselet seine kleine biographisch-literarische Skizze, die erste und eigentlich bisher einzige selbständige Monographie, die über Rétif de la Bretonne geschrieben wurde.

Und in der Tat: seltsam ist das richtige Wort für ihn, für den Menschen sowohl, als auch für den Schriftsteller. Eine seltsame, erstaunliche, in gewissem Sinne ungeheuerliche Erscheinung war dieser Mann, der so gänzlich von dem Typus des Rokokomenschen abweicht.

Wie der Marquis de Sade, so wie ich ihn zuletzt in meinen „Neuen Forschungen“ geschildert habe, in seiner Person und in seinen Schriften alle Tendenzen, alle Strebungen der höheren Gesellschaft Frankreichs im 18. Jahrhundert zusammenfaßt, als äußerster Auswuchs der Korruption derselben erscheint, so stellt sich uns in Rétif de la Bretonne der Geist des Volkes gewissermaßen in einem einzigen Menschen verkörpert, lebendig geworden dar, dieses französischen Volkes, dem im Grunde der Geist des Rokoko immer fremd und feindlich geblieben war, dessen unverdorbene, kräftige Instinkte selbst die gefährliche Berührung mit demselben sieg-

reich überwanden, so daß der elementare Ausbruch einer gewaltigen Volkskraft ermöglicht wurde, wie ihn die erstaunte Mitwelt in den beiden Jahrzehnten der großen Revolution und der Napoleonischen Kriege erlebte.

Dem Aristokraten de Sade läßt sich Rétif de la Bretonne, der Mann des Volkes und der Schriftsteller des Volkes, gegenüberstellen. Wenn wir durch die Schriften des Marquis de Sade einen furchtbaren Einblick in die Welt des Lasters, genannt „Rokokogesellschaft", bekommen, so lehren uns Rétifs zahllose Bücher Leben und Leiden, Tätigkeit und Sitten des eigentlichen Volkes, der Bauern, der Arbeiter und Bürger, kennen. Und er schrieb nicht nur über das Volk, er schrieb auch für das Volk. Man kann Rétif de la Bretonne mit Recht als den ersten französischen Schriftsteller bezeichnen, der den Versuch machte, den Geschmack an einer höheren literarischen Bildung und die Kenntnis der in den vornehmeren Kreisen zirkulierenden Ideen und geistigen Strebungen unter der großen Masse des Volkes zu verbreiten. Er war der erste „peuple-auteur".

Wir werden später noch genauer die Bedeutung der Schriften Rétifs für die Kenntnis des französischen Volkslebens im 18. Jahrhundert auf dem Lande und in den Städten zu würdigen haben, hier sei vor allem darauf hingewiesen, daß die Naturschilderungen Rétifs denjenigen Rousseaus gleichwertig wird. Für die Geschichte des Naturgefühles im 18. Jahrhundert liefern z. B. der „Monsieur Nicolas" und die „Vie de mon père" die herrlichsten Belegstücke.

Aber auch von allen denjenigen Ideen und Tendenzen, die dem Frankreich des 18. Jahrhunderts eigentümlich waren und über die ich in der Einleitung zu meinen „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade" einen Überblick gab, ließ sich dieser merkwürdige Geist durchdringen, er verarbeitete sie in der ihm eigenen originellen Weise. So entstanden seine zahlreichen barocken philosophisch-politischen und reformatorischen Schriften. Rétif als „Reformator" beansprucht ein ganzes Studium für sich.

Noch interessanter aber als der Schriftsteller und Reformator ist der Mensch Rétif, sein Leben und sein Lieben. Gerade die Betrachtung dieser merkwürdigen Persönlichkeit hat seit Schillers und Goethes Tagen viele hervorragende Schriftsteller gefesselt und interessante Versuche zur Lösung des schwierigen Charakterproblemes „Rétif" hervorgerufen. In ihm vereinigten sich zeitlebens die primitivsten Instinkte des Volkes mit einem eigentümlich rastlosen Streben nach höherer Kultur. Jene natürlichen Instinkte aber erwiesen sich schließlich immer mächtiger als alle Elemente einer harmonischen Bildung, die Rétif in sich aufnahm, sie prägen daher seinem Leben und seinen Schriften den Charakter auf, sie erklären die sonderbare Disharmonie und das Bizarre im Wesen dieses Mannes, der es eben nicht fertig brachte, die Natur durch die Kultur zu überwinden, oder auch nur beide ins Gleichgewicht zu bringen.

Der Widerstreit zwischen den natürlichen Leidenschaften und den Einflüssen und Forderungen einer durch die Kultur bestimmten höheren Lebens-

auffassung begünstigte von jeher die Neigung zur Selbstbetrachtung, zur kritischen Analyse der eigenen oder auch einer fremden Persönlichkeit. Die Herrschaft des theoretischen Geistes im 18. Jahrhundert kam besonders, wie ich dies schon in der Einleitung des oben genannten Buches näher ausgeführt habe, in den auf das Anthropologische, auf die Kenntnis des Menschen gerichteten Bildungsinteressen zum Ausdruck. Das Studium des Menschen in individueller, sozialer und politischer Beziehung nahm einen mächtigen Aufschwung. Die Konstruktion des „idealen Menschen", seine Schilderung in den „Staatsromanen", in den „Erziehungsromanen", die unendliche Neugierde auf die „Persönlichkeit" mit all ihren Fehlern, Schwächen und Lastern, wie sie namentlich in der geradezu ungeheuerlichen Skandal- und Klatschliteratur, den Korrespondenzen und der Memoirenliteratur des 18. Jahrhunderts zutage tritt, endlich vor allem die psychologische Selbstzergliederung in den Autobiographien und Memoiren bezeugen dieses intensive anthropologische Interesse im Zeitalter der Aufklärung.

Die „Menschenkunde" ist ja auch für uns noch das Problem der Zukunft. Auch unsere Zeit dürstet nach der Kenntnis des Menschen, wie er wirklich, seiner „Natur" nach ist, wie er diese Natur innerhalb der ihn umgebenden Verhältnisse zum Ausdruck bringt. Der Arzt, der Pädagoge, der Jurist und der Philosoph brauchen in gleichem Maße eine solche genaue Kenntnis des Menschen. Hier ist mehr als experimentelle Psychologie, die niemals den Zusammenhang, die innersten Beziehungen auf-

decken kann, hier ist das wahre Leben selbst, der Mensch, wie er wirklich ist. Und mehr als je sind unsere modernen Diogenesse unterwegs, um diesen „Menschen" zu finden, dessen Entdeckung ihnen den archimedischen Punkt gibt, von dem aus sie die „Anthropologie" (im weitesten Sinne des Wortes) wissenschaftlich begründen können. Der Positivismus wird auf dem Gebiete der individuellen Menschenkunde und Charakterologie seine schönsten Triumphe feiern.

Dem 18. Jahrhundert gehören die Anfänge dieser Bestrebungen an, dem Geheimnis der menschlichen Individualität nahe zu kommen. Dilthey hat in seinen kostbaren „Beiträgen zum Studium der Individualität" (Berlin 1896) und in den „Ideen über eine beschreibende Psychologie" (1894) auf die Ursachen hingewiesen, aus denen im 18. Jahrhundert eine neue Auffassung des Menschen sich herausbildete. Buckles und Taines spätere Milieutheorien wurden bereits damals antizipiert, die Lehre von der physischen und sozialen Determination des menschlichen Einzelschicksals kam auf. Die Entwicklungsgeschichte eines Menschen inmitten aller dieselbe bestimmenden Einflüsse wurde Gegenstand der Betrachtung, das menschliche Dasein gewann die Bedeutung eines naturgeschichtlichen Vorganges. So ist die höchste Auffassung der Biographie die als Naturgeschichte des Menschen. „Dieselbe ist in gewissem Verstande die am meisten philosophische Form der Historie. Der Mensch als die Urtatsache aller Geschichte bildet ihren Gegenstand. Indem sie das Singulare beschreibt, spiegelt sich doch in demselben das allgemeine Gesetz der Entwicklung." (Dilthey.)

Auch Sören Kierkegaard weist an einer Stelle seines „Tagebuch des Verführers“ auf die große allgemeine Bedeutung des menschlichen Einzellebens hin. Er meint, wenn man alles, was man erlebte, genau aufschriebe, so würde man, ehe man es sich selber versähe, ein Philosoph. Wohl auch aus demselben Gedanken heraus, daß in der Autobiographie so viele Geheimnisse des Menschendaseins sich offenbaren, sagt Friedrich Hebbel: „Ich halte es für die größte Pflicht eines Menschen, der überhaupt schreibt, daß er Materialien zu seiner Biographie liefere. Hat er keine geistigen Entdeckungen gemacht und keine Länder erobert, so hat er doch gewiß auf mannigfache Weise geirrt und seine Irrtümer sind der Menschheit ebenso wichtig wie des größten Mannes Wahrheiten.“ Endlich hören wir noch den Verfasser einer der berühmtesten Autobiographien des 18. Jahrhunderts über den Wert solcher Selbstschilderungen für die Menschenkunde im allgemeinen. Vittorio Alfieri erklärt im Anfange seiner Autobiographie: „Ich beabsichtige, mich über viele jener Einzelzüge zu verbreiten, welche, richtig verstanden, zum Studium des Menschen im allgemeinen beitragen können. Denn von diesem Gewächs können wir nicht besser die Geheimnisse im einzelnen durchschauen, als indem jeder sich selbst beobachtet. So ist denn auf das Studium des Menschen im allgemeinen das Ziel dieses Werkes in erster Linie gerichtet.“

Er entwickelt dann den echt philosophischen Gedanken, daß wir nichts so intim kennen als uns selber, daß von nichts anderem also ein so tiefes Studium möglich ist.

Was im 18. Jahrhundert noch ganz besonders Veranlassung gab zu der intensiven Beschäftigung mit dem eigenen Ich, das war jene Richtung auf das Gemütsleben, das Hervortreten der Gefühlsseite und dunkler Regungen des Seelenlebens, wie sie heute in dem Worte „Stimmung" zusammengefaßt werden, und damals vor allem in der „Sentimentalität" und einem tiefen Naturgefühl ihren hervorstechendsten Ausdruck fanden. Dieser Zustand empfindsamer Schwärmerei, einer dauernden Erregung des Gefühlslebens förderte die Selbstbeobachtung und gab den Anreiz zu den den Autobiographien so nahestehenden „psychologischen Romanen" wie Goethes „Werther" und K. Ph. Moritz' „Anton Reiser" und anderen, in denen sich die „enquête d'âme" auf eine neue und merkwürdige Weise offenbarte. Wir werden bei Rétif de la Bretonne gerade diese „sensibilité" als treibendes Agens der Selbstbetrachtung kennen lernen, ebenso wie sie in Rousseaus „Confessions" eine bedeutsame Rolle spielt.

Dieses starke Hervortreten der Gefühlsseite in der Selbstanalyse ist auch der eigentliche Grund, weshalb beide Schriftsteller, Rétif aber gewiß noch weit mehr als Rousseau, nicht nur in ihrer Lebensbeschreibung, sondern auch in ihren Romanen autobiographische Dokumente von größtem Werte geliefert haben. Ja, von Rétif kann man sagen, daß er eigentlich nichts „erdichtet", sondern alles „erlebt" hat. Das berühmte autobiographische Programm Rousseaus im Anfange der „Confessions": „Ich beginne ein Unternehmen, das bis heute beispiellos ist und keinen Nachahmer finden wird: ich will meinen Mitmenschen einen Menschen in seiner

ganzen Naturwahrheit zeigen, und dieser Mensch werde ich selber sein," hat Rétif de la Bretonne vollkommen sich angeeignet, ja in der exakten Ausführung desselben den Schöpfer der modernen Autobiographie noch übertroffen, indem er Diltheys Forderungen, bei solcher Lebensgeschichte die Entwicklung des Körpers, die Einflüsse des physischen Milieu und die umgebende geistige Welt gleichmäßig zu berücksichtigen, durchaus erfüllt hat.

Rétifs ganzes Lebenswerk ist die Geschichte eines einzigen Menschen. Sein eigenes Ich steht im Mittelpunkt aller seiner geistigen Schöpfungen. Niemals wohl ist so viel Material zur Erforschung einer bestimmten Individualität zusammengetragen worden. Bis in die kleinsten Einzelheiten, bis auf die feinsten Nuancen überliefert er uns die Geschichte seines geistigen und physischen Menschen, offenbart er peinlich genau die geheimsten Zusammenhänge seines Wesens. Gewiß ein bewunderungswürdiges Unternehmen! Und in allem mehr Wahrheit als Dichtung. So sehr sind alle seine Werke ein Bild seines Lebens und seiner Erlebnisse, daß, wie Paul Lacroix sehr treffend bemerkt, schon die bloße Bibliographie dieser Hunderte von Bänden uns den Menschen Rétif vor Augen bringt.

Dieser erstaunliche Geist, nicht bloß „ein Talent, sondern beinahe ein Genie" (Monselet), lehrt uns zum ersten Male, was das Leben eines einzelnen Menschen für ihn selbst und für die Mitwelt bedeutet, lehrt uns die Heiligkeit, die Größe der Individualität.

Wie diese sich in seinem Leben und in seinen Schriften offenbart hat, wollen wir versuchen darzustellen, und die wesentlichen Züge im Menschen, im Schriftsteller und im Reformator entwickeln.

Erster Abschnitt.

Der Mensch.

Erstes Kapitel.

Biographische Quellen.

Für die Darstellung der Lebensgeschichte von Rétif de la Bretonne stehen uns vor allem zwei Gattungen seiner Werke zu Gebote, erstens seine eigentlichen autobiographischen Schriften, die Tagebücher und der „Monsieur Nicolas“ und zweitens die Romane und die dramatische Dichtung „Drame de la Vie“. Die übrigen theatralischen Werke und die Reformschriften („Idées singulières“) kommen als biographische Quellen nur wenig oder gar nicht in Betracht. Wenn wir hier kurz die hauptsächlichsten Schriften Rétifs, denen eine biographische Bedeutung zukommt, zusammenstellen, so legen wir natürlich den größten Wert auf die eigentlichen Autobiographien und berücksichtigen die übrigen Werke nur insofern, als sie ergänzendes Material liefern.

1. Tagebücher und Steininschriften.

Früh schon begann Rétif de la Bretonne, besondere Erlebnisse, Eindrücke, Stimmungen, Einfälle und Gedanken für sich aufzuzeichnen, und aus diesen täglichen Niederschriften verschiedene Tagebücher zusammenzustellen.

Der Ursprung des ersten Tagebuches war ein poetischer. Als Rétif noch Druckerlehrling in Auxerre war, suchte er sich bei den hübschen Mädchen durch Gedichte einzuschmeicheln, die er sorgfältig in kleine Hefte eintrug und ihnen heimlich zusteckte. Das erste dieser Hefte stammt aus dem Jahre 1752 und hatte den Titel:

„Nicolai, Edmundini Annae Augustini Restifii Saxiacensis carmina quae cecinit in vitae suae infortuniis. Primus codex, anno 1752."

Nur die Gedichte in diesen Heften sind französisch, die begleitende Prosa ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Diese Eigentümlichkeit hat Rétif in vielen späteren Schriften beibehalten, wo er sehr häufig die intimeren Erlebnisse, Liebesabenteuer, sentimentale Betrachtungen und anderes lateinisch wiedergibt.

Diese ersten Aufzeichnungen aus der Lehrlingszeit nannte Rétif seine „Cahiers d'apprentissage" oder auch „Codices" und „Memoranda". Sie reichen bis zum Jahre 1754 und haben ihm das Material für die Darstellung in den ersten Büchern des „Monsieur Nicolas" geliefert. Gerührt ruft er bei ihrer späteren Lektüre aus: „Da sind sie, diese alten Hefte, die alle meine Gedanken vor 40 oder 45 Jahren treu bewahrt haben, die nur für mich abgefaßt wurden, aber nicht, um andere zu täuschen. Ich verbarg sie vor aller Welt." Er las sie später oft wieder und machte dabei neue Randbemerkungen. So schrieb er 1763 beim Anblick seiner ersten Verse an den Rand: „O glückliche Zeit, wohin bist du entschwunden? Göttliche Trunkenheit der Jugend, nie kehrst du wieder!"

In Paris setzte Rétif diese „Memoranda" fort und legte sich Hefte an, denen er besondere Namen gab, ähnlich wie Schopenhauer seine Tagebücher verschieden bezeichnete (z. B. „Senilia", „Cogitata", „Reisebuch"). Aus den Titeln der meisten ersieht man, daß jedes Tagebuch bestimmten Lebensereignissen und Lebensbeziehungen gewidmet war. Sie alle lieferten die Grundlage für die Darstellung im „Monsieur Nicolas". Rétif zählt sie im ersten Bande dieses Werkes (S. 43 éd. Liseux) auf: Mes affaires, Mes maladies, Ma physique, Ma morale et ma doctrine, Ma politique, Mon calendrier, Mes Contemporains, Mes Dates. Es waren also nach den Titeln Tagebücher über seine geschäftlichen Angelegenheiten, sein körperliches Befinden, seine Natur- und Weltanschauung (physique), seine Morallehre, seine politischen Ansichten, seine Liebesabenteuer (calendrier), Urteile über Zeitgenossen und endlich besonders interessante tägliche Erlebnisse (Dates), denen dann noch ein neuerdings von Funck-Brentano aufgefundenes Tagebuch „Memento", das ausschließlich Betrachtungen über die eigenen Schriften enthält, hinzugefügt werden muß.

Der Inhalt dieser Tagebücher ist in sämtliche Schriften Rétifs übergegangen. Sie bilden den Grundstock, die Vorarbeit zu diesen. Sie selbst aber wiederum beruhen wenigstens zu einem Teil auf einer anderen sehr merkwürdigen Art von Aufzeichnungen, die uns schon gleich hier im Anfange den Sonderling Rétif kennen lehrt. Er hatte nämlich bei seinen täglichen Spaziergängen auf den Quais der Seineinsel Saint-Louis die seltsame

Gewohnheit, besonders wichtige Erlebnisse und Gedanken in die Steine der Seinegeländer einzukritzeln. Unter welchen Umständen und auf welche Weise dies geschah, erzählt er selbst sehr anschaulich in seinem Tagebuche „Mes Dates" (Mes Inscripcions éd. Cottin S. 4) unter dem 1. Januar 1780: „An diesem Tage machte ich in leidendem Zustande einen Spaziergang um die Insel, als mir plötzlich der Gedanke kam: Wie viele Menschen erleben wohl noch den Anfang dieses Jahres, aber nicht mehr sein Ende? Werde ich zu diesen Unglücklichen gehören? Ganz erfüllt von diesem Gedanken nahm ich meinen Schlüssel und grub damit in den Stein, am Eingang des ersten der beiden kleinen Gärten, die man sieht, wenn man vom Pont-rouge über den Quai d'Orléans kommt, die Worte ein: ‚1° Anni 1780'."

Später bediente er sich statt eines Schlüssels eines nur für diesen Zweck angefertigten eisernen Griffels, den er übrigens auch dazu benutzte, um nächtlicherweile die verschlossenen Tore des Tuileriengartens zu öffnen (cf. „Les Nuits de Paris" Bd. XVI S. 334). Die ersten Steininschriften dieser Art stammen aus dem Jahre 1776, erst seit 1780, seit Beginn des Liebesverhältnisses mit Sara Debée, wurden sie zu einem förmlichen Tagebuche, gewiß dem sonderbarsten Tagebuch, das jemals geführt worden ist, da jede dieser täglichen Inschriften zugleich eine Veröffentlichung war. Sie wurden systematisch bis zum November 1785 aufgezeichnet. Als er dann eines Tages sah, daß eine böswillige Hand sie zu zerstören versuchte, kopierte er sie sämtlich in dem Tagebuche „Mes Dates" (Mes Inscripcions), dessen §§ 1—551 auf ihnen beruhen.

Natürlich hat sich von diesen Steininschriften nichts bis auf den heutigen Tag erhalten, da erstens die hierzu benutzten Instrumente keine sehr tiefe Eingrabung der Worte ermöglichten und zweitens seit jener Zeit die Steine sehr oft gewechselt worden sind. Schon Monselet, der Anfang der fünfziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts auf der Ile St. Louis nach diesen Inschriften suchte, konnte nichts mehr von ihnen finden, mit einer einzigen Ausnahme. Auf einem Steine gegenüber dem Hause Quai d'Orléans No. 38 entdeckte er die etwas tiefer eingegrabenen Worte: „Navare, Februar 1793", die ohne Zweifel von Rétifs Hand herrühren, weil die Orthographie des Wortes „Navare" (statt des gewöhnlichen „Navarre") für ihn charakteristisch ist.

Während also diese Steininschriften spurlos verschwunden sind, hat man neuerdings von den eigentlichen Tagebüchern mehrere im Originalmanuskript wieder aufgefunden. Das wertvollste ist dasjenige der „Dates" oder „Inscripcions", das von Paul Cottin unter den in der Bibliothek des Arsenals aufbewahrten Papieren des alten Archivs der Bastille entdeckt wurde. Da Rétif seine Manuskripte aus Furcht vor Diebstahl oder anderen bösen Zufällen stets außerhalb seiner Wohnung bei Buchhändlern, Druckern oder auch Privatleuten unterbrachte, so ist das erwähnte Manuskript wahrscheinlich bei Gelegenheit einer polizeilichen Haussuchung beschlagnahmt und wie gewöhnlich in solchen Fällen dem Archiv der Bastille einverleibt worden. Das Manuskript besteht aus 56 Quartblättern von sehr grobem Papier, paginiert S. 972—1028; der Text enthält 1164 Paragraphen, ist sehr unleserlich geschrieben, mit

vielen Abkürzungen, so daß die Herausgabe eine sehr schwierige war. Auf der ersten Seite stehen die Worte: „VII, Mes Inscripcions".

Rétif selbst gibt im „Monsieur Nicolas", an der Stelle, wo er den Inhalt seines Tagebuches „Mes maladies" kurz wiederholt hat (M. N. XI, 193—206), kurze Auskunft über die „Inscripcions": „Nach dieser Mitteilung über „Meine Krankheiten" wäre es angemessen, über das Tagebuch „Mes Affaires" zu berichten. Aber der Inhalt ist durch den Verlauf meiner Lebensgeschichte zur Genüge bekannt geworden. Was meine „Inscripcions" oder „Dates" betrifft, die ich hier einschalten wollte, so würden sie vielleicht manche interessiert haben, aber mein Werk ist schon zu umfangreich. Übrigens haben diese „Niederschriften" oder „Daten" allen den von mir angegebenen Einzelheiten zur Grundlage gedient."

In Wahrheit war es, wie Cottin nachweist, Geldmangel und der schlechte Absatz der letzten Bände des „Monsieur Nicolas", der Rétif an der Drucklegung der Tagebücher hinderte. Er mußte sich also auf Auszüge aus den Tagebüchern „Mes maladies" (M. N. XI) und „Mes affaires" (M. N. XIV) und „Mes Contemporains" (M. N. VIII) beschränken und die umfangreichen „Inscripcions" ganz unveröffentlicht lassen, obgleich er sie als die wichtigste Ergänzung des „Monsieur Nicolas" betrachtete und von ihnen sagte, daß sie besser als die beredtesten Schilderungen den Zustand seines Herzens offenbarten.

Das von Paul Cottin aufgefundene und veröffentlichte Manuskript der „Inscripcions" (Paris

1889) scheint nicht ganz vollständig zu sein. Es reicht von Anfang 1780 bis zum 19. August 1787, während wir wissen, daß Rétif auch noch später ein Tagebuch dieser Art führte. Jedenfalls bilden die Inscripcions" nicht nur eine wichtige Ergänzung des „Monsieur Nicolas", sondern besitzen auch insofern einen großen Wert, als sie uns ermöglichen, die Authentizität des letzteren Werkes zu prüfen (s. unten).

Dem Manuskript der „Inscripcions" lagen zwei Blätter einer anderen Aufzeichnung Rétifs bei (paginiert 1202 bis 1203), nämlich des „Grand état de mes affaires", des Berichtes über die Schicksale seiner Manuskripte, Bücher und deren buchhändlerischen Vertrieb. Cottin hat sie auf S. 316—322 seiner Ausgabe der „Inscripcions" reproduziert.

Endlich hat Franz Funck-Brentano, der bekannte Monograph der Halsbandaffäre, im Archiv der Bastille ein Tagebuchmanuskript Rétifs entdeckt, das Cottin als „Memento" bezeichnet. Es ist ein kleines Bändchen von 142 ungleich großen Blättern, die in einen kalbsledernen Deckel ziemlich lose eingeheftet sind. Es enthält Reflexionen, galante Gedichte, Auszüge aus der „Année littéraire", aus „Zaïre", Gedanken für den „Pied de Fanchette", für die „Nuits de Paris", den „Monsieur Nicolas", die „Physique", den „Glossographe" usw., außerdem auch Notizen über tägliche Beschäftigungen, Erlebnisse, neue Konzeptionen usw. aus den Jahren 1787 bis 1788, die zum Teil von Cottin (a. a. O. S. 323 bis 327) veröffentlicht worden sind.

2. Briefe.

Wie den Inhalt seiner Tagebücher, so hat Rétif de la Bretonne auch vielfach denjenigen seiner Korrespondenz in seine Werke hineinverarbeitet. So führt Paul Lacroix als zwei wichtige biographische Quellen an (Bibliographie et Iconographie de tous les ouvrages de Restif de la Bretonne, Paris 1875, S. XV):

1. „Correspondance originale de Restif, avec ses parents, ses amis, et différentes personnes, jusqu'en 1788."

Diese etwa 200 bis 250 Briefe umfassende Korrespondenz ist im zweiten und dritten Bande der „Prévention nationale" abgedruckt, ferner in der zweiten Ausgabe der „Contemporaines" am Ende der Bände XIX bis XLII.

2. „Correspondance de Grimod de la Reynière, avec Restif, en 1787—1791."

Man findet Briefe von Grimod de la Reynière an Rétif in der zweiten Auflage der „Contemporaines" und auf Seite 1258—1396 des „Drame de la Vie", letztere aus der Zeit seines Exils in Domèvre (Lothringen), seiner Schweizerreise und seines Aufenthalts im nördlichen Frankreich bis zum Bruche mit dem alten Freunde.

3. Neuerdings ist, Lacroix und Cottin unbekannt, eine Sammlung von 15 interessanten Briefen Rétifs aus den Jahren 1797 und 1798 bekannt geworden und von einem Anonymus veröffentlicht worden:

„Lettres inédites de Restif de Labretone pour faire suite à la collection de ses

Oeuvres. Imprimé à Nantes chez Vincent Forest et Emile Grimaud. 1883." (8⁰, 66 Seiten und Porträt.)

Diese Briefe reichen vom 25. ventôse an V (15. März 1797) bis zum Anfang des Jahres VII (Ende November oder Anfang Dezember 1798) und sind an den Kaufmann und Beamten der Militärintendantur in Grenoble Fontaine und dessen Gattin gerichtet. Sie enthalten wertvolles Material zur Geschichte der letzten Lebensjahre Rétifs.

3. Der „Monsieur Nicolas".

Die Hauptquelle für die Lebensgeschichte Rétifs ist seine berühmte Autobiographie, die unter dem Titel:

„Monsieur Nicolas ou le Coeur humain dévoilé. Publié par lui-même", in den Jahren 1794—1797 in 16 Bänden erschien, ein Werk, einzig in seiner Art, ein bisher unübertroffener Versuch, in das Dunkel des eigenen Lebens vermittelst der genauesten Beschreibung desselben einzudringen, nicht durch geniale Konzeption, sondern durch die sorgfältigste Verknüpfung der einzelnen psychologischen Momente den Leitfaden, das Thema dieses merkwürdigen Lebens aufzufinden. Sua cuique vita obscura est. Jedem ist sein Leben dunkel! So sagt Rétif am Ende der Einleitung zum „Monsieur Nicolas". Das ist aber keine Resignation, darin liegt für ihn der Antrieb, das Dunkle zu erleuchten, das Geheimnis des eigenen Daseins zu enthüllen („le coeur humain dévoilé"). So entstand eine der wunderbarsten Autobiographien, ein Riesen-

werk, das in bezug auf Wahrhaftigkeit, auf exakte Menschenkunde, geschöpft aus der Darstellung des eigenen Ich, seinesgleichen nicht hat und darin vor allen anderen berühmten Autobiographien, die wir kennen, den Vorrang behauptet. Die höchste, schon von uralter griechischer Weisheit gepredigte Aufgabe des Menschen, sich selbst zu erkennen, ist hier in einziger, bewunderungswürdiger Weise gelöst worden. Wer den „Monsieur Nicolas" gelesen hat, der kennt den Menschen Rétif de la Bretonne durch und durch, der hat aber auch zugleich über Wesen und Natur des Menschen überhaupt die bedeutsamsten Aufschlüsse bekommen. Ce n'est pas ma vie que je fais, c'est l'histoire d'un homme (Monsieur Nicolas, I, 24).

Um den „Monsieur Nicolas" richtig zu würdigen, muß man nur Mensch sein, nichts anderes, man muß dieses Leben hinnehmen als ein kostbares „document humain" und sich dabei an Goethes herrliche Worte über die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" der Sophie La Roche erinnern: „Allein alle die Herren irren sich, wenn sie glauben, sie beurteilen ein Buch — es ist eine Menschenseele; und wir wissen nicht, ob diese vor das Forum der großen Welt, des Ästhetikers, des Zeloten und des Kritikers gehört."

Das Leben selbst ist jenseits aller Kritik. Diese Meinung haben schon unsere großen Geister aus der klassischen Periode, die Zeitgenossen Rétifs, auch in bezug auf sein Werk ausgesprochen. Wilhelm von Humboldt, der besonders in einem Briefe an Goethe, datiert Paris, 18. März 1799, auf Rétif zu sprechen kam, erklärte den „Monsieur

Nicolaus" für das wahrste und lebendigste Buch, das jemals existiert habe. Man sehe und höre einen Menschen darin. Das Buch sei lautere Wahrheit. An dieses Urteil knüpft Wilhelm von Humboldt die sehr feine psychologische Bemerkung, daß derjenige, der diese Autobiographie nicht gelesen habe, niemals den französischen Charakter verstehen werde.

Bekannter noch ist das Urteil Schillers über den „Monsieur Nicolas" in seinem Briefe an Goethe vom 2. Januar 1798 (Ausgabe von Philipp Stein, Bd. II, S. 219):

„Haben Sie vielleicht das seltsame Buch von Rétif: Coeur humain dévoilé je gesehen oder davon gehört? Ich hab es nun gelesen, soweit es da ist, und ungeachtet alles widerwärtigen, platten und revoltanten mich sehr daran ergetzt. Denn eine so heftig-sinnliche Natur ist mir nicht vorgekommen und die Mannichfaltigkeit der Gestalten, besonders weiblicher, durch die man geführt wird, das Leben und die Gegenwart der Beschreibung, das Charakteristische der Sitten und die Darstellung des französischen Wesens in einer gewissen Volksklasse muß interessieren. Mir, der so wenig Gelegenheit hat, von außen zu schöpfen und die Menschen im Leben zu studieren, hat ein solches Buch, in welche Klasse ich auch den Cellini rechne, einen unschätzbaren Wert."

Dieses von Schiller konstatierte „Leben", diese „Gegenwart" war die Hauptabsicht Rétifs bei der Abfassung. Wir müssen daran festhalten, daß ihm weniger um Selbstbekenntnisse im Sinne Rousseaus, um die Erzählung galanter Abenteuer nach Art des Casanova zu tun war, als um die

Darstellung eines Menschen als Naturwesens und seiner Beziehungen zur Umgebung und zur Kultur seiner Zeit. Deshalb erklärt er auf S. 2834 der ersten Ausgabe des „Monsieur Nicolas“: „Ich stelle dar, was vor mir niemand, selbst J. J. Rousseau nicht, dargestellt hat: das vollständige Leben eines Menschen. Es handelt sich nicht um eine hübsche Plauderei nach Art der Marmontel, Gorgy, La Harpe, d'Alembert, Louvet, sondern um ein nützliches Werk, eine Ergänzung zu Buffons Naturgeschichte, zu Montesquieus Geist der Gesetze und zum Montaigne.“

Die Hauptfrage ist die: Haben wir hier das wirkliche Leben eines Menschen vor uns, bietet der „Monsieur Nicolas“ mehr Wahrheit als Dichtung?

Neuerdings hat Dr. Hans Glagau in seiner gediegenen Schrift „Die moderne Selbstbiographie als historische Quelle“ (Marburg 1903) die Frage nach dem romanhaften Elemente in einigen berühmten Autobiographien des 18. Jahrhunderts genau untersucht und kommt nach Betrachtung von Rousseaus „Bekenntnissen“, K. Ph. Moritz' „Anton Reiser“, Goethes „Bekenntnissen einer schönen Seele“, der Selbstbiographie der Frau Roland zu dem Ergebnis, daß die moderne Autobiographie eine Tochter des psychologischen Romans sei, und daß neben dem hervorstechenderen psychologisch-individualistischen Grundzuge dieser romanhafte Faktor ebenfalls nachweisbar sei. Als das merkwürdigste Anzeichen dieser engen Wesensverwandtschaft zwischen dem psychologischen Roman und der Selbstbiographie führt Glagau u. a.

die Neigung Rousseaus an, schon in seine Romane, in die „Heloïse" wie in den „Emile" intime persönliche Erlebnisse wie z. B. sein Liebesverhältnis zur Gräfin Houdetot einzuflechten, so daß seine Romane gewissermaßen Vorstudien zu den späteren „Bekenntnissen" enthalten. Wir wissen, daß Rétif de la Bretonne in dieser Beziehung noch weiter gegangen ist, daß er nicht nur Episoden seines eigenen Lebens, sondern dieses selbst in Romanform dargestellt hat, wofür der „Paysan perverti" das wichtigste Beispiel ist.

Wenn man aber seine eigentliche Autobiographie, den „Monsieur Nicolas", mit den „Confessions" des Rousseau in bezug auf Glaubwürdigkeit und exakte Wiedergabe der Erlebnisse vergleicht, so ist die größere Wahrheit ganz ohne Zweifel bei Rétif. Wenn neuerdings Haßler („Ludwig Tiecks Jugendroman William Lovell und der Paysan perverti des Rétif de la Bretonne", Greifswald 1902 S. 118) dem Rétif auch im „Monsieur Nicolas" einige wahrheitswidrige Angaben nachweist und ihn bisweilen in den Spuren von Augustinus und Rousseau wandeln läßt, die beide die Pose lieben und um ihretwillen sich Korrekturen der Wahrheit gestatten, so steht doch, wenn man von diesen Einzelheiten absieht und den „M. N." als Ganzes betrachtet, derselbe als Darstellung des wirklichen Lebens weit über Rousseaus „Confessions". Hierfür spricht schon ohne weiteres der Umstand, daß Rousseau fast seine ganzen „Bekenntnisse" ohne genauere Anhaltspunkte aus dem Gedächtnisse niederschrieb, während Rétif für seine Autobiographie seine Tagebücher und sonstigen Aufzeich-

nungen benutzte. Schon Lacroix erklärte 1875, ohne diese Tagebücher zu kennen, den „Monsieur Nicolas" wenigstens als exakte „anatomie morale du coeur humain" für bedeutender als die „Confessions". Später konnte dann Cottin durch die Herausgabe der „Inscripcions" den Nachweis erbringen, daß der „Monsieur Nicolas", so unglaublich und romanhaft auch manche Partien desselben erscheinen, doch durchweg die authentische Lebensgeschichte eines ganzen Menschen enthält. Im einzelnen hat Cottin das durch zahlreiche Vergleichungen von Tagebuchstellen mit den entsprechenden Angaben im „Monsieur Nicolas" erwiesen.

Wir dürfen also Rétif vollen Glauben schenken, wenn er selbst über die Authentizität seiner Selbstbiographie sagt: „Ich zeige mich hier ohne Schleier; ich bin der „Monsieur Nicolas", ich werde nichts verschweigen, ich werde den gewöhnlichen Menschen sezieren wie J. J. Rousseau den großen Menschen seziert hat, aber ich werde ihn nicht sklavisch nachahmen, da ich von ihm nicht die Idee zu diesem Werke empfing, sondern sie selbständig faßte ... Ich benutze bei der Abfassung zwei Hilfsmittel, die fast allen anderen Menschen fehlen, meine Tagebücher, die bis zum Jahre 1749 zurückgehen, und Briefe an Freunde beiderlei Geschlechts ... Ich habe nicht nötig, etwas zu erfinden. Mein Leben war voll interessanter Ereignisse, weil ich mich immer von drei Lastern fernhielt, die andere Menschen zugrunde richten, von der Unmäßigkeit im Essen und Trinken, vom Spiel und der Faulheit. All meine Zeit gehörte der Arbeit

und der edelsten aller Leidenschaften, der einzig und wahrhaft interessanten, der Liebe ... Auch lege ich keine „Bekenntnisse“ ab, sondern ich enthülle die Geheimnisse des menschlichen Herzens. Nikolaus soll verschwinden, damit der Mensch allein übrig bleibe! ... Ich gebe euch hier ein naturgeschichtliches Werk, das mehr wert ist als Buffon, ein philosophisches Buch, das mich neben Rousseau, Voltaire, Montesquieu stellt, ich werde das Leben eines natürlichen Menschen erzählen, der nur die Lüge fürchtet und überlasse der Zukunft dieses Vorbild. Seine Nachahmung ist schwierig ... Indem ich niederschreibe, was ich getan habe, und Rechenschaft gebe über meine Gefühle und sehr genau meine Motive darlege, mich sozusagen selbst seziere, werde ich vielleicht durch diese schmerzliche Anatomie meines Ich meinem Volke das nützlichste aller Bücher schenken, mein Jahrhundert aufklären, der Nachwelt nützen, die vielleicht nicht einen einzigen so mutvoll wahrhaftigen Menschen wieder hervorbringen wird.“ (M. N. I, 27, 22, 24, 27, 28.)

Der „Monsieur Nicolas“ erschien in den Jahren 1794—1797 in 16 Bänden, die ersten acht in einer Auflage von 450, die zweiten in einer solchen von 250 Exemplaren. Die Lebensgeschichte wird in einzelne „Epochen“ eingeteilt. Hiernach umfaßt Bd. I die Jahre 1734—1746 (1. Epoche), Bd. II 1746 bis 1749 (2. Epoche), Bd. III 1749—1751 (3. Epoche) und 1751—1753 (Beginn der 4. Epoche, die den Titel: „Meine Lehrzeit. Madame Parangon hat und im ganzen die Jahre 1751—1755 umfaßt), Bd. IV 1752—1754 (4. Epoche), Bd. V 1753—1755

(4. Epoche), Bd. VI. das Jahr 1755 (4. Epoche), Bd. VII 1755 (4. Epoche) und 1755—1758 (5. Epoche: „Mein zweiter Aufenthalt in Paris, oder meine Gesellenzeit"), Bd. VIII 1758—1759 (5. Epoche), Bd. IX, 1759—1765 (6. Epoche) und 1765—1766 (7. Epoche: „Ich werde Schriftsteller", umfaßt die Jahre 1765—1775), Bd. X 1767 bis 1775 (7. Epoche) und 1775—1785 (8. Epoche: „Der Paysan perverti und seine Folgen 1775 bis 1785"), Bd. XI 1775—1785 (8. Epoche) und 1785—1797 (9. Epoche) und 1797 (10. Epoche: „Meine letzten Schmerzen und mein nahes Ende"), Bd. XII (enthält die „Histoire de Sara"), Bd. XIII („Mon Calendrier"), Bd. XIV „Ma morale et ma religion"), Bd. XV („Ma politique"), Bd. XVI („Mes Ouvrages").

Diese sehr selten gewordene erste Ausgabe diente dem bekannten Pariser Verleger Isidore Liseux als Grundlage für seine im Jahre 1883 veranstaltete Neuausgabe des „Monsieur Nicolas" in 14 Bänden, da zwei Bände, nämlich Bd. XIV und XV, der ersten Ausgabe nicht wieder reproduziert wurden. Die Liseuxsche Ausgabe enthält also Bd. I bis XII (die „Epoques"), Bd. XIII (den „Calendrier") und Bd. XVI (das Verzeichnis und die kurze Analyse der Werke) des ersten Druckes.

Nach dieser also bereits verkürzten Liseuxschen Ausgabe wird neuerdings eine noch mehr verkürzte und verstümmelte deutsche Übersetzung in sechs Bänden veranstaltet, von denen bereits zwei unter dem Titel: „Rétif de la Bretonne. Monsieur Nicolas. Das enthüllte Menschenherz. Deutsch von Julius Nestler und Bd. II

von Arthur Schurig" (Siena und Berlin, Verlag von Julius Eichenberg, 1905) erschienen sind und bei Übersetzung einzelner Stellen benutzt werden konnten.

Nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Autobiographie, dem „Monsieur Nicolas", ist die 1796 erschienene „Philosophie de Monsieur Nicolas. Par l'auteur de Coeur-humain-dévoilé" (drei Teile), ein Exposé der naturphilosophischen und kosmologischen Anschauungen Rétifs, dem sogar das philosophische Deutschland die Ehre der Übersetzung zuteil werden ließ (Restif de la Bretonne, Philosophisches System der gesamten Physik, oder die Philosophie des Nicolas, Glogau, Günther d. J. 1801—1804).

4. Autobiographisches in anderen Schriften.

Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, daß fast alle Schriften Rétifs, vor allem die Romane autobiographische Bedeutung besitzen, daß sie alle, wie er selbst sich ausdrückt, „un fonds vrai" haben. Im Beginne der Übersicht über diese seine Schriften, in dem „Mes ouvrages" betitelten Bande des „Monsieur Nicolas" (éd. Liseux Bd. XIV, S. 3) gibt er die Erklärung ab: „Nachdem ich alles mitgeteilt habe, was mir im Leben begegnet ist, und die Geschichte meines Körpers, meiner Seele und meines Herzens erzählt habe, bleibt mir noch diejenige meines Geistes zu erzählen übrig. Ich will an dieser Stelle über den Ursprung, das Motiv meiner Schriften berichten. Diese Werke sind bedeutungsvoller als man denkt, sie enthalten alle eine Geschichte des

menschlichen Herzens, die absolut wahr ist." Er hebt dann im einzelnen bei jedem Werke den Anteil hervor, den seine eigenen Lebenserfahrungen daran haben, das, was er aus seinem eignen Leben hineinverwebt hat, und er legt den größten Wert auf diese der Wirklichkeit und dem eignen Leben entnommenen „Grundlagen" (bases) seiner Romane (cf. M. N. XIV, S. 1).

An dieser Stelle wollen wir nur diejenigen Schriften, die den größten autobiographischen Wert besitzen, zusammenstellen. Da kommt vor allem das von Rétif selbst als Ergänzung des „Monsieur Nicolas" bezeichnete, aber schon vor diesem erschienene „Drame de la Vie" (Paris 1793, 5 Bände) in Betracht, ein Stück in „13 actes des ombres et en 10 pièces régulières", wohl das seltsamste Drama, das es je gegeben hat. Es ist eine Darstellung seines eignen Lebens. In einem Briefe an Fontaine vom 5. November 1797 sagt Rétif von diesem Stücke: „Das Drame de la Vie" ist eine Art von Supplement zum „Coeur humain dévoilé". Diese fünf Bände enthalten einige in dem großen Werke vergessene Tatsachen, genauere Einzelheiten der Entwicklung, die in der Lebensgeschichte keinen Platz fanden, oder endlich Umstände, die mir erst später bekannt wurden" (Lettres inédites S. 37). In der Vorrede bezeichnet er das „Drame de la Vie" als die Skizze zum „Monsieur Nicolas". Das „Drame de la Vie", eine der größten literarischen Seltenheiten, enthält sehr kühne Szenen aus dem Liebesleben Rétifs, wie schon aus den Titeln der zehn Abteilungen hervorgeht: I. Madame Parangon; II. Zéphire; III. Agnès, Adélaïde; IV. Rose,

Eugénie; V. Élise; VI. Louise, Thérèse; VII. Virginie; VIII. Sara; IX. Félicitette; X. Filette.

Auch zum „Paysan perverti“ hat diese dramatisierte Autobiographie innige Beziehungen, wie Haßler in seiner oben erwähnten Dissertation (S. 92 bis 97) im einzelnen nachweist.

Daß das nächst dem „Monsieur Nicolas“ berühmteste Buch Rétifs, der „Paysan perverti“ (Erste Ausgabe 1775) und seine Ergänzung, die „Paysanne pervertie“ (1783) nichts anderes sind als romanhaft umgestaltete Schilderungen aus dem eigenen Leben des Verfassers, ist ja allgemein bekannt und neuerdings von Haßler in seiner Dissertation sehr eingehend dargetan worden. Da wir im zweiten Abschnitt den „Paysan perverti“ näher betrachten, begnügen wir uns hier mit dieser kurzen Andeutung.

Eine vollständige Autobiographie liegt in dem Romane „La dernière avanture d'un homme de quarante-cinq ans“ (Genf u. Paris 1783, 2 Bde.) vor, dessen Entstehung zugleich in sehr interessanter Weise die Arbeitsmethode Rétifs beleuchtet. Er behandelt die ersten drei Jahre des Liebesverhältnisses mit Sara Débée und ist vollständig in dem 12. Bande des „Monsieur Nicolas“ wiederholt worden. Über die Niederschrift sagt Rétif: „Ich verfaßte die Geschichte unmittelbar im Anschlusse an die Ereignisse, so daß sie beinahe den Eindruck eines Tagebuches macht“ (M. N. XIV, S. 152). Schon unmittelbar nach Erscheinen wies der Abbé de Fontenay in den „Affiches de Province“ vom 12. April 1783 auf den

großen Wahrheitsgehalt des Romanes hin und erklärte ihn für ein Produkt der eigenen Erlebnisse des Verfassers, wie auch die darin mitgeteilten Briefe nur wirklich so geschriebene sein könnten.

Auch die 16 Bände der „Nuits de Paris" (Paris 1788—1794) enthalten sehr viel autobiographisches Material. Es ist gewissermaßen ein „abendliches Tagebuch", das Verzeichnis der nächtlichen Erlebnisse, Beobachtungen und Betrachtungen Rétifs während eines Zeitraumes von 20 Jahren. Besonders wichtig sind die enorm seltenen Bde. XV und XVI, die ein vollständiges Tagebuch über Rétifs Erlebnisse während der Revolution enthalten und die Zeit vom 23. April 1789 bis zum 31. Oktober 1793 umfassen.

Wir begnügen uns mit der Aufzählung der genannten für die Biographie Rétifs wichtigen Schriften, aber auch in allen übrigen Romanen, vom ersten, der „Famille vertueuse" (1767), bis zum letzten, der „Histoire des compagnes de Maria" (posthum, Paris 1811), finden sich unzählige autobiographische Details. Wo man sie aufschlägt, findet man neue überraschende Gesichtspunkte für die Beurteilung dieses merkwürdigen Menschen. Und gerade diese so vielfältige, in tausend Schattierungen sich gebende Erscheinung eines einzigen Menschenlebens in allen diesen Schriften macht die Lektüre auch der unscheinbarsten so anziehend und genußreich.

Zweites Kapitel.

Kindheit und Knabenjahre (1734—1751).

1. Herkunft und Familie.

Der größte Teil der Einleitung zum „Monsieur Nicolas" wird durch eine höchst seltsame Tabelle in Anspruch genommen. Es ist die Genealogie unseres Rétif, die ungefähr an diejenige Pantagruels bei Rabelais erinnert. Als Stammvater der Rétifs wird nämlich der — römische Kaiser Pertinax proklamiert!

Es war ganz gewiß zuerst ein schlechter Scherz, den sich Rétif mit der Aufstellung dieser tollen Genealogie machte, die er seinem Großvater Pierre Rétif zuschrieb. Deshalb läßt Gérard de Nerval ihn auch diesen Stammbaum gleichsam als eine ironische Hyperbel vor einer Gesellschaft hoher Adliger entwickeln, die soeben mit ihren Ahnen geprunkt hat (Les Illuminés, Paris 1868, S. 27—28). Aber es scheint, daß Rétif sich im Laufe der Zeit in den Gedanken dieser hohen Abkunft ernstlich verliebt hat. Er behandelt ihn wenigstens recht oft und mit sichtlicher Vorliebe und wurde darin von einem aufgeblasenen und leichtgläubigen Verwandten in Grenoble bestärkt.

In den „Posthumes" (Paris 1802, Bd. IV, S. 304 bis 335) lieferte er dann noch am Ende seines Lebens

eine ähnliche Ausgeburt seiner Phantasie, indem er durch eine Hirschparkgeschichte den Nachweis zu erbringen suchte, daß er mit Ludwig XV. blutsverwandt sei!

Auch berichtet er am Schlusse des ersten Buches der „Vie de mon père" (Neufchâtel 1779, I, 151 bis 152) über eine alte Tradition in seiner Familie, nach welcher ihr ehemaliger Name „Monroyal" oder „Montroyal" lautete und der Beiname „Restif" oder Rétif im Jahre 1309 hinzugefügt wurde, als ein Mitglied der Familie, der Templer Jean de Montroyal bei Aufhebung des Ordens denselben tapfer vor den Kommissaren Philipps des Schönen und des Papstes Klemens verteidigte und hierfür den Beinamen „restif" (widerspenstig, standhaft) erhielt, der auf seine Deszendenz und seine Verwandten überging.

Die spätere Schreibweise dieses Namens war „Rétif", nicht Restif, und ich wähle dieselbe in Übereinstimmung mit Monselet, während alle übrigen neueren Autoren das „Restif" beibehalten haben. Abgesehen aber von dem Umstande, daß „Rétif" durchaus den Grundsätzen der modernen französischen Orthographie entspricht, kann ich mich auf eine allen früheren Autoren unbekannt gebliebene Stelle in den „Lettres inédites" (S. 27) berufen, in der Rétif selbst erklärt, daß er ganz willkürlich die Schreibweise „Restif" aus einem alten Geschichtswerk wieder hervorgeholt habe, während seine ganze übrige Familie seit langen Jahren stets „Rétif" vorgezogen habe. Dementsprechend führt er auch in der „Vie de mon père" diese letztere, richtigere Schreibweise durch und

nennt seinen Vater Edme Rétif, den Sohn von Pierre Rétif, wie er auch alle seine Schriften bis zur Revolution als „Rétif de la Bretonne“ zeichnet. Erst die um diese Zeit sehr häufige Änderung von Namen bewog auch ihn wohl zur Umänderung in „Restif“.

Unser Rétif wurde den 23. Oktober 1734 in dem Dorfe Sacy bei dem Flecken Vermenton (zwischen den Städten Auxerre und Avallon) in Niederburgund geboren. Er selbst gibt im „Monsieur Nicolas“ irrtümlich den 22. November 1734 als Geburtstag an. Der Schriftsteller Sylvain Puychevrier wies jedoch aus den Taufregistern der Kirche zu Sacy das obige Datum als das richtige nach (vgl. „Bulletin du Bouquiniste 1864 S. 492).[1]) Er wurde noch an demselben Tage getauft und erhielt den Namen Nicolas Anne Edme. Damals war es in den französischen Dörfern Sitte, den Honoratioren des Ortes, ihren Söhnen und Töchtern, den Titel „Monsieur“ bezw. „Demoiselle“ zu geben. So wurde auch Rétif schon als kleines Kind „Monsieur Nicolas“ genannt, welchen Namen er ja in seiner Autobiographie verewigt hat (vergl. M. N. I, 85). Später legte er sich selbst noch den Beinamen „de la Bretonne“ (oder wie er in der ihm eigentümlichen Orthographie schreibt: „Bretone“), bei, nach einer kleinen, der Familie Rétif gehörenden Farm dieses Namens nahe bei Sacy. Zur Zeit eines Besuches von Puychevrier im Jahre 1864 war dieselbe noch im Besitze der Rétifs und

[1]) Wahrscheinlich beruht der Irrtum Rétifs auf einer Verwechslung mit dem Geburtstage seines Bruders Thomas, der in der Tat auf den 22. November (des Jahres 1728) fiel.

ihrer Verwandten. Es war sogar noch Mobiliar aus dem Besitze des Vaters unseres Rétif dort zu sehen.

Monsieur Nicolas war das erste Kind aus der zweiten Ehe seines Vaters Edme Rétif (geb. 1692), Ackerbauers in Sacy. Derselbe hatte aus seiner ersten Ehe mit Marie Dondène sieben Kinder, aus der zweiten mit Barbe Ferlet de Bertro die gleiche Anzahl.

Nikolaus schildert seinen Vater als einen zwar jähzornigen, aber sonst durchaus gutmütigen, sehr fleißigen und arbeitsamen Mann, seine Mutter als eine schöne Blondine von äußerster Lebhaftigkeit, die es aber verstand, ihre Leidenschaft zu unterdrücken und im übrigen anderen voll Sanftmut und Herzensgüte begegnete. Der kleine Nikolaus hing mit schwärmerischer Liebe an ihr und legte einmal, ein kleiner Mucius Scävola von fünf Jahren, buchstäblich die Hand für sie ins Feuer, als sein Großvater mütterlicherseits, Nicolas Ferlet, bei einem Besuche scherzhaft diese Probe seiner Liebe zur Mutter von ihm verlangte.

Die durch die Natur der Eltern bestimmte hereditäre Anlage seines Wesens erklärt Rétif als aus „drei Teilen Feuer“ und einem Teil der übrigen Elemente bestehend, weshalb eine heftige Leidenschaftlichkeit der Grundzug seines Wesens sei, die in der Liebe, im Zorn, in der Furcht, dem Mitleide, der Kühnheit mit der gleichen Intensität hervorträte. „Ohne Zweifel“, sagt er, „wurde ich von meiner Mutter in einer Umarmung voll feurigster Leidenschaft empfangen, und diese bildete dann die Grundlage meines Charakters. Hätte sich bei mir dazu noch eine Anlage zum Laster gesellt, so wäre ich

ein Ungeheuer geworden. Doch die angeborene Einfalt meiner Seele ist ein Beweis für die Herzensreinheit meiner Eltern. Überdies erhielt ich als Stillmutter die temperamentvollste Frau der ganzen Gegend, was meinen Charakter und mein Blut vollends entflammen mußte." Assezat weist in seiner Einleitung zu seiner Ausgabe der „Contemporaines mêlées (Paris 1875, S. VIII) auf die Übereinstimmung dieser Hereditätstheorie mit einem 1868 erschienenen Buche „Phrényogénie" von Bernard Moulin hin.

Rétifs Vater war übrigens kein gewöhnlicher Bauer, sondern gehörte zu den Honoratioren des Dorfes. Da er in seiner Jugend in Paris gewesen und dort es beinahe bis zum Notar und Prokurator gebracht hätte, so wählte man ihn in Sacy zum Friedensrichter. Er war ziemlich wohlhabend und Besitzer mehrerer Farmen, aber die große Zahl seiner Kinder hinderte ihn am Erwerb eines größeren Reichtums.

Von diesen zahlreichen Geschwistern Rétifs spielen in seiner Lebensgeschichte hauptsächlich die Kinder aus der ersten Ehe des Vaters eine Rolle. Die älteste Schwester war die 1720 geborene Anne Rétif, die erst am 22. Februar 1825, also im Alter von $104^1/_2$ Jahren starb. Ihr noch existierendes Testament enthält ein Verzeichnis sämtlicher Rétifs und ihrer Verwandten in der Gegend von Sacy und Auxerre, der Tillien, Bourdillat usw. (Monselet S. 207.) Der älteste Bruder aus des Vaters erster Ehe war der gute Pfarrer von Courgis, einem Dorfe in der Nähe von Sacy. Er sowohl als auch der zweite Bruder, der Abbé Thomas, waren

des kleinen Nikolaus eigentliche Erzieher. Letzterer wird von Rétif folgendermaßen geschildert: „Er war groß, hager, mit länglichem Gesicht, dunkler Farbe und glänzender Haut; er hatte eine Adlernase und dichte, schwarze Augenbrauen. Ein Unfall hatte ihm eine nußgroße Geschwulst auf der rechten Wange zurückgelassen. Er war verschlossen und sehr ungestüm, ohne es zu scheinen; heißblütig, leidenschaftlich, dem andern Geschlechte sehr geneigt, aber durch die Frömmigkeit Meister seiner selbst geworden. Doch war er nur für eine zweite Stelle geeignet, da er zu wenig entschlossen und zu nachgiebig war, was aber weniger in seinem Naturell begründet war als vielmehr darin, daß er stets durch seinen älteren Bruder (den Pfarrer von Courgis) in den Schatten gestellt wurde. Er hatte weder den Geist noch die Hautfarbe der Rétifs, sowohl jenen als auch die erdige Farbe hatte er nach Art der Dondène, der Familie, aus der seine Mutter stammte." Dagegen war der Pfarrer von Courgis ein echter Rétif, ebenso wie die zweite Schwester Marie Beaucousin, während die dritte, vierte und fünfte Schwester Marie, Madeleine und Margot häßlich waren und dadurch ihre Abkunft von den Dondènes verrieten. Mit Stolz hebt Nikolaus seine Ähnlichkeit mit dem Pfarrer von Courgis hervor.

2. Die Kindheit (Erste Epoche, 1734—1746).

Die Darstellung der ersten Lebensjahre Rétifs im „Monsieur Nicolas" liefert uns ein klassisches Beispiel für die Wahrheit einer neueren psychologischen und pädagogischen Lehre: der unge-

heuren Bedeutung der ersten Eindrücke des Kindes für die spätere Entwicklung des Menschen, für die Ausbildung seines Charakters und besonderer Eigentümlichkeiten seiner Natur. Diesen Kausalnexus hat Rétif durchaus richtig begriffen und kräftig betont. Deshalb müssen wir, wie er es tut, gerade diese ersten Lebensjahre besonders ausführlich behandeln, da sie uns das Verständnis für sein ganzes späteres Leben ermöglichen.

Zwei Punkte sind da besonders hervorzuheben. Es ist kein Zweifel, daß eine gewisse unregelmäßige, zusammenhangslose Art der Lebensweise, der Erziehung die Charakterbildung Rétifs ganz außerordentlich beeinflußt hat und viele bizarre, paradoxe Züge in seinem Wesen erklärt. Ein zweiter Punkt, in bezug auf welchen sich maßgebende Einflüsse bis in die erste Kindheit zurück verfolgen lassen, ist die in mancher Hinsicht eigenartige Gestaltung seines Sexuallebens, das auf Grundlage einer angeborenen heftigen Sinnlichkeit äußeren Einflüssen von Anfang an sehr zugänglich war und durch sie in gewisse abnorme Richtungen gedrängt wurde.

Sehr charakteristischerweise berichtet Rétif gleich im Anfange seiner Autobiographie über das frühe Auftreten erotischer Regungen. „Schon in meiner zartesten Kindheit", sagt er, „zog mich mein Instinkt zu dem anderen Geschlechte. Ich zog aber junge Mädchen mit rosigem Teint vor, während verheiratete Frauen und die Unannehmlichkeiten des Hauswesens mich abstießen."

So geschah es, daß bei diesem frühen Triebe zum weiblichen Geschlechte die ersten erotischen Anreizungen bereits in die früheste Kindheit fielen.

Marie Piot, die Tochter eines Nachbarn, weihte den erst 3—4jährigen Knaben (!) in diese Geheimnisse ein. Er erzählt darüber: „Jeden Sonntag lief ich nach dem Mittagessen heimlich zu meiner schönen Marie, weniger der Leckerbissen wegen, die sie mir reichlich spendete, als um ihre stürmischen Liebkosungen zu empfangen und mich auf ihren Arm zur Abendmesse tragen zu lassen. Ich glaube auf diese Liebkosungen näher eingehen zu müssen, da sie nicht nur für meine Sitten, sondern auch für meine Gesundheit von schädigendem Einfluß waren, indem sie vor einer hinlänglichen Entwicklung meiner Kräfte meiner glühenden Phantasie zuviel Schwung verliehen. Marie küßte mich auf die Wangen und auf meinen Mund, der immer sehr appetitlich gewesen ist. Sie ging noch weiter, obwohl ihrerseits alles in größter Unschuld geschah: ihr Hand fuhr unter mein Röckchen, schlug mich aufs Gesäß und kitzelte mich. Dann — ging sie noch weiter und verschlang mich fast mit ihren Küssen. Aber um mich deutlicher ausdrücken zu können, will ich mich der Sprache der Gelehrten bedienen, was meine Leser dann möglichst anständig ihren Damen übersetzen mögen: Mentulam testiculosque titillabat, quoadusque erigerem; tunc subridebat velatis oculis humore vitreo, et aliquoties deficiebat. Und ich erwiderte ihre Liebkosungen mit einem ausgelassenen Lachen. So trug eine Reihe kleiner Ursachen dazu bei, mein erotisches Temperament, das wohl Staunen erregen kann und mich in so viele Ausschweifungen verfallen ließ, zu entwickeln und zu verstärken! Eine Lehre für alle Eltern, die Kinder mit hübschen Gesichtszügen haben!“

Wer sich an die alte Erfahrung erinnert, daß sogar schon Kinder im ersten Lebensjahre, durch irgendwelche äußeren Reizungen veranlaßt, sich der Onanie hingeben, wird dieser Schilderung Rétifs volles Gewicht beimessen und ihre Bedeutung für die vorzeitige Entwicklung seiner Sexualität nicht verkennen.

Wohl die gleiche, vielleicht eine noch größere Bedeutung hatten sexuelle Eindrücke andrer Art, die schon so früh auf das Kind Rétif einwirkten und die er schon unter dem Jahre 1738 erwähnt. Das war der Anblick von sexuellen Akten anderer, von Liebesszenen, wie diejenigen zwischen dem Pächter Cornevin und seiner jungen Frau Nanette Belin, denen der kleine Nikolaus voll Staunen, halb eifersüchtig, halb wütend zusah, oder diejenige zwischen Thomas Carré und Polie in einer Scheune, wo es zu einem förmlichen Liebeskampfe zwischen den beiden Verliebten kam, der den tiefsten Eindruck auf unseren kleinen Zuschauer machte. Er erklärt später, daß diese schlüpfrigen Szenen die schrecklichste Wirkung auf seine kaum entwickelten Sinne hatten. Aber es blieb nicht beim Zuschauen. Die erste Berührung der intimsten weiblichen Reize (bei der kleinen Ursule Rameau) war ebenso „délicieuse que dangereuse et profonde“ für ihn, und seine 13jährige Schwester Margot versuchte schon im selben Jahre 1739 den kleinen Nikolaus zu einem Beischlaf mit der kleinsten Schwester Marie Louison zu verführen, freilich vergeblich. Diese Reminiszenz gibt Rétif Veranlassung zu einer auch heute noch zutreffenden Bemerkung über die sogenannte „Unschuld auf dem Lande“. „Überall,“

meint er, „wo Männer und Weiber sich zusammenfinden, gibt es Fäulnis und Verderbtheit. In dieser Beziehung ist es auf dem Lande nicht anders als in den Städten; denn von diesen aus verbreitet sich die Verderbnis durch die Dienstboten beiderlei Geschlechtes und durch die Soldaten, die in ihre ländliche Heimat zurückkehren, nachdem sie sich in der Stadt mit Sündhaftigkeit angesteckt haben, mit der sie wieder die Landbewohner anstecken."

Eine bedeutsame Folge dieser frühen erotischen Reizungen war für Rétif die Entwicklung eines außerordentlich glühenden Phantasielebens, das besonders nächtlicherweile dem Kinde zu schaffen machte, ihm die äußeren Gegenstände in den seltsamsten Formen zeigte und ihm schrecklich grimassierende Teufelsgesichter, Prozessionen von Priestern und ähnliche religiöse Visionen vorspiegelte und auch seine exzessive Furcht vor Hunden nährte, die ihn, seitdem er im Jahre 1738 von einem Hunde gebissen worden, zeitlebens beherrschte, während er seltsamerweise Wölfen beherzt entgegenging. So mächtig sind die Eindrücke der ersten Kindheit, so tief hatte hier z. B. der Hundebiß nachgewirkt. Ähnlich hatte Rétif von früh an eine Idiosynkrasie gegen den Anblick von Menschenblut, nicht aber gegen den des Tierblutes. So ließ er sich gern von merkwürdigen Krankheiten erzählen und nahm begierig alle Einzelheiten in sich auf, sobald aber von einer Gefäßruptur oder einer Hämorrhagie die Rede war, wurde er ohnmächtig. Durch diese „sensibilité physique" war er, wie er sagt, beinahe ein Weib, trotz aller männlichen Stärke. Diese Sensibilität gab auch seiner Art zu lieben die Nuance. Alle seine Leidenschaften emp-

fingen durch sie einen extremen Charakter, eine Glut, die selbst den 40- und 50jährigen Mann noch in jugendlichem Feuer aufwallen ließ.

Gegen das Ende des fünften Lebensjahres, im Oktober oder November 1739, fing Nikolaus an, die Schule in Sacy zu besuchen, wo ihm der Lehrer Jacques Bérault den ersten Unterricht erteilte, ihm auch einmal zu Unrecht Stockschläge gab, was einen so tiefen Eindruck auf den Kleinen machte, daß sein Vater ihn eine Zeitlang eine andere Schule in dem nahen Vermenton besuchen ließ, wo Rétif bei seiner ältesten Schwester Anna, die mit Miché Linard verheiratet war, wohnte und von dieser und den reizenden Töchtern des Notars Collet weidlich verhätschelt wurde. Namentlich die damals zwölfjährige Colette Collet, die spätere so angebetete „Madame Parangon“ liebkoste ihn häufig in zärtlichster Weise. Von ihr empfing er den ersten Kuß, der ihm mehr ein süßes Gefühl als sinnliche Erregung einflößte.

Dieser erste Aufenthalt in Vermenton dauerte nur kurze Zeit. Noch in demselben Jahre (1739) kehrte Rétif nach Sacy zurück. Hier knüpfte er den ersten Freundschaftsbund mit Edme Bérault, einem Knaben aus der Nachbarschaft, was ihn aber nicht hinderte, das Spielzeug (jouet) der großen Mädchen zu sein, die ihn liebkosten, da er ein schöner Knabe war und sie die großen Knaben dadurch anreizen wollten. Schon damals empfand Rétif jene allgemeine Abneigung gegen das männliche Geschlecht, der er oft Ausdruck gibt. Die Knaben in Sacy scheinen besonders frühreif gewesen zu sein und allerlei zweifelhafte Kurzweil getrieben zu haben.

So erzählt Rétif aus dem Jahre 1741 von einem sehr bedenklichen erotischen Knabenspiele „La montre" von Jungen in den Anfangsstadien der Pubertät, einer Art von exhibitionistischer Parade, die er lateinisch so schildert: „Omnes, sine verecundia, mentulas exhibentes, ad retractionem praeputii certatim ludebant. An ad emissionem usque seminis eruperunt non potui, pro aetate mea, distinguere: sed erubescere vidi neminem." Im Anschlusse hieran plädiert Rétif mit Recht für rechtzeitige sexuelle Aufklärung der Kinder, die niemals soviel Schaden anstifte als die durch die Heimlichkeit und die gelegentlichen Verführungen entstehende Gefahr.

Ein anderes erotisches Kinderspiel war das „jeu du loup" zwischen Knaben und Mädchen, bei dem es meist zu sehr unzüchtigen Berührungen kam, und bei dem einmal der elfjährige Rétif die kleine Marie Fouard allzusehr entflammte, indem „manus insertae pertractabant inguina, impuberemque concham."

Kein Wunder, daß unter dem Eindrucke solcher Erlebnisse Nikolaus in seinem „kleinen Kopfe sehr vorgeschrittene Ideen" hatte, daß sein Männlichkeitsgefühl viel zu früh erwachte und er sich förmlich in die Rolle eines Mädchenbezwingers hineinträumte. Er schämte sich seiner Zartheit, wollte lieber groß, häßlich, brutal sein, um den Frauen zu gefallen! Er wollte umarmen, aber nicht sich umarmen lassen. Dabei war er äußerlich scheu, furchtsam, zurückhaltend, ein „Narciß" (nach ihm ein sicherer Index des erotischen Temperamentes), während seine Phantasie unaufhörlich mit den Reizen des anderen Geschlechtes sich beschäftigte, namentlich mit den-

jenigen eines schönen Fußes und seiner Bekleidung. Die Anfänge des bekannten Fußfetischismus Rétifs fallen in sein neuntes Lebensjahr (1743). Damals fielen ihm zuerst die reizenden roten und blauen Schuhe einiger Honoratiorentöchter von Sacy, der Agathe Tillien, der Reine Miné und Madeleine Champeaux auf. Namentlich aber reizte ihn die entzückende, mit Steinknöpfen besetzte Chaussure des hübschen Fräulein von Noyers, einer Verwandten des Pfarrers von Sacy. „Ich dachte an diese Mädchen mit innerer Aufregung, ich wünschte, ich weiß nicht was, aber ich wünschte so etwas wie ihren Besitz, ihre Unterwerfung."

Doch kam ihm die erste ernsthafte Gefahr nicht von diesen naiven Mädchen aus seiner Heimat, sondern von einer Fremden. Er erlebte mit ihr im Jahre 1745, $10^3/_4$ Jahre alt, das durch seine Folgen „außerordentlichste Abenteuer" seines Lebens: die erste Verführung. Er schildert dieses Abenteuer folgendermaßen (nach der Übersetzung von Nestler):

„Madame Rameau hatte im August 1745 eine Schnitterin aus Percy le Sec, wo ihr Mann lebte; obwohl nämlich die Ehe eine sehr glückliche war, wohnten die beiden Gatten getrennt; die Mutter lebte mit den Kindern auf dem Gute in Sacy und der Vater verwaltete die noch ansehnlichere Besitzung in Percy. Diese Schnitterin, ein dickes, hübsches, lustiges Mädchen, sah so verführerisch aus, daß sie die Eifersucht von Madame Rameau erregte, wenn auch mit Unrecht, wie ich weiß; ihr phlegmatischer Gatte hatte nur Sinn für seine Felder und das Vermögen seiner Frau und fand an nichts anderem Freude. Die beiden Gatten tauschten ihre Schnitterinnen; Mathron aus Sacy, häßlich wie das Gewissen eines Wucherers, wurde nach Percy geschickt, und die reizende Nannette kam zu der Frau ihres Herrn. Ich sah Nannette an einem Feiertag der heiligen Jungfrau in der Kirche, wo alle Mädchen weiß gekleidet

waren. Ihr Anblick brachte mich auf eine mir bis dahin unbekannte Weise in Erregung. Das waren Begierden, nicht mehr Liebe, was ich fühlte; wie glühendes Feuer floß es durch meine Adern; Nannette war das erste Weib nach meinem Geschmack. Ich war erstaunt über diese neue, merkwürdige Empfindung! . . . War das die Wirkung ihrer Schönheit, die nur zu den Sinnen sprach, so wie die vieler Frauen, denen ich während der dreißig Jahre meiner vollen Männlichkeit begegnete? . . .

Als Nannette die Kirche verließ, folgte ich ihr, um sie besser zu sehen, und sie entflammte meine Phantasie vollends; sie hatte etwas Lüsternes an sich, das ich noch nie gesehen hatte, außer bei der schönen Ursule Lamas aus Vitry, von der ich bald sprechen werde . . . Ich folgte ihr, erfüllt von Wollust, in möglichst großer Nähe bis zum Haustor der Rameau. Als ich dann wieder im Garten von La Bretonne war, erinnerte ich mich an die früher erzählte Parade der 15jährigen Burschen am Niedertor und meine Hand forschte, zwar noch nicht befleckend, aber doch neugierig, nach der Ursache einer neuen Erscheinung . . . Am folgenden Tage ging ich auf dem Wege zur Messe trotz meiner Schüchternheit zu den Rameaus, um sie mit ihrer Schwester Madelon abzuholen. Ich hörte Fräulein Rameau hier zu der schönen Schnitterin sagen: „Da, Nannette, siehst du den großen Burschen da? Wenn du ihn küssen wolltest, würde er davonlaufen." Nannette begann zu lachen, doch wir mußten alle rasch aufbrechen, da die Zeit schon drängte. Nach der Rückkehr aus der Kirche ließ mich mein Wunsch, Nannette wiederzusehen, meine angeborene Schüchternheit überwinden, die mich so lange veranlaßt hatte, hübsche Mädchen, den Gegenstand meines Wohlgefallens, zu fliehen; ich gab den dringenden Einladungen meiner Freunde und der gewalttätigen Höflichkeit Madelons nach.

Übrigens wurde ich in diesem Hause immer so gut aufgenommen, daß ich mich dort schon ein wenig heimisch fühlen durfte. Als wir auf dem Hofe waren, sah ich, daß Fräulein Rameau der entzückenden Schnitterin etwas ins Ohr flüsterte. Madelon selbst war ganz anders! Sie war eines jener geschlechtslosen Wesen, die weder schön noch häßlich

sind, ohne Anmut, ohne jeden Reiz! Ich spielte mit meinen Freunden: als ich allein im Hintergrund eines Stalles für Maulesel versteckt war, Tiere, die Vater Rameau für seine Feldbestellung verwendete, trat Nannette leise hinter mich, überraschte mich und faßte mich mit beiden Händen: „Ich werde Sie ganz gemächlich abküssen“, sagte sie lachend. Ich suchte mich scheinbar zu befreien, was ihr Verlangen nur noch vermehrte. Sie drückte mich gegen ihren Busen, den schönsten, den ich noch gesehen habe ... Heftig erregt küßte ich sie selbst. Da schien Nannette wie von Liebeswut ergriffen; sie umschlang mich und ich umarmte sie ... doch schien das Mädchen besonders leidenschaftlich zu sein; sie erblaßte, fiel nieder, drückte mich an sich und stieß mich wieder zurück; schließlich erfaßte sie die Leidenschaft derart, daß sie besessen sein wollte, und sie traf dazu auch alle Anstalten. Eine neue Sappho, unterstützte sie die Natur und ließ sie wirken, mir aber verursachte sie dadurch eine noch unbekannte Erregung... In diesem schrecklichen Augenblick, bei dieser ersten Wirkung meiner Zeugungskraft — wurde ich ohnmächtig! ... Als ich zu mir kam, fand ich mich mit Wasser übergossen und von meinen Freunden umgeben. Madelon sagte zu Nannette: „Du hast ihn wohl gekitzelt? Ich habe vergessen, dich davor zu warnen; denn ich weiß von seiner Schwester Margot, daß er bewußtlos wird, wenn man ihn kitzelt.“ Nannette stammelte errötend: „Man hat mir nichts gesagt davon!“ Das war ihre ganze Erklärung; ich selbst hatte nur eine unklare Vorstellung von dem, was geschehen war. Dreizehn Jahre verflossen, bevor ich die Folgen erkannte; da erst sollte ich erfahren, daß ich mit zehn Jahren Mann gewesen war. Ich ging traurig nach Hause, fortwährend nahe daran, ohnmächtig zu werden, in einer Stimmung, die das Sprichwort bestätigt: Omne animal post coitum triste.“

Die Folge dieses Abenteuers war zunächst ein plötzliches Verschwinden der Schüchternheit unseres Helden. Mehr als einmal mußten die jungen Mädchen, die ihn bisher im Punkte der Liebe nicht ernst genommen hatten, vor seiner Kühnheit die Flucht ergreifen.

Auch in anderer Beziehung lernte Rétif gewisse, diesem Alter sonst fremde Geheimnisse des Liebeslebens kennen. Zwei Verwandte aus dem benachbarten Joux erzählten von dem skandalösen Leben, das eine Prinzessin von Nassau in einem in der Nähe von Sacy gelegenen Schlosse führte. Auf diese Weise bekam der kleine Nikolaus, wie er selbst sagt, die erste Vorstellung des Lasters und der Name „Nassau“ behielt zeitlebens für ihn etwas Abschreckendes.

Trotz aller dieser „Erfahrungen“ hatte er eins noch nicht kennen gelernt: die Süßigkeit eines zärtlichen Kusses. Es war seine Cousine Nannon Gautherin aus Aigremont, die ihm diese neue Wonne offenbarte. „Dieser Kuß“, sagt er, „ist mir noch immer gegenwärtig und noch heute glaube ich ihn zu fühlen.“ Er war ihr sein Leben hindurch dankbar, daß sie ihn die Wonnen des Kusses schätzen gelehrt habe, der gerade durch seinen Gegensatz zu der früher erlebten gewaltsamen Verführung so reizvoll für ihn gewesen sei.

So tiefe Spuren diese ersten erotischen Erlebnisse, diese ersten Berührungen weiblichen Wesens in der Seele des Kindes zurückließen und für sein ganzes späteres Liebesleben bestimmend wurden, so erfüllten sie glücklicherweise nicht ausschließlich die Phantasie des kleinen Nikolaus. Die Erotik absorbierte nur einen Teil, den kleineren, seines Wesens. Die Charakterbildung, die ersten Lebensaufgaben und Lebensziele knüpften vielmehr an das Landleben, an die Beobachtungen der umgebenden Natur an. Hier zeichnet Rétif uns die wunder-

barsten Idyllen, eines Geßner würdig. Es sind die schönsten Partien im „Monsieur Nicolas“, Schilderungen, die um so anziehender sind, um so mehr beglücken, als dies zwanglose Leben und Weben des Kindes in der freien Natur gerade die fruchtbarsten Keime positiven Schaffens in seine Seele legte, ihm zuerst die Vorstellung der freien, selbständigen Arbeit erweckte. Hier, in der Einsamkeit, in dem stillen Verkehr mit der Pflanzen- und Tierwelt, gingen ihm die Geheimnisse des Lebens auf, machte er sich zuerst die Welt zu eigen, fühlte er sich als den Herrn, den Gebieter der Natur. Die Grundlage des Charakters, der Wille, wurde wach in ihm.

„Das Winkelleben der Jugend,“ sagt Karl Gutzkow an einer wunderschönen Stelle seiner Autobiographie, „weckt die ersten Regungen des Bewußtseins, die ersten Regungen der Sehnsucht nach künftigen Zielen. Wer das Auge auf seine Kinder oder seine Zöglinge stets überwachend und sie immer und immer beschäftigend gerichtet hat, wird Maschinen erziehen. Die Jugend muß zwar ihre Heimat kennen, wo sie zu Hause ist, aber die kleinen Nester, die sie sich da und dort in der Stille schon selbst aufbaut, muß man ihr nicht stören. Dort brütet sie ihr selbständiges Leben, ihr Bewußtwerden, ihre Zukunft aus.“

Einen charakteristischen Beleg für die Wahrheit dieser Worte liefert eine Episode, die Rétif aus seinem sechsten Lebensjahr erzählt. Damals fing er an die Einsamkeit zu lieben und richtete sich, wie Kinder auch heute noch so gerne tun, eine „Höhle“ als Wohnung ein, wozu er eine kleine Lehmgrube in der Nähe seines Elternhauses benutzte.

„Dort zimmerte ich mir mit meinem kleinen Werkzeug eine Bank und eine ganze Wohnungseinrichtung zurecht, ohne Betschemel und Kruzifix zu vergessen. Als alles fertig war, nahm ich M'lo Bérault bei der Hand und führte ihn hin; ich wollte mich seines Staunens und seiner Dankbarkeit freuen, wenn ich ihm erklärte, daß ich ihn zum Miteigentümer meiner Behausung mache, aber er war weder erstaunt noch dankbar, doch gefiel ihm mein Asyl wegen der frischen Kühle, die darin herrschte. Wir wollten alle Tage in unserer Höhle zusammenkommen, aber niemand ein Wort davon sagen.

Ich war vor Freude außer mir! Welch ein Genuß, hier täglich meinen M'lo bewirten zu können. Die Gänge unserer Tafel waren weder kostspielig noch schwer zu beschaffen; der kleine Bauernjunge bekam zu Hause nur Schwarzbrot, bei uns aber wurde Weißbrot gegessen, und das war schon ein königliches Gericht für ihn. Als Zukost gab ich Nüsse oder grüne Erbsen oder Linsen; an den Tagen, wo bei uns Brot gebacken wurde, brachte ich Kuchen oder Fladen, die unter der Asche gebacken waren — eine wahre Götterspeise für uns! Manchmal gab mir meine Amme, die viele Bienen hatte, Honig oder Met, oft auch Birnen und Haselnüsse; ich trug alles in unsere Höhle und ich aß die Leckereien noch mal so gern, weil ich sie mit Edmlot teilen konnte.

Eines Tages hatten wir rohe Erbsen, und viele, die durch Würmer angenagt waren, warfen wir auf den Lehmboden unserer Höhle. Am nächsten Tage und die ganze folgende Woche regnete es, so daß wir unseren Schlupfwinkel nicht aufsuchen konnten. Als es nach acht Tagen wieder schönes Wetter gab, kehrten wir nach unserer Höhle zurück — und, o Wunder! wir fanden ein ganzes Feld junger Erbsenpflanzen vor. Unsere Überraschung und unsere Freude kannte keine Grenzen, besonders als wir bei einem der Keime, der nicht ganz von Erde bedeckt war, erkannten, daß es unsere wurmigen Erbsen seien, die so herrlich gediehen waren! „Das sind unsere Erbsen?" fragten wir voll Verwunderung. Pflanzen, die dank uns gewachsen waren! Wir empfanden eine Art von Vaterstolz: welch ein Ruhm! Nein, ein Feldherr, der einen glänzenden Sieg gewinnt, hat keine so hohe Meinung von sich. In einem unaufhörlichen Freudenrausch betrachteten wir unsere erste

Schöpfung! Es war unser Acker, unser Garten, unsere Besitzung, unser Hab, unser Königreich. Wir empfanden den übermächtigen Wunsch, es mit einem Zaun zu umgeben. So ist die Idee des Eigentums entstanden, eine Quelle von Lastern und Unglück für die unseligen Sterblichen, aber diese Idee mußte entstehen.

Jeden Tag besichtigten wir unseren Acker, die Entfaltung jedes neuen Blattes bedeutete eine neue Freude in unserem Dasein! . . . Im Grunde meines Herzens wünschte ich dem Acker meines Vaters eine Mißernte, damit ich ihm mit meiner Ernte dienen könnte. Denn schon damals war sich nützlich machen der einzig wahre Ruhm in meinen Augen, und deshalb bin ich mein Leben lang so tätig gewesen."

(Übersetzung von J. Nestler.)

Zwar wurde durch den tückischen Freund der kleine Acker in frivoler Weise zerstört, aber Nikolaus fand neue Freude in der Pflege der Bienen, der Lämmer, in der Besorgung des Geflügelhofes oder in der Gartenarbeit. Unvergleichlich tiefere Eindrücke, ganz andere, herrliche Naturgenüsse und neue, unbekannte Stimmungen brachte ihm das Hirtenleben der Jahre 1745 und 1746.

Sein Vater war Besitzer ausgedehnter Weidegründe in La Bretonne und hielt große Herden von Schafen, Rindern und Schweinen, die unter der Obhut des Hirten Jacques Guerreau standen. Mit dessen zweitem, 15 jährigem Sohne Jacquot durchstreifte der kleine Nikolaus an den Samstagabenden die Felder und ließ sich von ihm Geschichten erzählen und Lieder vorsingen. Dabei umfaßte er mit liebevollstem Sinn die umgebende Natur. „Ein rauher, steiniger Hügel, eine wüste Gegend, ein Tal, das durch irgendein düsteres Gehölz begrenzt war, erfüllten mich mit einer Art von Schauer, der sich verlor, wenn wir Hügel erstiegen; dort fühlte ich

mich leicht, und Kühnheit trat an Stelle der Furcht; dann stimmte ich irgendein lateinisches Kirchenlied an, an das ich mich erinnerte. Wenn wir einen Hasen sahen oder ein Nest fanden, erreichte mein Glück den Gipfel."

Damals mußten nach einer unter den Bewohnern der Gegend von Sacy herrschenden eigentümlichen Sitte die mannbar gewordenen Knaben und Mädchen Wallfahrten nach Saint-Michel in der Normandie bezw. dem näher gelegenen Saint-Reine unternehmen. Ein Bursche, der nicht in Saint-Michel gewesen war, galt nicht als vollwertiger Mann, und das Unterlassen der Wallfahrt zu dem Grabe der jungfräulichen Reine d'Alise von seiten eines jungen Mädchens schien beinahe einen Mangel ihrer Virginität mit sich zu bringen. So mußte auch Jacquot, der Freund unseres Nikolaus, am 21. September 1745 die Reise nach Saint-Michel antreten und die Herde ohne Hirten zurücklassen. Eifrig drang Nikolaus in seine Eltern, ihm dieses Amt anzuvertrauen, und erhielt schließlich auch die Erlaubnis unter der Bedingung, sich nicht zu weit von La Bretonne zu entfernen, wegen der Gefahr der Wölfe. Anfangs befolgte er diesen Rat und trieb seine Schafe auf die Gründe in der Nähe der Ruinen eines alten Siechenhauses. Hier empfand er zum erstenmal ganz die „Lust der Freiheit und Einsamkeit", blickte den ziehenden Wolken nach, horchte auf das monotone Kreischen der Holztauben und Krähen und betrachtete entzückt die blattlosen melancholischen Herbstblumen. Alles dieses brachte ihm das Leben, wie er sich ausdrückt, auf eine ganz neue Art zum Bewußtsein. Er gedachte des abwesenden Freundes.

Seine Tränen flossen. Wie köstlich waren diese Tränen!

Bald entfernte er sich weiter vom Orte und nahm zum Schutze gegen die Wölfe drei große Hunde mit. An der in Trümmern liegenden Kapelle Saint-Madeleine vorbei ging es zu den schon im Bereiche der Gemeinde Nitry liegenden Weinbergen um Grand-Pré, wo der kleine Rétif eine köstliche Nachlese der Ernte hielt und im Genusse der schönsten Trauben, Pfirsiche, Birnen und Äpfel schwelgte. Auch die Herden fanden hier reichliches Futter.

Besonderen Eindruck machte auf das kindliche Gemüt der Anblick eines gegenüber dem Mont-Pré liegenden, einsamen, von dichtem Gehölz umsäumten Tales, dessen düsteres Aussehen zunächst vom Betreten abschreckte. Endlich aber wagte er sich mit seiner Herde hinein. Hören wir die idyllische Schilderung der Erlebnisse und Stimmungen in diesem unheimlichen „vallon“:

„Im Talgrunde gab es Gesträuch und Gebüsch für meine Ziegen und einen Rasenplatz für meine jungen Kühe. Hier empfand ich ein angenehmes Gefühl des Schauers, wenn ich mich an Jacquots Geschichten erinnerte, in denen auch Leute, die in Tiere verwandelt wurden, eine große Rolle spielten. Meine Schweine fanden wilde Rüben in Menge und wühlten die Erde auf, während ihre Mutter in das Gehölz vordrang. Als ich ihr folgte, gewahrte ich unter einem alten Eichenbaum einen ungeheuren Eber. Ich zitterte vor Furcht und Freude; denn das Tier vervollständigte den Charakter der Wildnis, die für mich so viele Reize hatte. Ich kam möglichst nahe heran, doch das stolze Tier verschmähte es wohl, sich um ein Kind zu kümmern und fraß ruhig weiter. Mein Mutterschwein aber hatte damals gerade Brunstzeit und näherte sich dem Eber, der zu ihm eilte, als er es bemerkte; ich war ganz toll vor Freude über das Schauspiel, das sich mir nun bot, und hielt

meine Hunde zurück, um den Eber nicht zu stören. Da zeigte sich auch ein Hase und ein Rehbock; ich glaubte ins Land der Feen versetzt zu sein. Als aber noch ein Wolf erschien, stieß ich unwillkürlich einen Schrei aus, und gegen diesen Feind aller mußte ich auch meine Hunde loslassen, damit er meiner Herde nichts antue; da verschwand dann alles im Gehölz, aber der geheimnisvolle Zauber der Wildnis blieb. Ein Wiedehopf hüpfte auf den Zweigen von Birnbäumen, deren Früchte „Honigbirnen" hießen, weil sie so süß waren, daß Wespen und Bienen an ihnen naschten. Ich bewunderte den Wiedehopf, einen Vogel, den ich zum erstenmal sah, aß von den Birnen und füllte meine Taschen mit ihnen, um damit meine jüngeren Brüder und Schwestern zu beschenken.

Verschiedene Gedanken durchkreuzten meinen Kopf: „Dieses Tal gehört niemandem; ich will mir's nehmen und mich seiner bemächtigen, es soll mein kleines Königreich sein. Aber ich will mir hier noch einen Denkstein errichten zum Zeichen, daß ich es in Besitz nehme, was auch die Patriarchen in der Bibel taten, wie mir neulich Vater vorgelesen hat." Sogleich ging ich ans Werk und erstieg dann den Denkstein, um mein Reich zu betrachten. Denn da ich niemand anders sah, hielt ich mich für seinen Herrn und genoß in meiner Einbildung ein Gefühl, das man sonst in Europa nicht kennt; das konnte der Mensch nur empfinden, bevor es Könige und Gesetze gab . . . Leider ging auch dieser glückliche Tag zu Ende. Doch erlebte ich noch einige solche als glücklicher „Beherrscher" meines Tales; denn als solcher wurde ich auch von den anderen jungen Hirten und Hirtinnen anerkannt, nachdem ich ihnen mein Land und seine Schätze gezeigt hatte."

Hier, in dieser wilden Einsamkeit, lernte Rétif zuerst jenes Freiheitsgefühl kennen, das ihn sein Leben lang beherrscht hat, das ihm in den größten Lebensnöten Mut, Zuversicht, Stolz und Würde gab. Die Erinnerung an dieses freie Menschentum in der Kindheit verklärte sein ganzes Leben. Er rief sie in der größten äußeren Abhängigkeit und Unfreiheit absichtlich herbei, um sich dann wenigstens frei zu fühlen.

Dieser Freiheitsrausch hinderte nicht, daß er sich bisweilen in seinem geliebten „vallon" geradezu biblischen Stimmungen überließ und einmal sogar in Erinnerung an das Abrahamsopfer des alten Testamentes der Gottheit in feierlicher Weise auf einem Altare einen Vogel zum Opfer darbrachte, das von ihm am meisten geliebte Tier.

Köstlich ist endlich die Schilderung, wie der kleine Nikolaus den Knaben und Mädchen der Gegend sein „Königreich" und seine „Schätze" zeigt und wie er eines Tages durch die Rückkehr Jacquots plötzlich „entthront" wird, nicht ohne vorher allen seinen Freunden ein feierliches Abschiedsmahl gegeben zu haben.

An Stelle des freien Hirtenlebens trat jetzt eine Zeitlang der häusliche und Schulunterricht. Zunächst beschäftigte sich Rétif in völlig zwangloser Weise mit dem Lesen des Französischen und Lateinischen und mit religiösen Gegenständen, wobei ihn sein außerordentliches Gedächtnis sehr förderte. Er verschlang jetzt, mit elf Jahren, die Bibel, las nach dem alten Testament das neue, die Apokalypse, das Leben der Heiligen, wo ihn nur die Märtyrer fesselten. Dann kamen die tiefsinnigen Meditationen des Mönches P. Buzée an die Reihe, der „gute Hort" des Jean de Palafox, der Psalter u. a. m. Im Spätherbst 1745 brachte ihn der Vater wieder in die Schule, dieses Mal nach dem Nachbarort Joux, wo Nikolaus einen etwas systematischeren Unterricht im Lesen, Rechnen und Schreiben bekam und dank seinem Lerneifer und seinen Fähigkeiten schnelle Fortschritte machte.

Auch sein allezeit liebebedürftiges Herz fand

volle Befriedigung im Verkehr mit der 15 jährigen sanften Julie Barbier, die ihn mit Kuchen und Leckereien fütterte, ihm sentimentale Romane vorlas und ihn gegenüber den Neckereien und Quälereien einer Tochter seines Lehrers und Pensionsvaters Berthier in Schutz nahm. Er fühlte, wie er sagt, nur das Gefühl zärtlicher Freundschaft, aber keine eigentliche Liebe für sie. Sie war ihm ein „Engel“, aber nicht Gegenstand leidenschaftlichen Begehrens. Eines Tages aber bekam er infolge einer Erkältung heftiges Fieber. Julie pflegte ihn mit rührender Zärtlichkeit, brachte ihm Arzneien und weilte fortwährend an seinem Krankenlager, ihn zärtlich streichelnd und liebkosend. Das Fieber hatte die ohnedies so leicht erregbaren Sinne des Knaben noch mehr in Aufruhr gebracht, und so geschah es, daß die beiden sich fanden. Das junge Mädchen gab sich ihm hin, mit „zärtlicher Miene und vieler Anmut, da ihr Herz und ihre Sinne durch ihre Lektüre beeinflußt und entwickelt waren“. Dieser Augenblick leidenschaftlicher Vergessenheit hatte böse Folgen für die beiden jungen Menschenkinder. Julie wurde Mutter und Nikolaus' Krankheit verschlimmerte sich. Er sollte zu seinen Eltern gebracht werden, entschlüpfte aber vorher und machte sich im Fieber allein auf den Weg, auf dem er seltsame Visionen hatte.

„Ich war bei der Kreuzung der Wege von Joux und Oudun angelangt, als ich ein großes Tier hinter mir gewahrte. Ich geriet in Furcht und als ich mich umwendete, sah ich es seine langen Pfoten nach mir ausstrecken, um mich zu fassen. Plötzlich glaubte ich, fünfzig Schritt von mir entfernt statt des Thieres den Lehrer Berthier mit seiner Nachtmütze zu sehen. Ich versteckte mich in einem Gebüsch und meinte, er werde

vorübergehen. Aber ich hörte nichts; er mochte wohl den Weg nach Joux eingeschlagen haben, um mir dort zu begegnen. Eigentümlicherweise erkannte ich auf fünfzig Schritt Entfernung ganz genau die Gesichtszüge und die scharf gebogene Nase des Lehrers Berthier, und das war doch unmöglich. Ich setzte meinen Weg fort. Gegenüber meinem Tale in Grand-Pré erblickte ich Julie, die mir lächelnd zuwinkte. Aber da ich gewiß war, daß es Julie nicht sein könnte, erfaßte mich Entsetzen. Ich wandte mich zur Flucht. Ganz von Schweiß durchnäßt, mit heftigem Übelbefinden betrat ich mein Elternhaus. Man legte mich sogleich ins Bett, wo ich wohltuende Ruhe fand."

Den ganzen Winter 1745/46 litt er an Wechselfieber, das im 18. Jahrhundert ja auf dem Lande vielfach endemisch war. Im Frühling 1746 aber bekam er die Pocken, die ihn arg entstellten, so sehr, daß sogar eine außerhalb wohnende Schwester ihn nachher nicht wiedererkannte. Dennoch erholte er sich im Sommer wunderbar schnell, namentlich seitdem er zum zweiten Male von seinem Vater die Erlaubnis erhielt, den Hirten Jacquot zu vertreten. Da gab es wieder so manche idyllische Naturfreuden, so herrliche Erlebnisse, an denen sich die Seele des Knaben berauschte, wie z. B. das Abenteuer mit den Wölfen, das er folgendermaßen schildert:

„Am Abend eines glühend heißen Tages ließ ich meine Herde weiden, während ich mich am Fuße eines Apfelbaumes gelagert hatte. Plötzlich vernahm ich das schrille Geschrei eines Ferkels. Ich erstieg den Baum, um Ausschau zu halten, als ich auch schon an seinem Fuße einen Wolf gewahrte, der mich zu bedrohen schien, und zwanzig Schritt weiter gab es einen seltsamen Kampf! Das Mutterschwein war dem Frischling, das von jenem schwarzen, früher erwähnten Eber herstammte, zu Hilfe geeilt, hatte sich auf einen zweiten räuberischen Wolf gestürzt und ihn in die Luft geschleudert. Das erfüllte mich mit Befriedigung, indessen wagte ich nicht,

von meinem Baume herunterzusteigen, da noch immer der Wolf mit funkelnden Augen an dessen Fuße lauerte. Doch schrie ich nach Kräften: „Ein Wolf! Ein Wolf!“ Man hörte mich in unserem Hause rufen, und allen voran kamen die Hunde. Friquette hatte mich bald von meinem Belagerer befreit.

Der andere Wolf, der den Frischling angegriffen hatte, war auf der Flucht jenseits des Getreidefeldes, das an die Wiese grenzte, angelangt und wartete den Gang der Dinge ab. Zwei der Hunde setzten ihm nach, während Friquette seinem Genossen die scharfen Zähne zu spüren gab. Da stieg ich herab. Dann kam mein Vater mit einem Gewehr und Bauernburschen mit Heugabeln. Der eine der beiden Wölfe, der mich belagert hatte, suchte sich Friquette zu entziehen und war noch weiter geflüchtet als der andere. Auf diesen hatte sich jetzt die Hündin geworfen. Der erste Wolf kam wieder zurück, als sich die Hunde entfernt hatten, doch stieß er auf meinen Vater, der ihn so glücklich traf, daß er ihm ein Bein zerschmetterte. Da ergriff er die Flucht, wurde aber von den beiden Hunden, die umgekehrt waren, wieder gepackt, so daß ihn mein Vater und die Bauernburschen erreichen und töten konnten. Merkwürdig war die Schlauheit des alten Wolfes, der den jungen zum Angriff vorausgeschickt hatte, während er selbst sich in der Reserve hielt. Nur war der junge Wolf unerfahren genug gewesen, um ein Schwein anzugreifen; hätte er ein Lamm ergriffen, so würde ich nichts bemerkt und so zum erstenmal eines meiner Tiere verloren haben. Diesmal war der Frischling durch seine Mutter gerettet worden. Auch Friquette kam endlich von der Verfolgung des jungen Wolfes zurück, bedeckt mit grauen Haaren, ein Beweis, daß sie an den Feind geraten war.“

(Übersetzung von J. Nestler.)

Bei dieser Gelegenheit glaubte Rétif eine interessante Beobachtung über Tiersprache zu machen. Die ganze Herde der Schweine gruppierte sich nämlich um das verwundete Ferkel herum und antwortete auf dessen Gestöhne durch ein lautes Grunzen, „si semblable à une conversation, que j'en

fus frappé", und daß es ihm nicht zweifelhaft war, daß sie ihm Trost zusprachen. In der Erinnerung an diese Szene, die auf den Knaben einen tiefen Eindruck machte, bekämpfte Rétif später die Theorie des Descartes, daß die Tiere bloße Maschinen seien.

Die Folge dieses Wolfsabenteuers war, daß man Nikolaus die beiden Gebrüder Courtcou aus Nitry als Gesellschafter mitgab, zwei rohe, 15- bis 17jährige Burschen von niedrigster Herkunft, die alsbald den verderblichsten Einfluß auf den jungen Rétif ausübten. Zudem stammten sie aus Nitry, wo man „ungebundener lebt, wo die Luft klarer, aber das Herz verdorbener ist als in Sacy". Treffend vergleicht Rétif diese jungen Zyniker mit jenem Menschenfresser aus Languedoc, der 1783 in Toulouse gerädert wurde und besonders gern das Fleisch junger Mädchen gefressen hatte, was er vor den Richtern mit den Worten motivierte: „Ja, wenn ihr wüßtet, wie gut das schmeckt!"

Solch ein brutaler Zynismus durchwehte alle die Erzählungen, die François und Pierre Courtcou unserem Nikolaus zum besten gaben. François wußte Geschichten von „Zauberern, Gespenstern, Teufelspakten, solche von Gebannten, die sich in Tiere verwandeln und Menschen fressen, von Dieben, die morden und Mädchen in ihre Höhlen schleppen und vergewaltigen, dann aber erwürgen und fressen, wenn die beginnende Schwangerschaft ihr Fleisch zarter gemacht hat, von einem Manne, der sich Flügel machte und dann flog, und der dabei nur von Weißbrot lebte, das er aus den Bäckerläden der Stadt stahl, und von Geflügel, das er in Feld und Dorf

erbeutete". Rétif, der all diesen ihm so neuen Dingen mit Begierde lauschte, interessierte sich besonders für die Geschichte vom „fliegenden Menschen", ein Motiv, das er später selbst in einer Utopia-Phantasie verwendet hat. Dann erzählte François Courtcou weiter von kleinen Mädchen aus Nitry, die er in einsame Felshöhlen entführte und dort vergewaltigte, wobei er sich an ihren Tränen und ihrem Abscheu förmlich berauschte, namentlich bei dem Gedanken, daß er selbst, der rohe, häßliche, durch die Pocken fürchterlich entstellte Bursche, diese zarten Geschöpfe ganz in seiner Gewalt habe und von ihnen gefürchtet werde. Er kannte nur diese brutale Wollust.

Schon in der nächsten Woche nach dieser Bekanntschaft mit François Courtcou lernte Rétif bei einem Besuche in Nitry gelegentlich des St. Christophtages, eines Hauptfestes, einige der Heldinnen aus François' Erzählungen kennen. Dort wohnte auch seine Tante Madelon Gautherin, die Schwester seines Vaters, die in kinderloser Ehe lebte und deshalb die Kinder ihres Bruders, besonders den kleinen Nikolaus, mit zärtlicher Liebe umfing. Mit einem neuen Hute und einem Hemde mit Spitzenmanschetten, einem roten Rock, blauer Weste und Hose, feinen Kotonstrümpfen und Schuhen mit edelsteinbesetzten, funkelnden Schnallen betrat unser unternehmungslustiger Held Nitry und zog sofort die Aufmerksamkeit der beiden schönsten Mädchen von Nitry, seiner Cousine Edmée Boissard und der Ursule Lamas, auf sich. Die reizende Edmée sah er zuerst, wie sie die Enten zum Teiche gegenüber der Kirche führte, sie küßten

sich und gingen dann zusammen zur Kirche, wo Nikolaus statt zu beten nur den einen Wunsch empfand, mit ihr „derartiges zu erleben wie mit Nannette oder Julie". Bald trat auch die große, schöne Ursule Lamas in die Kirche ein. „Sie hatte ein weißes Kleid mit roten Schleifen, und ihre Gesichtsfarbe überstrahlte die Rosen, die sie in ihrem Strauße trug. Sie erschien mir schöner als alle die Damen, die ich später in Paris gesehen habe, deren Reize durch Diamanten, Schminke und andere Kunstmittel gehoben wurden. Sie ließ mich Nannette vergessen, die elf Monate vorher meine ersten Begierden erregt hatte; denn sie war eine schöne Menschenblüte in ihrer schönsten Entfaltung." Und doch blieb der Eindruck Edmée Boissards der stärkere. Ihr „schlanker Wuchs, ihr schüchternes, jungfräuliches Aussehen" entsprachen mehr dem Geschmacke des Knaben als die „voll erblühten Reize" Ursules.

Nach dem Mittagessen begann ein loses Treiben der jungen Leute, von dem Rétif eine köstliche Schilderung entwirft. All die reizenden Mädchen umschwärmten ihn, führten ihn in die Gärten, schmückten ihn mit Blumensträußen. „Ich schritt stolz einher, geschmückt mit meinen Sträußchen, und umgeben von der Schar der jungen Mädchen glich ich einem Liebesgotte." O wenn Julie ihn doch so sehen könnte! Welch ein Triumph seiner Männlichkeit! Da erscheint eine neue Schönheit, ein schlankes, großes Mädchen, dunkelfarbig, mit einem wunderbaren Lächeln: seine Cousine Anne Simon. Neues Entzücken seinerseits. Man gibt sich einen Kuß. Vergessen sind alle früheren Er-

lebnisse, vergessen alle Schönheiten von Sacy, nur die von Nitry, nur die Gegenwart fesselt ihn. Aber leider war diese Freude nur ephemer. „Der glückliche Tag verschwand im Fluge. Überhaupt hat mir mein reifes Alter nichts mehr beschieden, was schöner gewesen wäre als manche Tage meiner ersten Jugend! Gleicht das menschliche Leben nicht der Sage vom Paradiesgarten, in dem der Baum der Erkenntnis steht? Ihr armen Menschen seid nur glücklich, wenn ihr nicht wißt, daß ihr es seid! Unglücklich aber, wenn eure Kräfte zur Entfaltung gelangt sind!"

Welch einen Kontrast mit diesen harmlosen erotischen Idyllen bildete der nun folgende tägliche Umgang mit den trotz ihrer Jugend bereits in den schlimmsten Lastern erfahrenen Gebrüdern Courtcou! Sie erfüllten die Phantasie des Knaben mit schlüpfrigen, obszönen Bildern, ihre Geschichten hatten jenes für die Kindesseele so verderbliche Gemisch von Aberglauben, Grausamkeit, Wollust und wilder Leidenschaft, das auch heute noch in den Kolportageromanen eine so große Rolle spielt und deren Anziehungskraft auf die ungebildeten, der Kindheit näherstehenden Volksklassen erklärt. Die Spuren des Verkehrs des zwölfjährigen Knaben mit den Courtcous lassen sich sehr deutlich in seiner späteren Entwicklung, im Leben sowohl als auch in seiner Schriftstellerei nachweisen. Deshalb ist diese Episode so wichtig für die Biographie Rétifs.

François Courtcou gefiel sich namentlich in Geschichten, in denen Hexenmeister ihre Zauberei nur deswegen ausübten, um sich für ihre unkeuschen

Gelüste junge Mädchen zu verschaffen, oder in gewaltsamen, von Obszönität strotzenden Entführungsszenen. Selbst seine Märchen enthielten „Szenen empörender Ausschweifung“. Doch diese Geschichten waren nichts in Vergleichung mit denjenigen seines Bruders Pierre, der ihn nach einiger Zeit ablöste. Von Grund aus schlecht, häßlich, tückisch, verstand es dieser rohe Patron sehr geschickt, seine Laster zu verbergen, so daß er als ein „guter Junge“ galt. Er wußte noch mehr Geschichten als sein Bruder François und so interessante, daß der kleine Nikolaus darüber seine Schularbeiten vernachlässigte und vergaß. Schon gleich nach seiner Ankunft in Sacy faszinierte Pierre den kleinen Rétif dadurch, daß er ihm einen Pakt mit dem Teufel vorschlug. Derselbe sollte ihnen Edmée Boissard, Ursule Lamas, Marie Fouard und andere schöne Mädchen verschaffen, und zwar durch eine Art Stellvertretung, indem er junge, schöne Höllenbewohnerinnen, die den genannten Mädchen sehr ähnlich waren, zur Verfügung stellte. Diese tolle Idee entflammte Rétif in höchstem Grade und weckte unbekannte Leidenschaften in ihm. Pierre setzte wirklich eine „Teufelsbeschwörung“ mit allem mystischen Zubehör in Szene, wobei er als geschickter Bauchredner den Teufel selbst sprechen ließ. Da Nikolaus die von dem Teufel gestellte Bedingung, jedesmal, wenn er einen Dienst geleistet hatte, einen erwachsenen Menschen oder ein Kind männlichen oder weiblichen Geschlechts zu einer Todsünde der Fleischeslust zu verführen, nicht annehmen wollte, so suchte Pierre ihn dadurch zu gewinnen, daß er sich von dem Teufel

die dabei zu erwartenden Genüsse zügelloser Geschlechtslust genau schildern ließ!

Ebenso schlimm waren die Geschichten, die Pierre Courtcou dem kleinen Rétif erzählte, und deren Nachwehen wir z. B. in dessen berüchtigter „Antijustine“ deutlich erkennen können. Sie drehten sich alle mehr oder weniger um den physischen Liebesgenuß, den normalen und den perversen, den Rétif durch ihn zuerst kennen lernte. So schilderte Pierre die Wiedergabe einer alten Sage, „Contre le diable il n'est que d'être hardi“, die geschlechtlichen Rasereien eines schönen verzauberten Schloßfräuleins, ihren fleischlichen Verkehr mit dem Teufel und ihren späteren Ehebruch, ferner in einer ein eignes Erlebnis behandelnden Erzählung „Christine“ die Verführung eines anständigen jungen Mädchens zu allen möglichen sexuellen Perversitäten (Fellatio, Irrumatio etc.). Er begnügte sich aber nicht bloß mit eignen Erzählungen dieser Art, sondern verlangte auch von Nikolaus eine Gegengabe. So wurde dieser zum „Romandichter“ und verband die Abenteuer mit Nannette und Julie zu einer pikanten Geschichte, die er selbst erzählte. Interessant ist dabei die Schilderung des Gesichtsausdruckes von Pierre Courtcou während Rétifs Erzählung: „Ich sah auf seinem abscheulichen Gesichte die Gier sich abspiegeln, und er glich dann den unreinen Geistern der Hölle, die sich, wie man meint, in verbrecherischen Menschen verkörpern. Sein Wunsch war stets, zu vergewaltigen, und alle seine schrecklichen Lüste gingen von dieser Voraussetzung aus. Geschrei, Tränen und Schmerzen bildeten einen der Hauptbestandteile seiner Geschichten.“

Rétif meint zwar, dies sei ihm nicht gefährlich geworden, da er sehr zartfühlend gewesen sei, in Wahrheit aber läßt sich der unheilvolle Einfluß dieser obszön-blasphemischen Phantasien auch in späterer Zeit in manchen eigentümlichen Ideenverbindungen Rétifs auf sexuellem Gebiete deutlich erkennen. Rétifs Eltern erkannten jedenfalls zu spät die große Gefährlichkeit dieses zynischen Burschen, als er eine ihrer Töchter auf die gemeinste Weise verführt und verdorben hatte. Er wurde mit Schimpf und Schande aus dem Hause gejagt, und es wurde beschlossen, Nikolaus endgültig aus Sacy zu entfernen und seinem älteren Bruder, dem Abbé Thomas, damals Chorleiter in Bicêtre bei Paris, zur besseren Erziehung zu übergeben. Man ließ das Orakel der Familie kommen, einen gewissen Jean Restif, einen älteren Verwandten des Vaters, der auch schon bei der Berufswahl des älteren Bruders, jetzigen Pfarrers von Courgis, seinen Rat erteilt hatte. Dieser unterwarf Nikolaus einer eingehenden Prüfung, deren Ergebnis sehr günstig war. Jean Restif erklärte ihn für tauglich zum Studium, aber nicht für geeignet zum Pfarrer. Denn er hatte sofort während der Unterhaltung die stark erotische Natur des Knaben erkannt. So wurde zunächst kein bestimmter Beruf ins Auge gefaßt und nur die Übersiedlung nach Bicêtre in die Wege geleitet.

Damit war, wie Rétif melancholisch erklärt, die glücklichste Zeit seines Lebens vorüber. Wie ein neuer, unerfahrener Ikarus ging er großen Gefahren entgegen. Unschuld und Glück der ersten Kindheit waren dahin.

3. Der Chorknabe von Bicêtre (Zweite Epoche 1746—1747).

Am Dienstag, den 15. Oktober 1746 holte Marguerite Paris, die Wirtschafterin des Pfarrers von Courgis, die später noch im Leben Rétifs eine Rolle spielen sollte, den Knaben aus dem väterlichen Hause in Sacy ab, um ihn nach Courgis mitzunehmen, von wo dann in Begleitung des Vaters am folgenden Tage die Reise nach Paris über Auxerre angetreten wurde, nachdem eine Prüfung Rétifs durch den Pfarrer äußerst befriedigend ausgefallen war. Der Anblick des amphitheatralisch gebauten Auxerre, der ersten größeren Stadt, die er zu Gesicht bekam, machte großen Eindruck auf Nikolaus. Wie aber wirkte erst der Anblick des ungeheuren Häusermeeres von Paris auf ihn! Am meisten erfreute ihn seltsamerweise die Vorstellung, wie gut man unter dieser Menschenmenge verschwinden und allein für sich leben könne, ohne daß man sich um andere Menschen zu kümmern brauche. In Bicêtre, damals einer unter Leitung der Jansenisten stehenden Unterrichts- und Siechenanstalt, wurde Nikolaus sehr freundlich von seinen gleichaltrigen Kameraden, den „kleinen Pfarrern", wie er sie wegen ihrer geistlichen Mäntelchen nannte, empfangen. Man nannte sich „Bruder" in dieser kleinen Gemeinschaft, deren Leben nach einer strengen Ordnung geregelt war. Die schönsten Stunden waren für unseren Nikolaus diejenigen von 1/25 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends, wo freie Lektüre nach Auswahl aus der kleinen Bibliothek von Bicêtre stattfand. Es waren drei Stunden „reinen Genusses" für ihn. Besonders die Lektüre Rollins

offenbarte ihm eine neue Welt. Die Bibel wurde während des Mittagessens gemeinschaftlich gelesen, während des Abendessens kam ein Werk des hl. Augustinus oder Hieronymus an die Reihe. Nikolaus erregte dadurch das Erstaunen seiner Kameraden und Lehrer, daß er ganze Stücke aus dem Gelesenen frei wiederholte. Bei schönem Wetter unternahm man nach dem Mittagessen Ausflüge, an die Ufer der Bièvre nach Gentilly, oder auf die Hügel von Bicêtre, oder zu einem der Anstalt gehörigen Landhause mit großem Gemüse- und Obstgarten, wo man ein Mahl einnahm. Trotz dieser vernünftigen Erziehung, der weisen Verteilung der Beschäftigung, der drei Erholungspausen am Tage und des häufigeren Aufenthaltes im Freien, war die Anstalt, wie Rétif sagt, in anderer Beziehung ein „Abgrund von Heuchelei und Verderbnis". Zunächst kamen, wie in allen solchen Internaten, auch in Bicêtre erotische Beziehungen zwischen den Knaben, homosexuelle Verhältnisse, sogar mit Eifersuchtsszenen, vor, wie Rétif eine solche zwischen ihm und seinem Freunde Fayel schildert, der auf den hübschen „Bruder" Jean Baptiste mit seinem „weiblich-zarten" Gesicht und „rosigen Farben" eifersüchtig war. Auch Rétif wäre, wie er meint, dem „Laster der Männerliebe" verfallen, wenn er nicht durch die — Schwester Melanie, eine hübsche Brünette von zwanzig Jahren, verführt worden wäre! Übrigens unterhielt auch der wirklich dem Laster verfallene Fayel nichtsdestoweniger galante Beziehungen zur Oberin. Derartige erotische Klosterszenen zwischen den Knaben und fast allen Nonnen kamen sehr häufig vor, jede Nonne nahm sich einen

Knaben mit, sogar die blonde 15jährige Novize Rosalie verführte unter der Obhut der Schwester Melanie unseren Nikolaus.

Rétif schreibt die Frühreife dieser Jugend hauptsächlich dem Umstande zu, daß sie eben eine jansenistische war.

„Pascal, Racine und andere," sagt er, „die der Schule von Port-Royal angehört hatten, besaßen einen Scharfsinn, eine Klarheit in ihren Schlüssen, zeigten Wahrheit und Tiefe selbst in Kleinigkeiten und eine Reinheit der Diktion, die um so erstaunlicher sind, als die Jesuiten zur gleichen Zeit nur über einige hohle Schwätzer wie Annat, Caussin u. a. verfügten. Die Jansenisten sind eben ernst, überlegt und lehren früher und wirksamer ein tieferes Denken als die Molinisten. Sie entwickeln Geist und Herz kräftiger und geben diesen eine starke Stütze zum Widerstand gegen die Leidenschaften. Sie bringen ihre Schüler zur Einkehr bei sich selbst durch Überlegung; kurz ihre Erziehung erzeugt Logiker und Philosophen oder Fromme. Denn der Jansenist hält sich stets Gott gegenwärtig und ist überzeugt, daß schon ein Nichtdenken an ihn verdammungswürdig ist. So vollführt er alle seine Handlungen gleichsam unter den Augen dieses furchtbaren Zeugen, der selbst dem Gerechten Schrecken einflößt. Deshalb arbeitet seine Intelligenz unaufhörlich; er untersucht, enthüllt und studiert die verborgensten Falten seines eigenen Herzens. Da er seine fortwährende Überlegung auf alles anwendet, ist der Schüler der Jansenisten nicht immer fromm. Im Gegenteil, die allzu große Strenge des Jansenistengottes läßt ihn in der Kindheit fürchten, in der Jugend tiefer ergründen und im reifen Alter seinen Geist mit Gerechtigkeitsgefühl nicht an ihn glauben.

Der Jansenist nun, der studiert, überträgt die Aufmerksamkeit und das tiefe Eindringen, das er an sich selbst geübt hat, auch auf die Wissenschaften und macht dann reißende Fortschritte in ihnen. Studiert er nicht, bleibt ihm die Selbsterkenntnis und eine gut ausgebildete Menschenkenntnis, auch ist er oft streng, starrsinnig und streitsüchtig. Ist es demnach

zu verwundern, daß Racine ein großer Schilderer des menschlichen Herzens war und daß ihm seitdem niemand darin gleichkommen konnte? Er war stets Jansenist. Ist es zu verwundern, daß Pascal, schon von Natur aus ein tiefer Geist, in gewissen Dingen, wie Racine in anderen, alle Zeitgenossen übertroffen hat? Daß Boileau diese fein gefeilten Verse dichtete, die unsere Bewunderung und die Verzweiflung unserer Dichter erregen?

Ich hatte hundertmal in meinem Leben Gelegenheit, eine gewisse Überlegenheit des echten Jansenisten zu beobachten. Der Dummen unter ihnen sind es weniger als andere, es gibt unter ihnen aber auch die unerträglichsten und die vertrocknetsten Leute, sie lassen dich auf langsamem Feuer sterben oder an Nadelstichen zugrunde gehen. Ich verdanke dem Jansenismus viel, bin aber nicht mehr Jansenist. Doch die Gewohnheit, alles zu überlegen, ist mir geblieben. Diese köstliche Gewohnheit hat vielleicht meine Lebenstage abgekürzt, aber sie hat mich vor der Langeweile bewahrt, vor der Langeweile, der langsamen Vernichtung der Seele, die schlimmer ist als der Tod." (Übersetzung von Nestler.)

Der Aufenthalt Rétifs in Bicêtre sollte nicht lange dauern. 1747 starb der Erzbischof Gigot de Bellefons von Paris. Sein Nachfolger war Christoph de Beaumont, der gleich nach seiner Installation den Jansenisten den Krieg erklärte, sie in mannigfacher Weise belästigte, wie z. B. durch eine von Rétif sehr ergötzlich geschilderte Bibliotheksrevision in Bicêtre, und schließlich ganz vertrieb. Schon vorher, am 22. November 1747, hatte Abbé Thomas es vorgezogen die Anstalt zu verlassen und vorläufig seinen Bruder Nikolaus zu seiner Schwester Marie Beaucousin nach Paris zu bringen. Hier blieb Rétif vierzehn Tage und vertrieb sich die Zeit mit eifriger Lektüre. Er las u. a. den „Heiligen Hof" des Pater Caussin, ein moralisches Werk, „Spiegel der Leidenschaften", dann

mit größtem Entzücken einige Seiten aus dem „Gil Blas“ von Lesage, den ihm aber die Schwester fortnahm wie andere Romane, die ihm in die Hände gefallen waren.

Dafür entschädigte sich der Junge durch den Anblick der hübschen Mädchen, die zu seiner Schwester kamen. Er zitterte vor Begierde, denn seit dem Erlebnis mit den beiden jungen Nonnen war er ein „tüchtiger Krieger“ geworden. Beinahe hätte er eine verheiratete Frau, Madame Bosse, die besonders verführerisch herausgeputzt war, verführt. Mehr Glück hatte er bei einer — Mulattin, dem Zimmermädchen einer Amerikanerin. Sie war ihm wegen ihres dunkelfarbigen Aussehens etwas ganz Neues und ihr „süßes Gesicht“ war eines der verführerischsten, das er je gesehen hatte. Namentlich bezauberte ihn ihr liebliches Lächeln, das ihn an eine schwarze Schöne auf einem alten Bilde „Toilette Esthers“ erinnerte. Der charakteristischen Erklärung dieses reizenden Mulattenmädchens: „Mein kleiner Weißer! Ich liebe die Weißen, nicht die Schwarzen, du können mit mir kommen“, folgte denn auch sofort die Verführung ihrerseits, die in der Ars amandi über eine bedeutend größere „theoretische Bildung“ verfügte als der doch auch nicht mehr ganz unerfahrene Nikolaus. Wie öfter wurde er auch in diesem Falle nach dem Genusse ohnmächtig.

Nach 14 Tagen verließ Abbé Thomas mit Nikolaus Paris und kehrte auf Einladung des Pfarrers von Courgis in seine Diözese zurück. Thomas blieb zunächst in Auxerre, während Nikolaus von der Wirt-

schafterin des Pfarrers, Marguerite Paris, abgeholt wurde und am 29. Dezember 1747 in Courgis eintraf.

4. Beim Pfarrer von Courgis (Dritte Epoche, 1748—1751).

Courgis, ein durch Weinbau ausgezeichneter Ort, lag am Abhang einer dürren, wasserarmen Hügelkette. Rétif nennt es seine zweite Heimat, die dritte war Auxerre, die vierte und letzte Paris, sein Grab. Hier in Courgis erlebte er, wie er (M. N., II., 77) sagt, die dritte Epoche seines Lebens, die erste der „wirklichen Entwicklung der Leidenschaften", von der der ganze übrige Rest seines Lebens abhängig sei.

Sein Bruder, der Pfarrer von Courgis, war das Ideal eines aufrichtig gläubigen Seelenhirten. Er hatte ein einfaches Mittel, alle etwa in ihm aufsteigenden religiösen Zweifel zu zerstreuen, indem er — aufhörte zu denken, zu überlegen. Die Bibel wurde ihm dann „Vernunft, Physik und Erfahrung". Er betrachtete es als seine eigentliche Lebensaufgabe, zu glauben und den Glauben zu lehren und sagt: „Ich wäre kein ehrlicher Mann, wenn ich nicht glaubte." Rétif meint, daß etwas „Erhabenes" in dieser Denkungsart liege.

In Courgis begann Nikolaus zunächst das mehr systematische Studium der lateinischen Sprache, das ihn zuerst nicht sonderlich begeisterte, später aber nach Überwindung der schwierigen Anfänge ihm sehr viel Freude machte. In seinen Schriften findet man überall die Spuren dieser Vorliebe für Latein. Frei-

lich blieb zeitlebens seine Audrucksweise in dieser Sprache paradox und voll von stilistischen Unmöglichkeiten, ein franzözisiertes oder besser ein aus dem Patois direkt übersetztes Latein. Doch verdankte er dem Studium des Lateinischen die „Entwicklung und die Klarheit" seiner Ideen, und dasselbe erschloß ihm die eigentliche Bedeutung von Worten, die er früher nur auf Grund des Gebrauches verstand.

Auch machte er bald darauf den Versuch, Griechisch zu lernen, kam jedoch nicht weit damit, weil er „unübersteigliche Hindernisse" fand, was er sehr bedauerte, da das Griechische „eine Biegsamkeit und Leichtigkeit der Verbindung" besitze wie keine moderne Sprache. Später eignete er sich aber etwas mehr davon an.

Er wurde zusammen mit zwei anderen Knaben, Huet und Melin, unterrichtet. Die Unterrichtsmethode des Pfarrers von Courgis und des Abbé Thomas lief auf eine Überlastung des Gedächtnisses hinaus. Während Rétifs Kameraden des Morgens zwölf Verse aus dem Neuen Testamente und zwei Lektionen aus dem Katechismus in drei Viertelstunden auswendig zu lernen hatten, mußte er selbst nicht nur diese Aufgabe, sondern in derselben Zeit auch noch eine Lektion aus der Lehre von der besonderen Gnade, zwei Kapitel aus dem Katechismus von Fleury, eine Fabel von Phädrus oder eine Ekloge von Vergil oder eine lateinische Epistel des hl. Hieronymus oder ein Kapitel aus „De civitate Dei" des Augustinus bewältigen. Dabei waren andere profane Autoren streng verpönt. Man fürchtete den Polytheismus in denselben, was

Rétif kindisch findet. Denn ein Mensch, der überlege, werde doch niemals in Polytheismus verfallen.

An Sonn- und Feiertagen fand nachmittags Katechismusprüfung in der Kirche statt, gemeinschaftlich mit den Mädchen, während zwischen ihnen der Pfarrer im Mittelgange auf und ab ging. Diese Katechismusprüfung war für Nikolaus ein „köstliches Vergnügen". Da sah er die hübschesten jungen Mädchen, hörte sie aufrufen und antworten, und lauschte voll Entzücken dem Ton ihrer sanften, harmonischen Stimmen. „Ach! Wenn die Jansenisten geahnt hätten, was das für eine Wonne für mich war!" fügt er in Parenthese hinzu.

Der Ostersonntag des Jahres 1748 kam heran. Er sollte unserem Nikolaus dieselbe Offenbarung bringen, wie einst dem Petrarca der berühmte Montag der heiligen Woche (6. April) des Jahres 1327: die erste, einzige und wahrhaftige Liebe seines Lebens. Die „Laura" seines Lebens sollte ihm erscheinen.

Bevor er über diesen denkwürdigen Augenblick berichtet, wirft Rétif einen interessanten Rückblick auf seine bisherigen erotischen Erlebnisse, von denen er, gewiß richtig urteilend, sagt: ‚Für Marie Fouard hatte mein Herz gesprochen, aber ich hatte mit ihr doch nur an die Heirat gedacht, wie sie auf dem Lande üblich ist; Nannette hatte nur meine Sinnlichkeit erregt, Julie auch von meinem Gemüt Besitz ergriffen. Für Ursule hegte ich nur die beinahe pflichtgemäße Neigung als Cousin, Edmée Boissard hatte mich mit Bewunderung erfüllt, Melanie und Rosalie hatten meine Sinne herausgefordert, Esther (die Mulattin) hatte mich er-

obert, weil sie mir etwas Neues war, **aber** in **Courgis** sollte ich die echte Liebe kennen lernen."

Schon 3½ Monate hatte der Aufenthalt **Rétifs** in **Courgis** gedauert, ohne daß er einem Mädchen begegnet wäre, das ihn **Julie** hätte vergessen machen. Seine Phantasie malte ihm das Ideal eines Weibes als Quelle seines Glückes. Und wovon man träumt, das findet man bisweilen in der Wirklichkeit, indem der Traum, der Wunsch ihr zu Hilfe kommt. So kam der Ostertag des Jahres 1748 heran mit all seinem Feiertagsgepränge, dessen suggestive Wirkung eine bedeutsame Rolle bei der Genesis dieser einzigen, idealen Liebe gespielt zu haben scheint.

„Die jungen Mädchen waren in ihrem schönsten Staat, das Gotteshaus war von reichlichem Weihrauch durchduftet, das Hochamt gewann, von Diakon und Subdiakon (dem Kaplan und Abbé **Thomas**) zelebriert, eine imposante Majestät; ich war in einer Art Rausch. Die Mädchen zogen an mir zur Kommunion vorüber; als die hübschesten unter ihnen erschienen mir eine junge **Polin** mit rosiger Gesichtsfarbe, die die Tochter einer hübschen Frau, Madame **Chevrier**, war, und ein Patenkind **Marguerites**, **Marianne Taboué**. Diese kam meinem Ideal am nächsten. Als der Augenblick der Kommunion herangekommen war, sah ich die Männer sich zurückziehen und die Frauen und jungen Mädchen vorrücken, unter ihnen eine, die ich noch nicht gesehen hatte und die alle anderen überstrahlte. Sie war bescheiden, schön, groß, sie hatte ein jungfräuliches Aussehen, eine zarte Färbung der Wangen, die ohne Zweifel eine holde Schamröte und damit ihre Unschuld nur noch mehr hervortreten ließ. Sie war wie eine Nymphe gewachsen, geschmackvoller gekleidet als ihre Genossinnen und besaß überdies einen für mich allmächtigen Reiz, dem ich niemals widerstehen konnte, einen schönen Fuß. Ihre Haltung, ihre Schönheit, ihr Ge-

schmack, ihr jungfräulich zartes Antlitz, kurz alles zeigte mir das angebetete Gebilde meiner Phantasie verwirklicht, zu Fleisch und Blut geworden.

„Das ist sie!" sagte ich ziemlich laut. Denn es war ein so klarer und bewußter Gedanke, daß er sich in Worte umsetzen mußte, sie bemächtigte sich meiner ganzen Aufmerksamkeit, meines ganzen Herzens, meiner ganzen Seele, aller meiner Wünsche. Ich sah nichts mehr als sie — und doch wußte ich ihren Namen nicht."

Es war Jeannette Rousseau, die „zarteste" Frau, die Venus, die wahre Schönheit (M. N. XIII, 30), von jetzt ab der Schutzgeist, der gute Dämon seines Lebens, sein leidenschaftliches, angebetetes Ideal. „Amo statim, dein ardeo, saepeque furo" schrieb er in sein erstes Tagebuch, den „Codex" (Mes Inscripcions éd. Cottin, S. XXIX). Er liebte sie nicht wie eine Schwester, nicht wie eine Freundin, nicht wie eine Göttin, sondern mit einer „lebendigen, gewaltigen Neigung", weil ihm ein unbewußtes Gefühl sagte, daß sie die Ergänzung zu seinem eigenen Sein sei, die Bedingung seines vollständigen, dauernden Glückes.

Rétif kann nicht oft genug die ungeheure Bedeutung dieser Liebe für seine weitere Entwicklung hervorheben. Noch im Jahre 1794 ruft er aus: „Ich habe alles getan, um dieses Mädchen zu verdienen, das ich niemals besessen, niemals gesprochen habe, dessen Namen heute noch, nach sechsundvierzigjähriger Trennung, mich im Alter von sechzig Jahren mit tiefer Bewegung erfüllt, obwohl ich es niemals gewagt habe, mich nach ihrem Schicksal zu erkundigen. Ich bete sie noch immer an, trotz allem, was ich später erlebt habe, und wie ein großes Unglück fürchte ich die Nachricht von — ihrem Tode!"

Der Liebe zu Jeannette Rousseau, der ewigen Erinnerung an sie verdankte er seine ganze Lebensenergie, den Mut, gegen widrige Schicksale anzukämpfen. Lange Jahre hindurch war sein tägliches Gebet: Unam petii a Domino, et hanc requiram omnibus diebus vitae meae! Hätte er sie alle Tage gesehen, so wäre er, wie er meint, groß geworden wie Voltaire und hätte Rousseau weit hinter sich gelassen.

Diese leidenschaftliche, unendliche Liebe zu dem fast um drei Jahre älteren (am 19. Dezember 1731 geborenen) Mädchen äußerte sich manchmal auf recht phantastische Weise. So schrieb er das Datum ihrer Geburt auf Täfelchen und benutzte diese als eine Art von Talisman, dessen Betrachtung ihm Mut zur Arbeit und zur Tugend gab. Er suchte in der Kirche den Platz Jeannettes auf, kniete nieder, betastete ihren Sitz, küßte den Stein, den ihre zarten Füße betreten hatten, und ging weg, das Herz voll Freude und Wonne.

Ganz wie Rousseau schildert er die Erhöhung des Naturgefühls durch die Liebe. Oft brach er schon um 2 Uhr morgens im Sommer auf, um den Sonnenaufgang zu beobachten. Er durchwanderte ein tiefes, schmales Tal östlich von Courgis, in dem der Vater Jeannettes Pappelbäume stehen hatte, die von einem eisig kalten Bache umflossen wurden. Er liebte diese großen Bäume leidenschaftlich wie ein Stück von Jeannette selbst. Dann erstieg er einen hohen Hügel, genoß voll Entzücken das Erwachen der Natur und den prachtvollen Aufgang der Sonne und verschmolz das Bild der Geliebten mit dem Zauber dieser Morgenstimmung. Denn man

muß „jung und verliebt sein, um den ganzen Zauber eines schönen Sonnenaufganges zu empfinden".

Unter dem Einfluß der Liebe verstärkte sich sein Heimatsgefühl. Oft besuchte er von Courgis aus das Elternhaus in Sacy, suchte dort alle Orte auf, wo er Angenehmes erlebt hatte, und vergoß in dem Gedanken an Jeannette Rousseau Tränen der Rührung und Freude.

Bei diesen Ausflügen nach Sacy und La-Bretonne hatte er ein Abenteuer mit einem Mädchen Marguerite Miné, das er nicht verschweigen will, wie er sagt, obwohl es ihm den Vorwurf zuziehen muß, „unmoralisch" zu sein, ein „neues Wort", das er jetzt von allen Seiten höre.

Marguerite Miné, ein sehr hübsches Mädchen, stand vor der Heirat mit einem reichen Bauernburschen Covin. Es war eine Liebesheirat. Deshalb war es erklärlich, daß das Mädchen „in Wonne und Freude schwamm", als Nikolaus ihr zwei Tage vor der Hochzeit begegnete und sie bat, ihm nachher zu sagen, was „die Ehe sei". Sie versprach es. Am Sonntag nach der Hochzeit Marguerite Minés fand in La-Bretonne die Einbringung des Heus in die verschiedenen Scheunen statt, an der die ganze Jugend sich beteiligte. Dies geschah nach dem Abendgottesdienste. Man aß dabei Rahm und „Galotes", ein Gebäck aus in Milch geknetetem und dann in einer Art Brühe gekochtem Teig. Nikolaus und Marguerite blieben, während die übrigen, darunter auch ihr eben angetrauter Gatte, essen gingen, allein in einer Scheune zurück, und hier bat Nikolaus um die Erklärung des Begriffes „Ehe", indem er völlige Unwissenheit heuchelte. Er er-

wartete zunächst nur Theorie, Marguerite aber begann ihn praktisch in alles einzuweihen, ging von Einzelheit zu Einzelheit, bis zur völligen Lösung der Frage, die für ihn „glücklicher ausfiel" als jemals zuvor. Rétif versichert, daß weder er noch Marguerite irgend etwas Unmoralisches oder Sündhaftes in dieser „Lektion" gefunden hätten. Er habe sogar während derselben mit großer Zärtlichkeit an seine geliebte Jeannette gedacht! Ja, er meint, daß diese Akte frühreifer Mannbarkeit ihn gerade von einem liederlichen Leben zurückgehalten hätten. „Ich fand deshalb das Weib nicht weniger begehrenswert, nur kam dann mein Herz mehr ins Spiel als die Sinne, namentlich gegenüber Jeannette."

Wie man sieht, hinderte dieser Platonismus unseren Nikolaus nicht, den Begierden der physischen Liebe nachzugehen. Das Abenteuer mit Marguerite Miné hatte seinen „Organen ihre volle Entfaltung gegeben" und seine Phantasie wieder ganz aufs Erotische gerichtet. „Ich litt, ein verzehrendes Feuer glühte in meinen Adern, ein Sturm von Empfindungen durchtobte mich." Er wurde „Wüstling", ohne seine „Naivetät" zu verlieren. Die polygame Anlage seines Wesens trat hervor, namentlich da er sein leidenschaftliches Temperament nicht durch den Besitz Jeannettens beruhigen konnte. Sie allein, sagt er, hätte ihn zu einem „Monogynen" machen können.

In dieser Zeit der Gärung fielen ihm die Komödien des Terenz in die Hände, die ihn entzückten und alle seine Leidenschaften noch stärker anregten. Ganz von selbst richteten sich seine ero-

tischen Wünsche auf das erste Weib, das stets in der Nähe war, auf die Wirtschafterin seines Bruders, Marguerite Paris. Während sich seine Phantasie glühend für die unerreichbare Jeannette entflammte, wirkte die trotz ihrer 40 Jahre noch recht hübsche und trotz ihrer Frömmigkeit ein wenig kokette Marguerite durch ihre ständige Nähe um so stärker auf ihn. Rétif sagt, daß die Natur die Jünglinge mit Vorliebe zu solchen reifen Frauen führt, bei denen sie nicht zärtliche Liebe, sondern nur Genuß und Befriedigung ihrer Begierden suchen. Außerdem bezauberten ihn die geschmackvolle Frisur Marguerites und ihre wunderschönen Pariser Schuhe, neue, weiß gestickte Pantoffeln von schwarzem Maroquin mit hohen Absätzen. Darüber waren feine baumwollene Strümpfe mit blauem Einsatz sichtbar. Dieser reizende Fuß erweckte in Nikolaus, bei dem jetzt die Pubertät völlig eingetreten war — seine Stimme brach sich und er fing an, das Rasiermesser zu gebrauchen —, die heftigste Sehnsucht, von ihr die höchste Gunst zu erlangen. Gelegentliche Berührungen ihres Körpers steigerten dieses Verlangen bis zur Siedehitze und führten ihn zu „Verirrungen, die man nicht erzählen kann".

Bald aber sollte er sein Ziel erreichen. Er mußte sie auf einer kleinen geschäftlichen Reise nach Auxerre begleiten, wozu sie sich besonders schön herausputzte, so daß sie 10 bis 15 Jahre jünger aussah. Sie ritt auf einem Esel, während Nikolaus an ihrer Seite schritt. Bisweilen stieg sie ab, und er bewunderte ihren verführerischen und ungezwungenen Gang, wie ihn schön gebaute Frauen mit hohen Knöcheln haben. Die Unterhaltung betraf

einen beiden teuren Gegenstand: Jeannette Rousseau. Denn ihr Vater war einst die stille Liebe Margueritens gewesen. Nach Erledigung der Geschäfte in Auxerre nahmen sie ihr Mittagsmahl bei einer Madame Jeudy, einer Jansenistin, ein, in deren Hause recht eigentümliche Verhältnisse herrschten. Sie hatte eine hübsche Nichte und eine noch schönere Tochter bei sich, die sich kürzlich verheiratet hatte, aber nur durch den Priester, nicht durch die Natur ihrem Manne angetraut war! Das Paar mußte nämlich bei der Madame Jeudy wohnen, die es streng bewachte und keinerlei intimeren Verkehr zwischen den beiden duldete. Ebenso waren zärtliche Blicke und Gespräche bei Tisch verpönt. Die Schilderung dieses Diners bei Madame Jeudy ist ein ganz köstliches Genrebild, bei dem auch Gérard de Nerval in den „Illuminés" verweilt. Später kamen Nikolaus und Marguerite Paris noch einmal wieder nach Auxerre und speisten bei Madame Jeudy, wo die junge Frau Buße tun mußte, weil sie inzwischen von ihrem Manne ein — Kind bekommen hatte. Diesen letzteren hatte die erboste Schwiegermutter als — Wüstling und Verführer zu seinen Eltern zurückgeschickt!

Auf dem Heimwege von Auxerre rasteten Marguerite und Nikolaus in dem Tale von Montalery und nahmen dort das Abendessen ein, welches vertrauliche Beisammensein der kecke Nikolaus zu dem ersten Versuche einer Verführung benutzte, die dieses Mal noch mißlang, aber nur, trotz der momentanen Ablenkung durch die Erzählung der romantischen Lebensgeschichte Marguerites, die Sinnlichkeit des Knaben noch stärker reizte.

Nach der Rückkehr ins Pfarrhaus schlich er sich noch in derselben Nacht heimlich zu ihr und verführte sie im Schlafe. Wenige Monate später mußte sie Courgis verlassen, weil sie die Folgen dieses Überfalles spürte. Sie ging nach Paris, wo sie heimlich mit einer Tochter niederkam. Sie hatte Nikolaus verziehen und war in Liebe von ihm geschieden.

Für ihn war dieses Abenteuer nur der Beginn einer Periode des heftigsten Erotismus. Rétif scheint eine sehr stürmische Pubertät durchgemacht zu haben. Er sagt selbst darüber: „Nach diesem Erlebnis wurde mein Geschlechtstrieb, der noch frisch, aber doch vollständig entwickelt war, ein gebieterischer. Ich empfand noch stets die gleiche Verehrung für die keusche Schönheit der sittsamen Jeannette. Denn sie erweckte Empfindungen in mir, die über den Zweck der Natur weit hinausgingen. So begehrte ich jetzt andere Frauen und Mädchen, die ich unendlich weniger liebte, nur noch stärker. Meine Phantasie war gegen meinen Willen von wollüstigen Bildern erfüllt. Durch die Religion und durch die Arbeit suchte ich sie zu verscheuchen, doch sie kehrten immer wieder. Infolge meiner Erlebnisse konnten sie jetzt nicht mehr undeutlich und farblos bleiben. Sie beruhten nun auf einer festen Grundlage, und lebhaft begehrte ich alles, was mir fähig schien, mir die ersehnte Empfindung zu verschaffen... Ich war verzehrt von Begierden nach allen hübschen Frauen des Ortes. Meine erhitzte Phantasie zeigte mir öfters ein Serail, das aus diesen Schönen zusammengesetzt war, und verstieg sich bis zur Zahl zwölf. Weniger hätten meinem Appetit nicht genügt. Ich verirrte mich in einem Labyrinth

von Unzüchtigkeit, wenn ich mich mit diesen Odalisken befaßte.“

Da die Gelegenheit zur physischen Befriedigung seiner erotischen Begierde fehlte, trat die geistige Ausschweifung immer mehr an Stelle der körperlichen. Er suchte sich von dem übermäßigen Drange zu befreien, indem er ihm in poetischen Versuchen Ausdruck gab. So fing er an, in Nachahmung des Terenz, eine lateinische Komödie in Prosa zu schreiben, von stark erotischer Färbung, und in der Mädchen mit ihren Burschen eine sehr freie Sprache führten, die wesentlich den obszönen Erzählungen des Pierre Courtcou nachgebildet war. Unter anderem schilderte Nikolaus darin sein Erlebnis mit Marguerite Paris bis auf die kleinsten Einzelheiten. Aus Furcht vor Entdeckung zerriß er die Blätter und warf sie zwischen Sacy und Joux fort. Sie fielen aber dem zufällig des Weges kommenden Pfarrer Foudriat von Sacy in die Hände, der die zerrissenen Stücke wieder vereinigte und las, aber nach einer Ermahnung an Nikolaus das Ganze verbrannte, ohne weitere Anzeige zu machen.

Hierauf faßte der unverbesserliche Nikolaus den Plan, die Reize Jeannettes, Marguerites und aller Schönen von Courgis und seine daran sich heftenden Begierden in französischen Versen zu besingen. Diese Idee gewann greifbare Gestalt nach einem Besuch in Vermenton, wo er zwar die schöne Colette Collet nicht angetroffen hatte, dagegen bei seinem Schwager die galanten Dichtungen des Abbé von Montreuil entdeckte.

„Immer wieder las ich sie! In wollüstiger Verirrung hatte ich oft verheiratete Frauen begehrt, aber das konnte

ich mir nicht denken, daß in der Hauptstadt meines Vaterlandes der Ehebruch als vornehmer Zeitvertreib galt! Diese neuen Erfahrungen, die nicht zur Reinheit meiner Sitten beitrugen, sog ich gierig in mich ein. Auch machte ich dabei einige Beobachtungen über Verstechnik, namentlich über die des Alexandriners. Die Lektüre des Terenz ließ mir betreffs der schönen Literatur den ersten Schleier von den Augen fallen. Als ich den galanten französischen Dichter las, sank ein zweiter, so daß ich in das Sittenleben meiner Nation, des Hofes und der großen Welt Einblick bekam. Die Galanterie erregte meine Aufmerksamkeit um so mehr, als es ein Abbé war, der sie besang. Bis jetzt hatte ich nur fromme und strenge Abbés gesehen. Ein galanter Abbé war ein Phänomen für mich! Wenn ich die Liebesgedichte las, die Montreuil an Mädchen, namentlich aber an Frauen richtete, zweifelte ich oft, daß Sitten, wie die geschilderten, möglich wären. Er erst gab mir eine leichtfertige Ansicht von der Treue in der Ehe." (Übersetzung von Nestler.)

Dieses Vorbild wurde nun alsbald nachgeahmt. Nikolaus begann die Abfassung einer neuen erotischen Dichtung, dieses Mal in französischen Versen, die allerdings sehr schlecht waren. Es war das „schlechtgereimte Produkt" seiner „Delirien". Der Held dieser Dichtung war er selbst. Das Motiv war seine Belohnung für einen großen, dem Staat geleisteten Dienst. Der König sollte ihm als höchsten seiner Wünsche nicht weniger als — zwölf junge Mädchen gewähren, damit er mit diesen auf einem ihm gleichfalls geschenkten Grundbesitz in seiner Heimat herrliche Tage verleben könne. Und zwar sollten diese zwölf Mädchen nur aus den Dörfern Courgis, Sacy und Nitry stammen.

Die Zahl „12" wählte Rétif nach der Zahl der Monate. Für jeden Monat war eine Geliebte bestimmt. Hier spukt bereits sehr deutlich die Idee

des späteren „Kalendrier" vor. Der Titel sollte „Die zwölf Monate" oder besser noch „Meine zwölf Arbeiten" lauten. Jedes Mädchen wurde ausführlich geschildert und ein Bild der mit ihr gekosteten oder zu kostenden Wonnen gegeben. Nur der Dezember (der Monat Jeannette Rousseaus) glänzte in reiner Keuschheit ... „Um mich in ihren Augen zu rechtfertigen, ließ ich sie glauben, daß meine „zwölf Arbeiten" nicht eine Belohnung, sondern eine Strafe seien, die der Neid und die Verleumdungen meiner Feinde über mich heraufbeschworen hätten, daß ich mein Leben verwirkte, wenn ich nicht von all den Mädchen ein Kind erhielt."

In den Erholungsstunden arbeitete er ununterbrochen an dieser seltsamen Dichtung. Er trug das Manuskript und Schreibzeug stets in der Tasche bei sich und lebte und webte eine Zeitlang in diesen ausschweifenden Phantasien. Während er so höchst obszöne Verse dichtete, floh er die jungen Mädchen, besonders die geliebte Jeannette Rousseau, der gegenüber ihn eine unüberwindliche Schüchternheit befiel. Im Juli 1749 beendigte er diese Dichtung, die ihm nun ein Gegenstand beständiger autoerotischer Genüsse wurde. Er las sie oft, deklamierte sie laut vor sich hin und erfüllte so beständig seine Phantasie mit wollüstigen Bildern. Auch fügte er neue schlüpfrige Episoder hinzu wie z. B. die Szene mit Marguerite Miné.

Da fiel eines Tages dieses kompromittierende Manuskript dem Abbé Thomas und dem Pfarrer von Courgis in die Hände. Zunächst eisiges Schweigen von seiten der beiden geistlichen Brüder. Der Vater in Sacy wurde von ihnen benachrichtigt

und erschien am dritten Tage, um dem Sünder eine Strafpredigt zu halten, die den tiefsten Eindruck auf ihn machte. Seine Brüder behandelten ihn fortan mit außerordentlicher Strenge und verboten ihm sogar die Lektüre sehr harmloser Bücher, wie z. B. des „Theatrum mundi". Ihre offene Feindseligkeit erfüllte den Knaben mit dem Gefühl des Hasses. Heimlich wandte er sich in einem Briefe an den jetzigen Leiter von Bicêtre und bat um eine Anstellung, wobei er sich über das Verhalten seiner Brüder beklagte. Der Brief wurde aber an letztere zurückgeschickt. Es kam wieder zu einem großen Skandal. Nikolaus entfloh heimlich, wurde aber wieder zurückgebracht und schlimmer als zuvor behandelt. Sowohl der Abbé als auch der Pfarrer suchten auf alle mögliche Weise das weitere Studium Rétifs zu hintertreiben. Sie hielten ihn für einen ausschweifenden Menschen, der nur für sexuelle Dinge Interesse hätte, ohne bei ihrer angeborenen Indolenz den tiefen Zusammenhang zwischen dem Geschlechtstriebe und geistiger Tätigkeit zu ahnen. Gerade diese leidenschaftliche Natur nährte in unserem Nikolaus die Lust und Liebe auch zu geistiger Betätigung, feuerte ihn an zum Weiterstreben und Weiterschaffen. Der Vater, dem die Brüder fortwährend zusetzten, Nikolaus lieber ein Handwerk ergreifen zu lassen, hatte eine viel richtigere Vorstellung von der Natur seines Sohnes und weigerte sich zunächst, in diesen Berufswechsel einzuwilligen, da man vor dem zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Lebensjahre über einen Menschen überhaupt kein entscheidendes Urteil abgeben könne.

Ein großes Unglück, das Courgis heimsuchte, nämlich ein fast das ganze Dorf einäscherndes Großfeuer, das Rétif sehr dramatisch schildert, unterbrach für eine Weile die Intrigen der Brüder gegen sein Studium. Schließlich aber kam es nach einem neuerlichen unabsichtlichen Fehltritt des Knaben zum Bruche, und man nötigte den Vater, ihn aus Courgis abzuholen und ihn ein Handwerk lernen zu lassen.

Das Verhalten seiner sonst von Natur durchaus nicht bösartigen Brüder erklärt Rétif aus dem Umstande, daß Kinder desselben Vaters, aber von verschiedenen Müttern, sich eben niemals aufrichtig lieben können.

Drittes Kapitel.

Die Lehrlingszeit in Auxerre. Madame Parangon.

(Vierte Epoche, 1751—1755.)

Wir kommen jetzt zu dem interessantesten Abschnitt der Lebensgeschichte Rétifs, dem Höhepunkte seiner Entwicklung. Hier, in Auxerre, ward der Knabe, der Jüngling ganz zum Manne. Es war die Zeit der „grandes passions". Und trotz seiner Stellung als Lehrling hatte er unvergleichlich mehr Freiheit als in Courgis und ward mit einem Schlage, wie er sagt, zum „Herrn seiner Lebensführung und Weiterentwicklung". Der gewählte Beruf, die Buchdruckerei, sollte für sein späteres Leben von größter Bedeutung werden. Er bestimmte in gewissem Sinne die ganze Art und äußere Form seiner späteren Schriftstellerei und ermöglichte ihm, wie wir noch sehen werden, das fast momentane Festhalten der Erlebnisse und Eindrücke. Der Druckerberuf war ihm Mittel zum Zweck, nicht der Zweck selbst. „Ich bin," sagt er, „für etwas geboren, das den Lettern verwandt ist, aber nicht für die Lettern selbst."

Auch das erotische Element trat nun in einem ganz anderen Maße in sein Leben ein. Nicht mehr einzelne Mädchen und Frauen sind es, wie früher, es ist ein ganzer Schwarm, es ist eine wahre „Fülle der Gesichte". Er lebt gewissermaßen beständig in

einer glühenden Atmosphäre der Sinnlichkeit, deren hohe Temperatur durch die große Zahl der ihm tagtäglich vor Augen kommenden schönen und hübsch gekleideten Mädchen bedingt wurde. Und inmitten dieser heißen Erotik, eigentlich beständig sie nährend, entwickelt sich ein merkwürdiges Liebesidyll, das schönste im Leben unseres Helden. Madame Parangon steht im Mittelpunkte desselben, vielleicht die „süßeste und rührendste Figur" der Zeit, die edle „befleckte Lilie", ein Wesen von entzückender Reinheit und Frische. Die Goncourts, die diese Beiworte gebrauchen, betrachten diese Episode aus dem Leben Rétifs als ein kulturgeschichtliches Dokument, das die zärtliche, stille Liebe der kleinen Bürgersfrau inmitten der Korruption des Rokoko verewigt (E. und J. de Goncourt, La femme au 18e siècle, Paris 1878, S. 276). Für uns ist es noch mehr. Wir verdanken dem Parangonidyll das beste und reifste Werk Rétifs: den „Paysan perverti".

1. Das Haus Parangon.

Colette, die älteste Tochter des Notars Collet in Vermenton, war seit kurzer Zeit mit einem Buchdrucker in Auxerre verheiratet, dem Rétif den Namen „Parangon" gibt, der aber, wie jetzt festgestellt ist, in Wirklichkeit Fournier hieß. Sie hatte Nikolaus seit ihrer ersten Bekanntschaft mit ihm nicht vergessen und gewann auch jetzt, als er öfter im Auftrage seines Vaters von Sacy nach Vermenton kam und im Hause ihres Vaters, wo sie gerade zum Besuch weilte, vorsprach, von ihm den besten Eindruck, für den gewiß schon damals ein

leises Gefühl der Zärtlichkeit mitbestimmend war. Rétif hatte bei diesen Besuchen Gelegenheit, durch schlagfertige Abwehr der Hänseleien mehrerer frecher Burschen sich in vorteilhaftem Lichte zu zeigen. Es ist sicher, daß Madame Parangon bald darauf dem Vater unseres Nikolaus den Wunsch aussprach, ihn als Lehrling in der Druckerei ihres Mannes unterzubringen, und auch schon damals die Absicht andeutete, ihn später mit ihrer jüngsten Schwester Fanchette Collet zu verheiraten.

Nikolaus, der über der bezaubernden Erscheinung Colettens selbst seine geliebte Jeannette Rousseau vergaß, war glücklich in dem Gedanken, bald mit ihr unter demselben Dache leben zu dürfen. Mit verdoppeltem Eifer lag er bis zur Übersiedlung nach Auxerre seinen Studien ob und lernte in diesen wenigen Wochen noch das Lateinische als Umgangssprache leicht und fließend sprechen.

Der 14. Juli 1751 war der Tag, an dem für ihn ein ganz neues Leben beginnen sollte. Nach zärtlichen Abschiede von der geliebten Mutter, und eine Strecke von dem Vater begleitet, machte er sich in der Morgenfrühe auf und kam vor Mittag in Auxerre an.

Er schildert uns die Ankunft und die ersten Leiden des neuen Lehrlings im Hause Parangon in sehr hübschen Genrebildern. Die Herrin des Hauses war gerade abwesend und kehrte erst nach drei Monaten von Paris zurück. Sie wurde während dieser Zeit durch ein Fräulein Manon Gauthier vertreten, eine entfernte Cousine unseres Nikolaus, der trotzdem mit vollkommener Verachtung von ihr behandelt wurde, da sie ihn bei seiner Ankunft sofort

in die Küche wies und ihn durch herzlose und spöttische Bemerkungen tief verletzte. Dafür nahmen sich die hübsche Köchin Aimée und der Hausdiener Tourangeot seiner mit großer Freundlichkeit an, halfen ihm seine Sachen unterbringen und machten ihn beim Mittagessen in der Küche mit dem Personal der Druckerei bekannt. Sein aus Vermenton gebürtiger Kamerad Boudard, der ältere Lehrling, führte ihn nach Tisch in die Druckerei, wo alle über seine „verblüffte Neulingsmiene" lachten und rohe Bemerkungen über ihn machten. Er machte auch in seiner Tracht einen ziemlich einfältigen Eindruck und sah aus „wie ein junger Landgeistlicher mit einem Stich ins Komische". Die erste Arbeit, die man ihm anwies, bestand darin, als „Aufleser" zu fungieren, d. h. die auf den Boden gefallenen Lettern wieder aufzuheben und wieder in den Kasten zu tun. Er mußte, wie er sagt, die Nase wie ein Pariser Lumpensammler in den Dreck stecken. Im übrigen wurde seine Arbeitskraft in rücksichtsloser Weise ausgenutzt. So viele Gesellen, so viele Herren. Er schildert sehr ergötzlich diese vielfältigen Plackereien.

„Es verging beinahe kein Augenblick am Tage, wo ich nicht allerlei unnütze, ungerechte, lächerliche und bisweilen sogar strafbare Aufträge erhielt. Ich mußte nicht nur der Kommissionär bei allen wirklichen, sondern auch bei allen eingebildeten Bedürfnissen der zweiunddreißig Gesellen, des Meisters, zweier Frauen, meines Kameraden und sogar des Dieners sein. Für jeden hatte ich Gänge zu gehen und Besorgungen zu machen. Aber nicht genug, ich mußte auch den Postillon d'amour dieser Herren spielen, ihre Liebesbriefe voll grober und wüster Erotik zu ihren Geliebten tragen, deren ich mich für meine eigene Person geschämt hätte.

Und was das Schönste war, für etliche, die nicht schreiben

konnten, mußte ich schreiben oder mündlich ihre plumpen Liebesbeteuerungen ausrichten und darlegen, bald einem Wäschermädel, bald einer Köchin. Boudard war seinerzeit einmal von einer gewissen Babette, einer Plätterin, tüchtig an den Ohren genommen worden, weil er die leidenschaftliche Botschaft des Vlämen Rüttot allzu wörtlich überbracht hatte. Ein Lehrjunge war in jenen Zeiten vor der Revolution schlimmer daran als ein Sklave, da er weder Seele, noch Gefühl, noch Scham haben durfte. Er war ein wortloses Werkzeug, dessen sich der Geselle nach Belieben bediente. Der Unglückliche konnte sich noch glücklich schätzen, wenn er gelegentlich dieser schuftigen Aufträge der dreifachen Gefahr entrann: entweder von seinen Eltern oder von dem Gesellen oder vom Meister Prügel zu empfangen. Er konnte es sogar mit den Gerichten zu tun bekommen. Alle diese Leute hatten nicht die geringste Ahnung von guten Sitten, und ich wunderte mich auch nicht, als ich merkte, daß die Lehrzeit mehr dem zynischen Laster und dem Lotterleben als dem Handwerk galt. Mein Kamerad B o u d a r d , der vor seinem Eintritt in die Parangonsche Druckerei ein Mensch von vorzüglichem Charakter gewesen war (später ist er das übrigens als reifer Mann wieder geworden), war damals ein kleines Ungeheuer, der an allen Lastern genascht hatte. Tourangeot hatte als Lehrjunge in Flandern seinem Meister Gehilfe bei Notzucht und Raub sein müssen. Er erzählte uns kaltblütig, wie sein Meister ihm mitunter Mädchen vom Lande überlassen hatte, nach Befriedigung seiner Gelüste, wenn von den Eltern dieser Unglücklichen kein Groschen mehr zu erpressen war. Tourangeot war der Günstling des Meisters, weil er sich bereit erklärt hatte, ein früheres Dienstmädchen namens Marie zu heiraten, die jener nur durch diese verlockende Aussicht verführt hatte. Boudard wußte das alles und erzählte es mir gleich am ersten Tage. Mein Erstaunen darüber war so groß, daß ich ganz baff war. Aber kaum sah sich dieser junge Mensch der eben noch erduldeten Knechtschaft selbst ledig, so fing er im Verein mit den Gesellen an, mich zu schinden. Er studierte meine Schwächen, meine lächerlichen Seiten, um mich damit aufzuziehen und zu verhöhnen."

(Übersetzung von A. S c h u r i g.)

So redete man ihm eines Tages ein, er müsse sich — eiserne Handschuhe anschaffen, und Nikolaus ging wirklich zum Schlosser, der ihm lachend ein paar Eisenbleche um die Hände zusammenlötete. Nikolaus verdarb aber den bereits seiner harrenden Spöttern den Spaß, da er zur rechten Zeit die Intrige merkte und die „Handschuhe" entfernte.

Inzwischen hatte er Muße, sich etwas näher mit seinen Hausgenossen zu beschäftigen.

Der Herr des Hauses, Monsieur Parangon, war ein ziemlich roher Patron, ein „toller Weiberjäger", der beständig hinter allen weiblichen Wesen her war und weder die Dienstmädchen noch die Bürgerstöchter mit seinen brutalen Angriffen verschonte. Nikolaus hatte schon gleich im Anfang die Gelegenheit, ihn bei einem überaus rohen Versuche, das eben angekommene Dienstmädchen Tiennette zu vergewaltigen, zu überraschen. Auch Fräulein Gauthier sah sich gezwungen, noch vor der Rückkehr der Madame Parangon das Haus zu verlassen, um den sie bedrängenden Gelüsten des Hausherrn zu entgehen.

An ihre Stelle trat Manon Vernier, Parangons richtige Cousine, eine pikante, schnippische Pariserin, die unseren Nikolaus recht lieblos und grausam behandelte. Hierfür trösteten ihn die Freundlichkeiten des Dienstmädchens Aimée, der er einen großen Liebesdienst durch Vermittlung ihrer Korrespondenz mit ihrem Geliebten erwies, und nach ihrem Fortgange diejenigen Tiennettes, als deren Beschützer, wie wir sahen, er gleich aufzutreten Gelegenheit hatte. Später mußte er sie noch einmal

gegen die Angriffe des Werkführers Bourgoin schützen und bekam zum Lohn dafür von Tiennette das Angebot ihrer — Jungfrauschaft, das er aber in einer Anwandlung von Tugendhaftigkeit ablehnte. „Mein Verzicht auf die freiwillig gebotene Huld eines reizenden, unbeschreiblich reizenden Mädchens zählt heute zu den köstlichsten Freuden meiner Erinnerung.“

Diese Zurückhaltung, die Nikolaus sich während der ersten Monate seines Aufenthaltes im Hause Parangon auferlegte, erklärte sich hauptsächlich daraus, daß er immerfort an die Herrin des Hauses dachte, mit einer fieberhaften Erwartung ihrer Rückkehr entgegensah. Endlich kam dieser herrliche Tag. Am 22. November 1751 kehrte die Meisterin aus Paris zurück. „Madame Parangon! Dieses Wort klingt mir noch heute im Ohr.“ Es war die schönste Person, die er je im Leben gesehen.

„Madame Parangon war eine stattliche Frau von wundervollen Größenverhältnissen, mit einem Gesicht, in dem sich gleichmäßig Schönheit, Adel und der so pikante Reiz der Französinnen, der die Hoheit mildert, zu einem verschmolzen. Mit einer mehr als alle Farbe belebenden Blässe, mit feinem aschblonden, seidenweichen Haar, mit geschwungenen, stark und dunkel erscheinenden Brauen, mit schönen blauen Augen, die von langen Wimpern verschleiert, ihr jenen engelhaften und schlichten Ausdruck verliehen, der der größte Reiz der Schönheit ist; mit einem weichen, schüchternen, vollen, die Seele bestrickenden Klang der Stimme, mit wollüstigem und doch züchtigem Gange, mit schönlinigem Busen, dessen Rundungen fast die Höhe der Schulter erreichten, weichen fettlosen Händen, vollkommen geformten Armen, Beinen, so schön wie die schönsten Männerbeine, und einem Fuß, wie ihn zierlicher und wohlgestalteter nie ein schönes Weib gehabt hat.

Sie trug sich mit ausgesuchtem Geschmacke, der stets Bewunderung findet. Dem einfachsten Schmuck verlieh sie den siegreichen Zauber des Venusgürtels, dem niemand widerstehen kann. Sie hätte den auffallendsten Stoff in die Mode bringen können. Diese Reize krönte ein gütiger, aufmunternder Zug in ihrem Wesen und erweckte Verehrung selbst da für sie, wo die Gleichheit des Geschlechts nicht zur Anbetung zwang." (Übersetzung von Schurig.)

So sah Colette Parangon aus, als sie von Paris kam. Unbeweglich stand Nikolaus bei der allgemeinen Begrüßung dabei, er sah und hörte nur sie. Und auch sie hatte ihn nicht vergessen, sie hatte ihm aus Paris eine silberne Uhr mitgebracht und bekundete gleich nach ihrer Ankunft in mannigfaltiger Weise ihr großes Interesse für ihn. Vor allem wurde er aus der Küche entfernt, und mußte am Tische des Meisters mitessen. Auch die Laufjungendienste hörten auf. Die „Rekrutenzeit" war zu Ende. Die Zeit der großen Leidenschaften begann. Nikolaus folgt seinem Herzen, diesem „unentwirrbaren Irrgarten", den man nur an der Hand seiner Selbstschilderung deutlich übersehen kann.

2. Der Casanova von Auxerre.

Eigentümlich ist die Erscheinung im Leben Rétifs, daß eine tiefe, echte, leidenschaftliche Liebe zu einer Frau immer dann, wenn sie unbefriedigt, platonisch blieb, selbst wenn sie, wie bei Jeannette Rousseau von ihm selbst gewollter Platonismus war, doch einen um so ungezügelteren Erotismus gegenüber vielen anderen weiblichen Wesen auslöste, daß die Liebe zu einem Weibe immer die Begierde nach dem Weibe in ihm wachrief. Das sublime Gefühl verbarg sich hinter heißer Sinnen-

glut. Dann berauschte ihn, wie er sagt, die Gattung, nicht ein Einzelwesen. Dieser Hang zum Weibe wurde allmächtig, er opferte ihm alle anderen Gelüste, das Spiel, den Weingenuß, alle übrigen Zerstreuungen der Jugend.

Sogar seine eifrige geistige Tätigkeit, seine Beschäftigung mit Literatur und fremden Sprachen war ihm nur das Mittel zu diesem einen Zwecke, die Kraft des geschlechtlichen Begehrens zu steigern, war ihm stets „sexuelles Äquivalent". „Ich war geboren, alles den Frauen zu danken, Lust, Leid und selbst den Tod. Durch wirkliche Vorzüge wollte ich mich ihrer Zärtlichkeit würdig machen. Das war entschieden bei mir nicht verstandesmäßige Überlegung, es war eine Art Instinkt." So blieb er an den Sonn- und Festtagen oft zu Haus, um zu lesen, zu übersetzen und zu studieren. Er übersetzte Terenz und verschlang die Romane der Madame de Villedieu, die ihn drei Monate ins Land der Träume versetzten und ihn mit den leidenschaftlichsten Gefühlen erfüllten. Dann kamen Molière, Corneille, Boileau, Lafontaine, Racine an die Reihe. Auch die rein erotischen Schriftsteller wie Grécourt, Vergier, die „Contes" von Lafontaine usw. wurden eifrig gelesen. In allen Romanen, die er las, erkannte er Abbilder seiner angebeteten Madame Parangon.

Colette wurde jetzt der Mittelpunkt seiner Gedanken und Gefühle. Sie durchdrang ihn, wo er sie täglich aus der Nähe bewundern konnte, mehr und mehr. Er rannte gleich einem „jungen Stiere, den man an einen Pflock auf der Weide anbindet, nur um einen Mittelpunkt", was ihn freilich nicht

hinderte, während dieses Rennens gleichsam im Vorübergehen auch andere, fremde Berührungen zu suchen.

Der Leser wird fragen: schon wieder ein Ideal? Erst Jeannette, und jetzt Colette?

Darauf gibt Rétif die Antwort: „Hätte ich ehedem, als meine Liebesfähigkeit sich zu regen begann, Colette als erste gesehen, so hätte ich anstatt erst andere, einzig und allein Colette angebetet. Aber da ich sie nur flüchtig gesehen hatte, sie immer zu weit entfernt von mir gewesen war, und ich mich ihr erst nähern konnte, als mein Herz bereits berührt war, nicht nur von der Liebe, sondern auch vom Genuß und besonders von den Lastern der Stadt, so wurde Colette, meine Göttin, nicht mehr rein von mir verehrt. Zu dem Gefühl der Zärtlichkeit gesellte sich die Begierde. Ich sah ihre Reize mehr als ihre Tugenden. Mein Herz ersehnte sich nicht mehr ein reines Herz in ihr, wie ich es stets Jeannette gegenüber gewünscht hatte, von der ich ebensoviel Liebe wie Tugend erhoffte. Der Unterschied lag nicht in dem geringeren Wert Colettes, sondern in dem Umstande, daß sie verheiratet und Jeannette noch Jungfrau war. Sonst hätte ich Colette lebhafter, glühender, reiner geliebt. Ein Beweis dafür ist, daß ich ihre Frauentugend respektiert habe, obgleich mich gerade diese ihre Eigenschaft als Frau in Wut versetzte und in mir bald Eifersucht, bald nicht zu bändigende Wünsche erweckte. Jetzt, wo man sich über die Art meiner Empfindung für dieses himmlische Weib klar ist, wird man mir besser folgen können und sich über nichts mehr wundern."

Und wie verhielt sich die angebetete Frau selbst? Man kann auf die Entwicklung dieser Liebe die Worte anwenden: „halb zog sie ihn, halb sank er hin“. Ganz offenbar empfand auch Colette Parangon von Anfang an eine heimliche Zärtlichkeit für den hübschen verliebten Jungen, dessen Wesen in so angenehmem Kontrast stand mit demjenigen ihres rohen Gatten. Aber sie blieb tugendhaft, zurückhaltend. Nur ab und zu, blitzartig leuchtete ihre Liebe hervor. Die Seelen berührten sich für Augenblicke.

Solche kritischen Stunden und Tage in dieser Liebe waren besonders diejenigen der gemeinsamen Lektüre. Nikolaus las der geliebten Frau Stücke aus seiner Terenzübersetzung, dann Voltaires „Zaïre“, Corneilles „Cid“, die „Briefe des Marquis de Roselles“ u. a. vor. Während er las, ruhten die Augen von Madame Parangon auf ihm, ihr Arm stützte sich auf die Lehne seines Stuhles, berührte oft leicht seine Schulter. Bisweilen lehnte sie sich wie träumend, mit geschlossenen Augen, zurück, die Beine übereinander geschlagen, so daß ihr Fuß, dieser göttliche kleine Fuß sichtbar wurde. Welche Augenblicke, wie gefährlich war diese süße Atmosphäre heimlicher Vertraulichkeit, diese leise seelische und körperliche Berührung!

Oft auch bekam Nikolaus noch Intimeres zu sehen, wenn nämlich Tiennette ihre Herrin entkleidete. Er durfte sogar dabei helfen und hatte vollauf Gelegenheit, alle ihre Reize mit einem „Anschein von Unschuld und Naivetät“ zu verschlingen, während seine Sinne tobten. Die Gelegenheit, die Kleidungsstücke der geliebten Frau zu sehen und

zu tragen, scheint damals eine Art von Kleidungsfetischismus in ihm geweckt zu haben. Er suchte sich oft die getragene Wäsche Colettes zu verschaffen, packte sie gierig und bedeckte sie mit leidenschaftlichen Küssen. Auch sein Fuß- und Schuhfetischismus trat stärker hervor.

„Madame Parangon besaß einen Reiz, dem ich zeitlebens nie widerstehen konnte, einen niedlichen Fuß. Ihr Schuhwerk war in Paris gemacht, und zwar im erlesensten Geschmack, den eine hübsche Frau beweisen kann. Er besaß jene verführerische Feinheit der Form, die Seele und Sinnlichkeit in sich zu einen scheint. Bald trug Colette Schuhe von einfacher weißer Seide, oder mit Blumen in Silberstickerei, bald rosafarbige Schuhe mit grünen Absätzen oder grüne Schuhe mit rosafarbigen Absätzen. Ihr geschmeidiger Fuß weitete den Schuh nicht aus, sondern machte ihn im Gegenteil noch graziöser und ließ die Form noch reizvoller zur Geltung kommen.

Als ich eines Tages heimkehrte, um zu studieren, sah ich Madame Parangon in einem eleganten Kostüm und in ausgeschnittenen rosaroten Schuhen, deren Einfassung und Absätze grün und die mit hübschen Rosetten von Edelsteinen besetzt waren. Da sie ganz neu waren, oder vielleicht, weil sie sie schonen wollte, vertauschte sie die Schuhe mit grünen, nicht minder verlockenden Pantoffeln mit roten Absätzen und Spitzengarnierung. Ich stand unbeweglich dabei und verzehrte sie mit meinen Blicken. Toinette setzte die Schuhe ihrer Herrin auf einen kleinen Tisch neben der Tür, und dann begaben sich alle beide nach dem ersten Stock, indem sie mir bedeuteten, ich möge bis zu ihrer Rückkehr warten.

Von der heftigsten, ganz abgöttischen Leidenschaft für Colette fortgerissen, wähnte ich sie leiblich zu sehen und zu fühlen, indem ich die Schuhe, die sie eben noch getragen hatte, mit meinen Händen betastete. Ich drückte meine Lippen auf das eine dieser Kleinode, während mir in einem Anfall von Raserei das andere das Weib ersetzte...

Als ich mich wieder beruhigt hatte, kritzelte ich in den Gegenstand meiner Wollust ganz klein die Worte: „Ich bete

dich an" und setzte die eleganten Schuhe wieder an ihren früheren Platz...

Dieser bizarre, wahnsinnige Genuß schien mich — wie soll ich sagen? — auf geradem Wege zu Colette selbst zu führen."

(Übersetzung von A. Schurig.)

Kein Zweifel, daß Colette die Leidenschaft, die sie eingeflößt hatte, sehr wohl erkannte. Aber kein Wort, kein Blick verriet es. Ihr Benehmen wies stets unseren Nikolaus in die gebührenden Schranken zurück. Er wagte es nicht, seine Liebe mit Worten zu offenbaren. Oft aber eilte er zu einer kleinen Insel in der Yonne, seiner „Liebesinsel", um hier in der Einsamkeit ganz ungestört in dem Gedanken an seine Liebe zu schwelgen und tausend Geständnisse derselben sich zu wiederholen. Oft sah er dort den Abendstern, die Venus, ihren Stern, das Geschenk Gottes an die Geliebte.

Aber diese Träume, diese Phantasien genügten ihm nicht in dieser Frühlingszeit seines Lebens, befriedigten nicht einen geheimen, unwiderstehlichen Drang, dem ganz neue Empfindungen zugrunde lagen. Die Qualen heimlicher, unbefriedigter Liebe sind gerade in dieser Zeit der Pubertät die Ursachen erotischer Exzesse. „O Colette, ich liebte nur dich," sagt er später, aber es „blieb eine Leere, die ich durch alles, was mir liebenswert erschien, ausfüllte!" Alle anderen von ihm geliebten Frauen waren ihm nur ein „Spiegel", in dem er ihr Bild erblickte. Man muß aber gestehen, daß niemals ein einziges Bild in so vielen und so verschiedenen Spiegeln betrachtet worden ist! Wir haben es in den Jahren 1751 bis 1755 mit dem „Casanova

von Auxerre" zu tun. Wie Casanova nahm auch Rétif in bezug auf die Liebe oder besser den Liebesgenuß die „Gelegenheit beim Schopfe"; was ihm in den Weg kam von jungen weiblichen Wesen, schönen und häßlichen, unschuldigen und raffinierten, vornehmen und gewöhnlichen, klugen und dummen, wurde sein oder war jedenfalls Gegenstand seiner Begierde. Er suchte nicht, er fand, er flog von einer zur anderen, und träumte von allen zugleich!

Kaum war er in Auxerre angekommen, als ihn schon seine schöne Nachbarin zur Linken, Manon Prudhot, freundlich anlächelte, während von rechts die drei reizenden Schwestern Baron — Madelon, Manon und Berdon — mit ihm kokettierten und ihn zum Zeugen ihrer abendlichen Toilette im „Gewande der Grazien" machten. O wie bald liebte er sie alle, am meisten die lebhafte, lustige, kokette Madelon Baron, deren herrlichen Gesang er so oft mit Entzücken lauschte. Mit 18 Jahren ist man noch ein Sophist der Liebe und kann wie Nikolaus mit einiger Gewissensruhe feststellen, daß die eine (Manon Prudhot) „durch das Herz auf die Sinne", die andere (Madelon Baron) „durch die Sinne auf das Herz" wirke, was nicht hindert, daß der glückliche Gegenstand dieser zwiefachen Wirkung auch noch wie „Buridans Esel" zwischen Manon und Berdon Baron hin und her schwankt.

Madelon Baron war das erste Opfer — im wahren Sinne des Wortes — unseres jugendlichen Don Juan. Ausführlich schildert er ihre Verführung, wie er dann jede Nacht zu ihr schleicht, und wie sie plötzlich ihm durch einen tragischen Tod entrissen wird. Nichts blieb ihm von diesem süßen Liebes-

idyll als — die Schuhe der Geliebten, die er pietätvoll aufbewahrte und einige ihrem Andenken geweihte Verse in einem alten Notizbuch.

„Ach, nach einundvierzig Jahren liegt jenes kleine Buch vor mir, meine Hände gleiten über das vergilbte Blatt, das ich damals in der verfallenen Kapelle beschrieben habe! Seine Schriftzüge sind halb verwischt von meinen Tränen, und etwas wie ein keuscher Hauch von verlorener Tugend schwebt daraus empor. Die Erinnerung durchzittert mich, ich weine wieder wie einst, jene Schmerzenstage steigen wieder vor mir auf und mit ihnen Madelon und die, die in meine müde Seele Trost träufelte. Auch sie habe ich längst verloren! Und wieviel Unbill habe ich seit jenen fernen Tagen erlitten.

Ich weine..., aber meine Tränen haben nichts Bitteres mehr, der alte gereifte Schmerz hat sie weich und süß gemacht. Sie glätten mir die runzligen Wangen und verleihen meinem welken Herzen etwas von seiner einstigen Kraft."

(Übersetzung von A. Schurig.)

Doch die Jugend vergißt schnell, und das Herz unseres Nikolaus war so groß und weit. Nach- und nebeneinander finden darin Platz: das Dienstmädchen Parangons, Toinette Dominé, deren Eroberung in einer mehr als drastischen Verführungsszene geschildert wird (Mons. Nicolas V, 212—213); die junge, schöne, schwarzäugige Winzerin Edmée Servigné aus Vaux, lange der Gegenstand seiner Träume, bis es ihm endlich gelang, sich einmal nachts zu ihr zu schleichen und die Schlafende zu verführen; die abschreckend häßliche Magd Jeanneton; die zarte Emilie Laloge und ihre mit volleren Reizen ausgestattete Freundin Therese Lalois, zwei Insassinnen des Mädchenpensionats der Madame Hardouin, mit denen er zusammen Erdbeeren pflückte; die kleine Pariserin Flipote,

die sich ihm nur aus Versehen hingab, indem sie ihn in der Dunkelheit der Nacht mit ihrem erwarteten Geliebten verwechselte.

Das waren immer noch bescheidene Anfänge in der Ars amandi. Eine ganz neue Welt für dieselbe eröffnete sich ihm im Laufe des Jahres 1754, als er, durch einen holländischen Lehrer in die Tanzkunst eingeweiht, sich nunmehr an dem lockeren und tollen Treiben in den Tanzsälen von Auxerre beteiligte und dadurch in ganz neue Gesellschaftskreise hineinkam.

Am Tage hatte er seinen gewöhnlichen Verkehr mit der bürgerlichen Welt, am Abend mit den Tänzerinnen, die fast alle Töchter von Arbeitern und Handwerkern waren. Ebenso gehörten die jungen Männer der Tanzsäle dem vierten Stande an.

Nikolaus war ein sehr guter Tänzer und daher von den Mädchen sehr begehrt. Unter den in Auxerre üblichen Tänzen erwähnt er das Menuett, den Bretagner, den Matrosentanz, den Passepied, den Holzschuhtanz, den „Liebessieger", einen sehr obszönen Tanz, den „Negertanz", den wir auch in der „Antijustine" wieder antreffen u. a. m.

Überhaupt ging es in diesen Tanzsälen sehr roh und unanständig zu. Die Mädchen waren nicht viel mehr als „öffentliche Dirnen", erregten nur die Sinne, so daß er, wie er sagt, andauernd in einer „dissipation extrême" und „effervescence généralisée" bei dem täglichen Verkehr mit einer so großen Menge leichtfertiger Mädchen lebte. Seine Kumpane waren ein gewisser Colombat und Gau-

det aus Varzy (nicht zu verwechseln mit dem später zu erwähnenden Gaudet d'Arras).

Neue zahlreiche Liebschaften wurden in diesen Kreisen angeknüpft, bald von kurzer, bald von längerer Dauer. Zwei freche Geschöpfe, Tonton Lenclos und Manon Léger, werfen sich ihm an den Hals, um ihn so von der lieben Colombe zu entfernen, die mit zärtlicher Leidenschaft an ihm hängt und ohne den Hintergedanken einer Heirat die Seine wird, weil sie von ihm ein Kind haben will. Und während er noch einmal, das letzte Mal, seine schwärmerisch verehrte Jeannette Rousseau bei ihrer zufälligen Anwesenheit in Auxerre aus der Ferne bewundern kann, und beinahe noch platonischer eine Korrespondenz mit einer nie gesehenen Mlle. Potamon in Avignon beginnt, fesseln ihn die körperlichen Reize von Ferdinande Dhall und er schreibt für sie einen Roman „Das Glück", in dem er ihr bis auf die kleinsten Einzelheiten seine „Art zu lieben" schildert.

Aus den Tagebüchern dieser Zeit geht hervor, wie kunterbunt es damals in seinem Herzen aussah. So bemerkt er unter dem 16. Oktober 1754: „Ich muß mir über den Zustand meines Herzens Rechenschaft geben. Ich bete Fräulein Fanchette an und ziehe sie allen anderen vor, außer ihrer Schwester. Ich möchte gern Edmée und Katharine mit meinen Vettern verheiraten. Die hübsche Manon Léger hat mich gestern sehr entzückt. Aber ich darf sie nicht wiedersehen. Die ältere Schwester meines Freundes Dhall ist reizend, verdient aber, daß ihr ein Herz ganz allein gehört. Die jüngere gleicht Mlle. Fanchette. Ich habe von Berdon

und Manon Baron nichts mehr zu hoffen. Um so besser. Denn beide Schwestern sind sehr liebenswert und würden mich nur aufregen. Aber ich glaube, daß ich mich gern von Rose anbeten ließe. Muß dafür sorgen. Was die junge Toinette betrifft, wie geht es zu, daß das Schicksal aus ihr ein Dienstmädchen machte? Sie ist schön wie eine Prinzessin und tugendhaft wie Madame Parangon. Ach, wenn sie Fanchette wäre, wie würde ich sie lieben! So muß ich sie fliehen, jedes Beisammensein mit ihr vermeiden, wegen des Teufels und seiner Versuchungen. Was Madame Parangon betrifft: In albis socculis fallor."

Er fügt dieser Notiz später noch ein weiteres Verzeichnis neuer Eroberungen hinzu (M. N. VI, 101—102), nämlich Marianne Tangis, die Fräulein Coquille, Lemmier-Chovot, Lenain-Lointron, Debierne, Eglé Carouge, Philis Hollier, Doris und Dircé Bourdillot und ihre Schwägerinnen, Mamertine Hérissé, Manette Hérisson, Eulalie Gremmeret, Cécile Pouillot, Narcisse Séraphine Dhall (die Schwester der Ferdinande), Naturelle Borne, Julie Degurgis, Marianne Geolin, Jeannette mit dem Beinamen „à la jolie jambe", Églé und Pauline Corbaux, Josephine Fleury, Luce Drin, Josette und Marianne Gendot und ihre Schwägerin; Jeanne Girard, Frau Ruminy, Gattin eines Malers, eine lebhafte, hübsche Pariserin, Dorothée Tangis, die beiden Lacour, Marie Roullot, Aimée und Manon Julien, Cécile Rovet, Marie Belier, Aurette und Suzon Duchamp, Eve Dallis, Nannette

Chindé, eine Cousine des Herrn Parangon, Manon Duvet, Agnès Morillon, Madame Choin, endlich die schöne Luidivine.

Eine lange Liste, wie man sieht. Man hat aus dieser und späteren Aufzählungen ähnlicher Art den Schluß auf eine Neigung Rétifs zu phantastischen Übertreibungen gezogen. Wenn man aber den Lebenslauf eines heutigen, selbst nicht so polygamisch wie Rétif veranlagten jungen Mannes betrachtet, so findet man — nicht immer — aber doch recht häufig eine überraschend große Zahl verschiedener sexueller Beziehungen, die uns Rétifs Angaben weniger als Hyperbel erscheinen lassen. Außerdem sind wir bei ihm im 18. Jahrhundert, wo sich solche Beziehungen ganz entschieden leichter knüpften als heutzutage, wir sind in einer kleinen Provinzialstadt, auf dem Lande, wo eine gewisse Zügellosigkeit und Ungebundenheit im Geschlechtsverkehr auch in der Gegenwart noch eine charakteristische Erscheinung ist. Ich erinnere nur an die modernen Untersuchungen über die geschlechtliche Sittlichkeit auf dem Lande, z. B. an Virchows Schilderung der unglaublichen Promiskuität des Geschlechtsverkehrs in den Dörfern des Spessart (in seiner Abhandlung „Die Not im Spessart", 1852).

Wir haben also keinen Grund, die Wahrheitsliebe Rétifs in diesem Punkte anzuzweifeln.

3. Der böse Geist.

Wenn wir nach dieser Erwähnung der erotischen Abenteuer Rétifs in Auxerre zu der weiteren Entwicklung seines Verhältnisses zu Madame Parangon zurückkehren, so wird hier zunächst eine Figur

in seine Lebensgeschichte eingeführt, die in bezug auf dieses Verhältnis ohne Zweifel die Rolle eines „bösen Geistes“, eines Verführers gespielt hat. Es ist Gaudet d'Arras, der Franziskaner.

Paul Lacroix hat die Vermutung ausgesprochen (a. a. O. S. 10 Anmerkung), daß in Gaudet d'Arras der Typus des „Compère Matthieu“ des Abbé Dulaurens, vielleicht sogar dieser selbst geschildert sei, und führt zugunsten dieser Auffassung die Übereinstimmung der philosophischen Ansichten des Gaudet d'Arras und des Abbé Dulaurens, und den Zusammenhang des Namens des ersteren mit der Dichtung des letzteren „La Chandelle d'Arras“ an. Sicheres läßt sich aber darüber nicht sagen.

Rétif machte die Bekanntschaft des Gaudet d'Arras, den er seinen „Epikur und Spinoza“ nennt, auf eine sehr eigentümliche Weise. An einem Sonntagabend, als er allein zu Hause war, klopfte es an die Ladentür, und herein trat ein Franziskaner, ohne Kutte, nur in Unterkleidern, mit Schweiß bedeckt, von recht abgehetztem Aussehen. Es war Gaudet d'Arras, von dessen leichtfertigem Lebenswandel Nikolaus schon gehört hatte. Er bat um die Erlaubnis, von dem Grundstücke Herrn Parangons direkt in den Klostergarten gehen zu dürfen, da der Pförtner das Hoftor des Franziskanerklosters bereits geschlossen habe und er einen Skandal vermeiden wolle. Er war nämlich, wie Nikolaus am anderen Tage erfuhr, zusammen mit einem anderen Franziskaner von zwei Männern überrascht worden, wie sie im Kornfelde intimstem Verkehre mit zwei berüchtigten Kokotten oblagen. Es

gelang Gaudet d'Arras, allerdings unter Zurücklassung seiner Kutte, zu entfliehen, während sein Kumpan sich gegen ein Lösegeld freikaufte und seine Kutte zurückbekam. Nikolaus begnügte sich nicht mit dem ersten Dienste, den er Gaudet d'Arras erwies, sondern fügte noch den zweiten wichtigeren hinzu, indem er dafür sorgte, daß nichts von dieser Geschichte ruchbar wurde und der Franziskaner die in den Händen der Dirnen verbliebene Kutte zurückbekam. Von da an entwickelte sich der Freundschaftsbund zwischen Gaudet d'Arras und Rétif, der für letzteren von großer Bedeutung werden sollte.

Gaudet d'Arras war eine durchaus weltmännische Natur. Lange schon war er des Klosterlebens müde. Eine heimliche Liebe verband ihn mit Manon Bourgoin, einer Freundin der Madame Parangon, und er hatte bereits Schritte getan, wieder in die Welt zurückzukehren und sich von seinem Gelübde entbinden zu lassen, um die Geliebte dann heiraten zu können.

Gaudet d'Arras war einer jener freigeistigen Mönche, an denen das 18. Jahrhundert so besonders reich war. Er glaubte weder an den Himmel noch an die Hölle, hielt die Gegensätze von gut und böse für lächerlich und proklamierte die Relativität aller irdischen Dinge, den Skeptizismus in bezug auf die Erkenntnis absoluter Wahrheiten, den Kampf gegen den Aberglauben. Das Christentum, entartet und verdorben wie es sei, hindere die Menschen, ihrer innersten Natur gemäß zu leben und sich zu entwickeln. Das persönliche Interesse sei die Grundlage der Moral.

In der Liebe war Gaudet d'Arras bloßer Naturalist. Er verwarf alle „romantischen" Neigungen und erklärte für das einzige Mittel, nicht unter die Herrschaft der Frauen zu geraten, die auch physisch zu genießen, die man liebe. Auf diese Weise unterwerfe man sich die Frauen und werde am meisten geliebt. Für diesen Zweck sei auch eine gewisse souveräne Verachtung weiblichen Wesens recht geeignet. Als Beispiele hierfür führte er den schönen Rutot an, der alle Mädchen verächtlich behandle und dem sie doch alle nachliefen, oder den Frater Hermann, der dreißig Verehrerinnen habe trotz seiner abweisenden Kälte.

Weiter stellte Gaudet d'Arras die nicht unrichtige Theorie auf, daß Eifersucht für junge Mädchen eine Art Wollust sei.

Jedenfalls hatte er sich Buffons Anschauung, daß das physische Element in der Liebe das einzig maßgebende sei, ganz zu eigen gemacht und suchte immer und immer wieder seinen jungen Freund zu überzeugen, daß er diesen Grundsatz auch in der Praxis anwenden müsse, namentlich in bezug auf Madame Parangon.

„Ich habe durch gewisse Worte, die Manon Bourgoin entschlüpft sind, herausbekommen, daß Madame Parangon dir nicht gleichgültig gegenübersteht, daß sie dir öfters aus dem Wege geht, trotz des Vergnügens, das sie bei eurem Beieinander empfindet. Freund, das ist besser als ein junges Mädchen; man braucht sich um die Folgen nicht zu sorgen. Wage, sobald du Gelegenheit hast! Wage, ich wiederhole es dir, wage mit Zuversicht! Vielleicht ärgert sie sich im heimlichen Grund ihrer Seele, daß du so schüchtern bist. Kein Weib gibt sich ganz von selbst. Und selbst, wenn du abgewiesen wirst: du bist doch keine Gliederpuppe, sondern ein leibhaftes Wesen! Entweder hat eine Frau den Ruhm,

sich verteidigt zu haben, oder den Genuß ihres Falles! Gewähre ihr einen dieser Genüsse oder alle beide auf einmal! Es ist grausam, unmenschlich, ja unhöflich, einer Frau solche Freuden vorzuenthalten. Man darf Frauen gegenüber nicht geizen." —

(Übersetzung von A. Schurig.)

Zum besseren Gelingen dieser Verführung empfahl ihm dann Gaudet d'Arras, vorher ähnliche Versuche bei der hübschen Baron oder der Prudhot zu machen. Wenn diese gelängen, würde er sich vor der „verehrten Göttin" um so weniger lächerlich machen.

Allmählich gewannen diese bösen Einflüsterungen Macht über unseren Nikolaus. Der Gedanke an Madame Parangon blieb nicht mehr rein, seine Träume verloren ihren idealen Charakter, die geschlechtliche Begierde, die Vorstellung des Genusses traten an ihre Stelle und wurden durch die Lektüre der erotischen Dichtungen des Boccaccio, Grécourt, Vergier und Lafontaine noch gesteigert. Alles wirkte zusammen, um seine bisherige Schüchternheit in der Liebe zu der angebeteten Frau in Kühnheit und Unternehmungslust zu verwandeln.

4. Das Attentat.

Die Gelegenheit zur Betätigung derselben sollte sich bald darbieten. Herr Parangon war am 27. November 1753 nach Vermenton gereist. Gaudet d'Arras besuchte Nikolaus und machte ihn auf die „schöne Strohwitwe" aufmerksam, auch wußte er es am Abend so einzurichten, daß Nikolaus mit Madame Parangon allein blieb. Nach einer vertraulichen Unterhaltung, bei der Colette ihm sagte,

daß sie ihn durch Verheiratung mit ihrer Schwester Fanchette enger an sich fesseln wolle, lasen sie zusammen Racines „Phaedra". Dann sagte man sich Gute Nacht. Nikolaus glühte. Trunken vor Liebe und Sehnsucht schleicht er sich bald darauf in ihr Schlafgemach, kniet vor ihrem Bette nieder, horcht entzückt auf die Worte der Träumenden, berührt sie leise und — entflieht voll Angst bei dem Gedanken, entdeckt zu werden. Unmittelbar nach seiner Flucht klingelt Colette nach dem Dienstmädchen und läßt während der folgenden Nächte ihre Freundin Manon Bourgoin bei sich schlafen.

Gaudet d'Arras empfand über dieses Mißlingen seines Planes einen echt mephistophelischen Ärger und suchte, indem er Nikolaus zu anderen Ausschweifungen verlockte, eine „immer größere Bresche" in seine Moral zu legen. „Er behandelte mich wie einen jungen Jagdhund, er bot mir das Curée der Liebe, er ließ mich Blut lecken, um die Jagdwut in mir zu entfesseln."

So hatte er denn genau vier Monate nach diesem ersten Versuche die Genugtuung, seinen Rat besser befolgt zu sehen. An einem Sonntagnachmittag, dem 26. März 1754, einem schönen Frühlingstage, fand sich wieder für Nikolaus die Gelegenheit des Alleinseins mit Madame Parangon. Sie überraschte ihn bei einer Terenzübersetzung und rief ihn dann in die Oberstube hinauf, damit er ihr beim Garnpacken helfe. Sie hatte sich mit bezaubernder Eleganz gekleidet und trug an ihren niedlichen Füßen Schuhe aus weißem Atlas mit schmalen hohen Absätzen, deren Anblick Nikolaus förmlich berauschte. Bisweilen berührte sie ihn mit den

Schuhen, und diese Berührungen wirkten wie „glimmender Zunder auf Schießpulver“. Seine Sinne tobten, und er faßte augenblicklich den Entschluß, das leidenschaftlich geliebte Weib im Sturm zu erobern. Er umschlang sie, trug sie zum Bett hinüber und drückte sie darauf nieder. Nicht auf ihr Flehen hörend, war er ein „Held“ an Liebeswut, an Kraft, an stürmischer Begierde, die jedes zärtliche Gefühl unterdrückte. Dreimal wurde sie das Opfer seiner wahnsinnigen Leidenschaft, sie, die, wie er jetzt merkte, noch gänzlich Unberührte. Ihr Flehen, ihre zärtliche Bitten entflammten ihn nur noch mehr.

„Ich weiß ihre Worte nicht, aber ich weiß noch, daß sie lächelte, daß sie sich küssen ließ und wieder küßte. Vielleicht irre ich mich auch ... Ich hing an ihren Lippen und ließ mit meinen Küssen meine ganze Seele ausströmen.“

Er sinkt vor der Todblassen auf die Knie, er bittet sie um Verzeihung und benetzt ihre Hände mit seinen Tränen. Dann trägt er die Weinende hinunter in den Lehnstuhl und erlangt die Verzeihung der schmerzlich lächelnden jungen Frau, eine Verzeihung, die, wie die nun folgende Unterhaltung der beiden beweist, aus einem zärtlichen Herzen kommt. — Gewiß hat Colette Nikolaus geliebt, aber sie bekämpfte als pflichtgetreue Gattin von Anfang an diese Liebe. Am Abend erfuhr Nikolaus aus ihren Traumphantasien, die er belauschte, die ganze Größe ihrer Liebe zu ihm. Aber auch von dieser Liebe blieb ihm bald nichts als die Erinnerung und ihre reizenden Schuhe, die er bis ans Ende seines Lebens aufbewahrte.

Am folgenden Mittag sahen sie sich wieder. Madame Parangon trug ein „rosafarbenes Band im Haar, sah blaß aus, aber verführerisch wie nie“, noch zitterte die Erregung schmerzlich in beiden nach. Aber alle Abende will Colette jetzt mit ihm plaudern. Sie will seine gute Fee werden. Sie analysiert seine Seele, sie prophezeit ihm sein Schicksal, sie möchte sein Leben vor aller Not, vor jedem Schmerz behüten. Wenn sie in der Dunkelheit zum Walle gehen und an die Brücke kommen, wenn das laute Rauschen des Wassers durch die Stille der einsamen Nacht hallt und unseren Nikolaus unwiderstehlich in die Tiefe lockt, dann sagt sie ihm, daß sein Leben ihr gehöre. Dann fließen seine Tränen. Dieses eine Wort geht ihm tief zu Herzen. Alle guten Geister werden in ihm wach. Sein ganzes weiteres Leben soll eine einzige Anbetung der Reinheit und Güte der Geliebten sein.

5. Letztes Jahr in Auxerre.

Doch sie selbst war es, die ihn wieder zu seinen alten Vergnügungen und Zerstreuungen zurückkehren hieß. Denn je mehr er ihr ans Herz wuchs, um so mehr vermied sie ein vertraulicheres Beisammensein. Allmählich fügte sich Nikolaus darein, die ihm von jetzt an gezogenen Schranken zu respektieren, und von da an hatte auch Gaudet d'Arras kein Glück mehr mit seinen Bemühungen, wieder einen intimeren Verkehr zwischen den beiden herbeizuführen.

Colette hatte jetzt ganz andere Pläne im Sinne, nämlich eine Verbindung zwischen ihrer Schwester

Fanchette und Nikolaus. Gelegentlich eines Besuches der erst 15 jährigen überaus schönen Blondine führte sie die beiden zusammen und verlobte sie miteinander. Natürlich war Nikolaus begeistert, entzückt, verliebt. Und als er mit den beiden Schwestern spazieren ging, an jedem Arme eine, da war es ihm, als hätte er eine „zweigestaltige“ Geliebte! Als liebe er Fanchette nur, weil sie die Schwester, das Abbild Colettes war, als habe Colette für ihn zwei Körper, aber nur eine Seele.

Merkwürdig, auch Colette fühlt trotz ihres Entschlusses die beiden zu vereinigen, plötzlich wieder die alte heiße Liebe zu dem Jüngling und sie beschließt, ihrer Schwester, die zu ihrer weiteren Ausbildung nach Paris reist, bald zu folgen, um gewissen gefährlichen Augenblicken zu entgehen, deren Wiederkehr sie wohl mit Recht fürchtete.

Während der Zeit ihrer Abwesenheit und nachdem auch Gaudet d'Arras, der inzwischen Manon Bourgoin hatte heiraten dürfen, ihn verlassen hatte, fand Nikolaus besondere Befriedigung in dem Liebesverhältnisse zu der zwar häßlichen, aber sehr geistreichen Rose Lambelin. Sie beansprucht eine ganz besondere Bedeutung in der Lebensgeschichte Rétifs, weil sie seine erste Muse war, diejenige, die ihn damals am meisten zu literarischer Tätigkeit inspirierte. Sie war ihm, wie er sich ausdrückt, ein „goût“, aber keine „passion“. Er liebte sie weder mit Zärtlichkeit noch mit heftigen Begierden, aber sie flößte ihm die „Reim- und Erzählungswut“ ein. Jeden Morgen machte er ein Gedicht auf oder für sie, und jeden Abend schrieb er ihr einen Brief. „Es machte mir ein außerordent-

liches Vergnügen, ihr zu schreiben, es war für mich in bezug auf sie dasselbe wie der physische Genuß bei anderen Frauen. Indem ich ihr schrieb und ihre Antworten empfing, besaß ich sie auf die für mich wollüstigste Art." Die Briefe gingen später verloren. Sie wurden von der Schwester der schon 1765 verstorbenen Rose Lambelin verbrannt. Aber die Gedichte bewahrte Rétif in seinen Tagebuchheften auf und er teilt im fünften, sechsten und siebenten Bande des „Monsieur Nicolas" eine große Zahl von ihnen mit, von deren Natur gleich eins der ersten Couplets eine genügende Vorstellung gibt:

> Ha! cher amant, que me fais tu?
> Je meurs, j'expire!
> Quel feu! quel plaisir inconnu
> Qui fait que je soupire?
> Ha! de tes doux embrassements,
> Cher amant, je m'enivre!
> Ciel! finis de si doux moments!
> Ou je cesse de vivre!

Diese freche Schilderung des Liebesgenusses, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrigläßt, machte trotzdem den größten Eindruck auf die Empfängerin, die zwar beim Wiedersehen errötete, aber ihm einen Schlag auf die Wange gab. Denn diese Liebkosung berechtigt nach Ansicht Rétifs stets zu den „größten Hoffnungen". Darin hatte er sich denn auch nicht getäuscht. Ja, diese literarische Geliebte war leidenschaftlicher als er, und zürnte ihm oft wegen seines „outrierten Platonismus".

Das Ende der Lehrlingszeit unseres Nikolaus kam heran. Schon vorher hatte er einen Nachfolger erhalten, der ihm später besonders teuer werden

sollte. Es war der um sechs Jahre ältere Loiseau, ein Mann von weltmännischen Umgangsformen und mit großen Kenntnissen auf den Gebieten der Naturwissenschaften und der Philosophie. Nikolaus gewann seine Freundschaft vor allem durch ein nach Art des Lukrez abgefaßtes Gedicht über die „Natur der Dinge". Doch erst später sollte jener innige Freundschaftsbund zwischen ihnen geschlossen werden, der sie 4½ Jahre vereinigte.

Jetzt hieß es zunächst Abschied nehmen. Der 8. Mai 1755 war der letzte Tag seiner Lehrlingszeit. Madame Parangon war die erste, die ihn zu diesem Ereignis beglückwünschte. Dann gratulierte das Personal der Druckerei, auch die Eltern unseres Nikolaus waren aus Sacy gekommen. Es gab ein Festmahl, bei dem Nikolaus feierlich als Geselle proklamiert wurde, und zum Schlusse, am 11. Mai, eine — erotische Orgie schlimmster Art mit drei sehr jungen Mädchen, den Geschwistern Durand, die Nikolaus, dem Hausknecht Tourangeot und dem Drucker J. Lelong als Lustobjekte dienten. „Niemals," sagt Rétif, „kam eine Szene bei der Paris, der Montigny, der Gourdan, der Guérin, der Dupont, der Caliche derjenigen gleich, deren Teilnehmer und Zeuge ich zugleich war." Es kam sogar zu sadistischen Exzessen dabei.

Gewissermaßen als das Fazit, als ein sehr bezeichnendes Ergebnis seines bisherigen Lebens teilt Rétif hier auch das erste Verzeichnis seiner — unehelichen Kinder bis zum Jahre 1755 mit, deren Zahl bereits damals bis auf 20 angewachsen war! Es braucht nicht daran gezweifelt werden, daß diese

Kinder wirklich existierten. Ob sie aber alle gerade **ihn** zum Vater hatten, ist zweifelhaft, und in diesem Punkte ist **Rétif** stets sehr leichtgläubig gewesen. Er fühlte sich gern als „Vater des Vaterlandes". Unter diesem Gesichtspunkte müssen wir schon die erste folgende kuriose Kinderliste beurteilen:

1. Zephire von Nannette Rameau; 2. Juliette von Julie Barbier; 3. Esthérette von der Mulattin Esther; 4. Eleonore von Marguerite Paris; 5. Marie Jeanne von Marie Jeanne Lévêque; 6. Marguerite von Marguerite Miné; 7. Reine (von deren Existenz er lange nichts wußte) von Manon Prudhot; 8. Agathe von Aimée Chatelain; 9. Therese von Madelon Baron; 10. Sophie von Emilie Laloge; 11. Pauline von der kleinen Marianne; 12. Edmée Colette von Madame Parangon; 13. Amaranthe von der Erscheinung (fantôme) des 14. August (!); 14. einen Knaben von Flipote; 15. Tonton von Tonton Lenclos; 16. Louise Elisabeth von Colombe; 17. Edmée von Edmée Servigné; 18. Mariannette von Marianne Tangis; 19. Rosalie von Rose Lambelin; 20. Marote seconde von Marote Baron.

Nur wenige Monate noch weilte **Rétif** als Geselle in Auxerre. Dann verließ er, nach vorübergehendem Aufenthalte bei den Eltern in Sacy, am 1. September 1755 diese Stadt und kam den 3. September in Paris an. „Mein Frühling ist zu Ende. Ich komme jetzt in die verzehrende Glut des heißen Sommers." So kennzeichnet er den nun beginnenden Abschnitt seines Lebens.

Viertes Kapitel.

Zweiter Pariser Aufenthalt. Die Gesellenzeit.

(Fünfte Epoche, 1755—1759.)

1. Erste Pariser Erlebnisse und Eindrücke.

Wir sprachen von dem „Casanova von Auxerre". Rétif selbst nennt sich im Hinblick auf seinen wahrheitsgetreuen Bericht über seine ersten Pariser Erlebnisse in den Jahren 1755 bis 1757 einen „neuen Petronius" (Mons. Nicolas VII, 180). Und in der Tat sind es Sittengemälde nach Art des „Satyrikon", die er zeichnet. Die Ausschweifungen von Auxerre hatten trotz aller damit verbundenen Roheiten und Zynismen doch etwas Gesundes und Naturwüchsiges. Jetzt kommen wir in eine ganz andere, vergiftetere Atmosphäre. Ein übler Hauch von Korruption und Perversität weht uns an. Es ist nicht mehr Casanova, es ist wirklich Petronius.

Unendlich wichtig, weil so überaus gegenständlich, anschaulich, sind diese Schilderungen für die Kenntnis des Pariser Lebens vor der großen Revolution, eine Fülle von interessanten Genrebildern zieht vor unserem Auge vorüber, aus allen Gesellschaftsklassen, ganz besonders aber aus den niederen Klassen, als deren eigentlicher Entdecker Rétif de la Bretonne zu betrachten ist. Er hat

dadurch den vierten Stand in Frankreich literaturfähig gemacht, hat zuerst das Malerische, die „Seele", in dieser Welt der Arbeiter und Handwerker offenbart. Nur durch ihn wissen wir genau, wie es in diesen Kreisen im vorrevolutionären Frankreich aussah:

Zunächst fand Rétif durch Vermittlung seines dort beschäftigten Freundes Boudard eine Anstellung in der Louvredruckerei, der „Imprimerie Royale". Der Lohn war sehr gering. Er betrug nur 50 Sous für den Tag. Die Regierung hatte zwar 100 Sous bewilligt, aber — ein sehr bezeichnendes Beispiel für die Beamtenkorruption unter dem „ancien régime" — der Direktor der Druckerei, ein gewisser Anisson, unterschlug die Hälfte davon für sich und ließ außerdem die Angestellten noch für seine Rechnung arbeiten, ohne sie dafür zu bezahlen. Auf diese Weise häufte er im Laufe der Jahre ein ungeheures Vermögen an und konnte seiner Tochter bei ihrer Heirat 550000 Livres mitgeben.

Rétif blickte auf die Jahre der Berufsarbeit — im ganzen sollten es zwölf werden — nur mit Melancholie zurück. Er hielt die hierauf verwendete Zeit für eine verlorene, da er sich im Grunde von Anfang an zu etwas Höherem berufen fühlte. Und er begriff später nicht, daß man ihn für den hier betätigten Eifer loben konnte.

Im übrigen führte er nun ein richtiges Bohêmeleben. Er bezog gemeinsam mit seinem Freunde Boudard und einem Uhrmacher Chambon (aus Auxerre) eine kleine Wohnung in der rue des Poulies. Man bereitete sich das Essen selbst. Der eine kaufte den Braten, der andere die Gemüse ein. Im ganzen

gab man für die Nahrung nur 3 Livres wöchentlich aus. Alles wurde brüderlich geteilt, das galt auch von dem — weiblichen Verkehr.

Rétif hatte gleich nach seiner Ankunft erotische Beziehungen zu einer Madame Greslot angeknüpft, einer Freundin seiner in Paris lebenden älteren, verheirateten Schwester und hatte sie gleich in den ersten Tagen verführt. Jetzt bot sich ihm Gelegenheit zur häufigeren Befriedigung seiner unersättlichen Gelüste dieser Art. Das Zimmer neben ihnen wurde von zwei gewöhnlichen Freudenmädchen bewohnt. Die eine, hübschere hieß Argeville, die andere, häßliche wird nicht mit Namen genannt. Es war das erste Mal, daß Rétif mit einer Prostituierten zu tun hatte. Er widmet deshalb diesem Ereignis einige pathetische Betrachtungen (Mons. Nic. VII, 78, 79) und nennt den Beginn des Verkehrs (11. Januar 1756) einen „jour malheureux". Die Mädchen kamen gewöhnlich am Abend auf das Zimmer der drei Burschen, und es entspann sich dann stets ein Streit um ihren Besitz, den Rétif sehr drastisch schildert und der nicht selten in Tätlichkeiten ausartete. Der feurigste Liebhaber war unser Nikolaus, Chambon entschädigte sich durch „les discours les plus obscènes" für seine mangelnde Potenz und Boudard beteiligte sich ziemlich gelassen an diesem Treiben. Hier lernte Rétif zuerst die „Dirnenkünste" in ihrem ganzen Umfange und ihrer ganzen abschreckenden Natur kennen.

Dieses wüste Leben nahm bald ein Ende, da Chambon nach Auxerre zurückkehrte und Rétif eine neue Stellung bei dem Drucker Hérissant gegenüber der Notre-Damekirche annahm. Er zog

zu einer Madame Lallemand in der rue Saint-Julien le Pauvre. Dies war wieder eine neue Erfahrung für ihn. Denn diese Frau Lallemand war eine Messaline, aber eine bisexuelle! Diese gegen andere in sexuellen Dingen sehr strenge, in bezug auf sich selbst aber völlig skrupellose Frau ließ sich nicht nur mit allen jungen Männern, die bei ihr wohnten, ein, sondern liebte auch „alle hübschen Frauen", und war auf sie eifersüchtig wie auf einen Geliebten. Rétif überraschte sie sowohl im Verkehr mit Männern (M. N. VII, 177), wie er denn selbst Gunstbezeugungen von ihr empfing, als auch in demjenigen mit Frauen. Namentlich schildert er uns eine Kaffeehauswirtin Beugnet als Typus einer Lesbierin, die ihm „détailla tous les écarts de son goût factice et coupable".

Wie wohltuend berührt inmitten dieser Korruption die liebevolle Schilderung eines reinen Idylls wie des Zusammenlebens mit Jeannette Demailly.

Das war eine kleine, unschuldige Landsmännin, die in Paris in große Not geraten und gefährlichen Versuchungen ausgesetzt war. Rétif nahm sie zu sich, und sie lebten, obgleich sie in demselben Zimmer wohnten und sogar in demselben Bette schliefen, wie Bruder und Schwester miteinander.

Es war ein reines, unschuldiges Glück, das die beiden miteinander teilten. Rétif schildert es auf anmutige Weise. Sie wurden im Hause und in der Nachbarschaft eine förmliche Sehenswürdigkeit. Schließlich verliebte sich ein reicher Kaufmann in Jeannette und heiratete sie.

Nicht so gut erging es der 17 jährigen Schwester

Rétifs, Geneviève, die als Pensionärin eines Nonnenklosters von dem Beichtvater desselben verführt und verdorben wurde.

Am 9. Juni 1756 zog Rétif von Madame Lallemand zu einer Frau Bonne Sellier, in einem Hause der Frau von Courbuisson, die die zweite Etage desselben bewohnte. Ihr Kammermädchen hieß Therese. In dem dritten Stockwerk wohnte ein hübsches Fräulein Fauchex bei ihren Eltern. Bonne Sellier hatte die vierte Etage inne. Die fünfte wurde nach der Vorderseite von der Lehrerin Zoé Delaporte bewohnt, nach der hinteren Seite von den Eltern der schönen Pélerine Berthé.

Rétifs Wirtin war eine herzensgute Frau, bei der er ein sehr gutes Unterkommen fand, aber sie lieferte wieder den „vollständigen Beweis dafür, daß eine Frau keine Pensionäre haben kann, ohne ihre Konkubine zu sein". Es war damals einfach Gebrauch, erklärt Rétif, daß die Pensionäre, und seien sie auch bis zu dreißig an der Zahl, alle ein Recht auf den Besitz der Wirtin hatten. Er führt hierfür mehrere Beispiele aus seiner Erfahrung an. Diese Besitzrechte erstreckten sich nicht nur auf die Wirtin, sondern auch auf deren sämtliche Töchter, ja in einem Falle sogar auf die noch verhältnismäßig jugendliche Großmutter! So mußte auch Rétif seine Pensionsmutter mit sechs oder sieben anderen jungen Männern teilen und suchte daher den Kreis dieser Hausabenteuer etwas zu vergrößern, indem er das Kammermädchen Therese und Pélerine Berthé für sich eroberte.

Einige alte und neue Freunde spielten in dieser Zeit in dem Leben Rétifs eine bedeutende Rolle,

eine gute und böse. In gutem Sinne wirkten auf ihn ein Loiseau, der im September 1756 aus Auxerre nach Paris gekommen war und bald mit Rétif sehr vertraut wurde, und ein gewisser Renaud, der mit ihm philosophische Gespräche führte.

Dagegen waren zwei andere alte Bekannte, Gaudet aus Varzy und Boudard, seine ständigen Begleiter bei den erotischen Abenteuern, und zwar Boudard bei den „parties fines“ mit besseren Mädchen aus der Kleinbürger-, Arbeiter- und Theaterwelt und Gaudet bei der „libertinage“ in den Bordellen und mit gewöhnlichen Prostituierten. Zynisch erzählt Rétif, daß er die beiden ersten Jahre seines Aufenthaltes in Paris mehr als 200 gewöhnlichen Dirnen seine „crapuleux hommage“ dargebracht habe, wobei Gaudet stets sein Begleiter war. Dieser entpuppte sich dabei als ein durch und durch perverses Individuum, das nicht bloß in der Pädikation von Frauen und Männern seine Befriedigung fand, sondern auch allen übrigen geschlechtlichen Verirrungen huldigte, die Rétif alle einzeln aufzählt, wie er auch eine derartige perverse Szene genau schildert (Mons. Nic. VII, 131—132).

Beide, Gaudet und Rétif, besuchten auch an den Sonntagen gemeinsam die niedrigsten Tanz- und Dirnenlokale, schlugen sich mit Soldaten um den Besitz der Mädchen herum, und losten dann darum, wer die betreffende zuerst haben sollte.

Boudard verhalf, wie erwähnt, seinem Freunde zu etwas vornehmeren Abenteuern, wobei das Wort „vornehm“ allerdings cum grano salis zu nehmen ist. Sie betrafen meist Theaterdamen oder Modistinnen.

Rétif war bereits fünf Monate in Paris ge-

wesen, als er zum ersten Male das Theater kennen lernte. Boudard führte ihn am 1. Februar 1756 ins Théâtre Français, wo sie den „Méchant" und die „Pupille" sahen. Rétif war begeistert, und wurde fortan ein eifriger Theaterhabitué. Es war, wie er sagt, stets ein „entzückender Augenblick" für ihn, wenn der Vorhang sich hob. Das Theater war ihm beinahe so lieb, wie die Frauen. Dieses leidenschaftliche Interesse hat dann später in der „Mimographe" den markantesten Ausdruck gefunden. Einstweilen nahm er noch mit frischen, unbefangenen Sinnen, mit einer idealen Begeisterung, diese neue Welt in sich auf. Er folgte mit der leidenschaftlichsten Anteilnahme den Vorstellungen und Opernaufführungen, oft so intensiv mitfühlend, daß die erotischen Szenen, der Anblick schöner Sängerinnen oder Schauspielerinnen in recht eigenartiger Weise auch körperlich bei ihm zum Ausdruck kamen (M. N. VII, 103—104).

„Schauspieler und Schauspielerinnen," sagt er, „waren in meinen Augen Götter und Göttinnen. Ich wollte selbst Schauspieler werden und auf einem der großen Theater debütieren. Deshalb studierte ich in den Mußestunden gewisse Rollen ein, z. B. die der Knechte in der Komödie, der Könige oder Hauptrollen in der Tragödie. Plötzlich kam ich auf den Gedanken, daß ich am besten für die komische Oper paßte. Das Vaudeville entzückte mich."

Er studierte dann verschiedene Rollen aus komischen Opern ein und stellte sich eines Tages wirklich dem Direktor der „Opéra Comique", Monnet, vor, der ihn zwar in seinen Plänen ermutigte, aber zunächst auf die Provinz verwies.

Stärker noch als dieser theoretische Theaterenthusiasmus war die mehr praktisch sich betätigende Liebhaberei für die weibliche Theaterwelt. Nach seinem ersten Abenteuer mit einer eleganten Tänzerin der Italienischen Oper, der er nach der Vorstellung heimlich in ihre Wohnung gefolgt war, wo sie sich ihm hingab, um ihn, weil er nachher nicht — bezahlte, grob hinauszuwerfen, machte er durch seinen Freund Boudard die Bekanntschaft dreier reizender Mädchen der Komischen Oper, Fräulein Mentelle, der Geliebten Boudards, Fräulein Baptiste und der ersten Tänzerin Prudhomme. Man fuhr ins Bois de Boulogne. „Fräulein Prudhomme saß auf meinen Knien, Fräulein Baptiste neben mir, Fräulein Mentelle und Boudard nahmen den Rücksitz ein." Dann folgt ein lustiges Treiben im Bois. Unter dem Beifalle einiger des Weges kommenden Libertins spielen Rétif und seine beiden Schönen wie verliebte Kinder miteinander, küssen sich und treiben die lustigsten Allotria, während Boudard und Mlle. Mentelle mit ihrem großen Hute beinahe so würdig wie „Vater und Mutter" hinter ihnen einherwandeln. Man singt stark erotische Couplets und übersetzt ihren Inhalt, als man an einen einsamen Platz kommt, in die Wirklichkeit. Fräulein Prudhomme, die von zwei Gräsern das längste gezogen hat, kommt zuerst an die Reihe, während ihre Gefährtin „Wache hält". Nach seiner Erzählung erweist sich Rétif hier als ein wahrer Herkules in der Liebe. Man nimmt dann ein exzellentes Diner ein, das drei Stunden dauert. Während und nach demselben neue Zärtlichkeitsbeweise von seiten unseres Don Juan. Fräulein Bap-

tiste singt ein pikantes Lied. Unser Held wird „im Namen der Venus“ mit einem Myrtenkranz geschmückt und geht wie ein „neuer Anakreon“, von den Nymphen umgeben, stolz zum Wagen.

Fräulein Baptiste, auf die, wie es scheint, der hübsche, junge Drucker einen großen Eindruck gemacht hatte, bot ihm ihre „Freundschaft, Börse und Person“ an. Vor dieser zweifelhaften Rolle eines besseren Zuhälters bewahrt ihn nur die größere Liebe zu der Prudhomme.

Ein anderes, noch seltsameres Abenteuer erlebte Rétif mit der schönen Schauspielerin Guéant vom „Théâtre Français“, in die er sich leidenschaftlich verliebt hatte. Diese phantastische Episode ist auch von Gérard von Nerval in den „Illuminés“ verwertet worden. (S. 20—29.)

Gewöhnlich erwartete Rétif seine Angebetete beim Verlassen des Theaters, um sie dann in den Wagen oder die Sänfte steigen zu sehen und ihr bis zu ihrem Aussteigen zu folgen. Eines Abends im Juli 1757 begab sie sich, begleitet von der Prudhomme, zu einem Fest im Hôtel de Hollande. Die Prudhomme, unseren Rétif bemerkend, nahm ihn mit hinein und stellte ihn vor. Zufällig hatte er seinen besten Anzug an. Es war eine Gesellschaft von Schauspielerinnen und vornehmen Lebemännern. Man nahm ein opulentes Souper ein. Dann sang Rosalie Levasseur von der Italienischen Oper einige Vaudevilles, Fräulein Hus spielte eine Szene, in der sie im kurzen Röckchen ihren Geliebten verfolgte, Fräulein Guéant spielte die Briefszene aus der „Pupille“, Madame Favart gab ein Lied zum besten und die berühmten Tänzerinnen Guimard,

Hallard, Prudhomme und die jüngere Camargo führten das Ballett „Medea" auf. Dann rezitierten zwei damals sehr berühmte leichtfertige Dichter einige erotische Gedichte, nämlich Robbé sein pikantes Poem „l'Origénisme" und Piron seine berüchtigte „Ode à Priape". Endlich kam auch Rétif an die Reihe und erzählte unter großem Beifall eins seiner Liebesabenteuer (bei Gérard de Nerval ist es seine Genealogie). Den Beschluß des interessanten Abends bildete eine vom venezianischen Gesandten arrangierte erotische Orgie, bei der man den Saal verdunkelt hatte und bei der Rétif in den Besitz der geliebten Guéant gelangte.

Noch seltsamer, noch geheimnisvoller und märchenhafter war das Erlebnis mit der Schönen vom Pont Saint-Michel.

Eines Tages sah er beim Überschreiten des Pont Saint-Michel eine wunderschöne Frau in Begleitung eines schwarzgekleideten Mannes. Sie war sehr elegant gekleidet, besonders fesselte ihn ihr reizender kleiner Fuß, der mit einem grünen Schuh bekleidet war. Den ganzen Tag über beschäftigten sich Rétifs Gedanken mit dieser unbekannten Schönen. Und am Abend ging er wieder nach der Brücke, in der Hoffnung, sie zu treffen. Durch die benachbarten Straßen schlendernd, kam er zu dem Hause einer gewissen Macé, einer Bordellwirtin, die er früher schon öfter besucht hatte, da sie eine Landsmännin von ihm war (aus Nitry bei Sacy). Auch dieses Mal begrüßte sie ihn freudig und versprach ihm gleich ein sehr pikantes, einzigartiges Abenteuer mit einer vornehmen und schönen Frau. Zur Vorbereitung gab sie ihm bis zur Ankunft der-

selben eines der berüchtigten erotischen „livres avec figures“ zu lesen. Es war die „Histoire de Dom Bougre, portier des Chartreux, ou Mémoires de Saturnin“. Gerade war Rétif bei der Lektüre einer der obszönsten Stellen dieser Schrift, als die Tür sich öffnete und der mit einer Fackel vorangehenden Macé eine junge Dame folgte. Rétif traute seinen Augen kaum. Es ist die Schöne vom Pont Saint-Michel! Genau in derselben Tracht und mit den grünen Schuhen! Ehe er sich's versieht, liegt sie in seinen Armen. Ein glänzendes Souper wird aufgetragen. Dann folgen von 9 bis 1 Uhr die Freuden der Liebe. Er lernt eine für ihn „absolut neue“ Gattung Weib kennen, von einer „libertinage aimable“, der alle „Capricen und Phantasien“ in der Ars amandi geläufig sind, so sehr, daß selbst ein Mann von der Leistungsfähigkeit unseres Helden erschöpft wird. Er schläft ein und erwacht in den Armen einer — anderen, einer der hübschesten Mädchen der Macé, der Spirette Laval. Die unbekannte Messaline war verschwunden. Am Morgen, als er noch ganz ermattet auf einer Bank des Pont Saint-Michel sich ausruht, sieht er plötzlich seine Dame in einer großen Karosse vorüberfahren, in Gesellschaft mehrerer anderer Damen.

Wer sie war, erfuhr er später. Er teilt aber ihren wahren Namen im „Monsieur Nicolas“ nicht mit und erwähnt hier nur, daß sie mit Vornamen „Septimanie“ hieß und in den Kreisen der Macé und ähnlicher Personen als „Madame Homo“ bekannt war. Am Schlusse der vierten Ausgabe seines Romanes „Lucile“ oder „La fille entretenue“ (Paris 1774) behauptet er, daß es die Comtesse d'Eg-

mont gewesen sei, die ja, wie wir aus anderen Quellen wissen, eine sehr große Libertine war.

Nach solchen Erlebnissen suchte Rétif absichtlich „kühne und außerordentliche" Abenteuer (Mons. Nic. VII, 166), er wurde ein gefährlicher Weiberjäger und Verführer, so wie er sich selbst nachher als Edmond im „Paysan perverti" dargestellt hat. Besonders die jungen Modistinnen wurden ein Gegenstand seiner Verfolgungen. Da er sich sehr geschickt auf „leise, schleichende Bewegungen" verstand, so gelang es ihm oft, völlig unbemerkt seinen Opfern bis ins Haus, ja, bis in ihr Zimmer zu folgen und sie dort meist mit Güte oder Gewalt, manchmal auch unter der Maske eines erwarteten Liebhabers, zu verführen.

Während so sein Leben voll „turpitudes" war, ein beständiger Rausch sinnlicher Genüsse, denen stets eine bittere Reue auf dem Fuße folgte, traf ihn ein Schlag, der die Veranlassung zur Umkehr auf diesem Wege werden sollte und wieder seinen Sinn auf ideale Elemente im Leben richtete. Madame Parangon starb. Noch wenige Tage vor ihrem Tode hatte er von ihr, mit der er in ständiger Korrespondenz gestanden hatte, einen zärtlichen Brief empfangen. Er erfuhr die traurige Nachricht von ihrem Tode am 15. April 1757, zugleich mit der Botschaft von der bevorstehenden Heirat ihrer einst ihm bestimmten Schwester Fanchette. Sein Schmerz war unbeschreiblich. Das Leben erschien ihm unerträglich. Er fiel in ein „Delirium" der Verzweiflung. Nur den vereinten Bemühungen seiner Freunde, besonders des guten Loiseau und dessen Freundin Zoë gelang es, ihn wieder aufzurichten.

In dieser Zeit empfand er einen Ekel vor rein sinnlichen Genüssen und trug sich mit dem Plane der Verheiratung mit einem ihm sympathischen, lieben Mädchen Adelaïde Desmarais. Aber leider vereitelte der frühe Tod Adelaïdes diese Absicht.

Die seelische und moralische Depression war um so stärker und steigerte seine Selbstverachtung, seinen Lebensüberdruß um so mehr, als er sich bei der Tänzerin Camargo eine venerische Erkrankung zugezogen hatte, die sehr lange dauerte, weil er die Behandlung durch Charlatane derjenigen durch wissenschaftlich gebildete Ärzte vorzog. Schließlich wurde er von der — Frau eines solchen Kurpfuschers, die eine sehr eigenartige Prüfung seines Gesundheitszustandes mit ihm vornahm (Mons. Nic. VII, 191—192), für geheilt erklärt.

Während dieser ganzen Leidenszeit war die innige Freundschaft des ehrenwerten Loiseau ihm größter Trost gewesen. Sie waren unzertrennlich geworden, und Loiseau lehrte ihn wieder das wahre Glück des Lebens, die wahren Werte desselben kennen. Aber er allein war nicht imstande, den Freund gänzlich dem früheren lasterhaften Leben zu entreißen. Dazu mußte eine neue Erscheinung in Rétifs Leben eintreten. Dies war Zephire.

2. Zephire.

Jeannette Rousseau, Madame Parangon und Zephire sind die drei Verklärungen des Daseins unseres Rétif, von denen die letzte die schönste, zarteste war. Zephire war, wie er erklärt, der „dritte und letzte Teil" eines seelischen

Ganzen, einer „einzigen Leidenschaft“ (VII, 226), sie war der „letzte Strahl des Glückes“, der seine Jugend verschönte. Und diese rührende, anmutige Erscheinung, diese reizende Fee, dieses zarte Elfenkind, das nicht nur von den Männern, sondern, was noch bezeichnender ist, auch von allen Frauen vergöttert wurde, war eine — Prostituierte! Ja, sie war, was Rétif betrifft, noch mehr, noch Schlimmeres.

An einem Sonntag bemerkte Rétif, wie aus einem Fenster im dritten Stockwerk eines Hauses an der Ecke der rue Saint Honoré ein kleines, reizendes Köpfchen herausschaute, das einem die Harfe spielenden Mädchen angehörte. Sie lächelte ihm zu und winkte ihn herauf. Oben öffnete sie ihm selbst. Rétif wird nicht müde, immer wieder die entzückende Erscheinung dieses reizenden Menschenkindes zu schildern. Eine graziöse, schlanke Gestalt, herrliches goldblondes Haar, das in reichen Locken ihr liebliches zartes Gesichtchen umfloß; ein sanftes, zärtlich blickendes dunkelblaues Auge, das bei lebhafterem Glanze oft schwarz zu sein schien, ein entzückendes Näschen, ein Mund blühend und frisch wie eine sich öffnende Rosenknospe, ein Liliputfuß, der das „Werk der Wollust selbst, der Tochter Amors und der himmlischen Psyche zu sein schien“. Ihre sanfte, melodiöse Stimme drang dem Hörer ins Herz. Sie war der Ausdruck eines tiefinnigen Gefühls, einer natürlichen Liebenswürdigkeit, die alle Menschen bezauberte und hinriß.

So ungefähr schildert Rétif diese neue Offenbarung reinster Liebe in seinem Leben, ein Kind von

12 bis 13 Jahren mit dem Aussehen und der Reife einer 16jährigen.

Rétif wußte nicht, daß ihn Zephire schon früher gesehen und Gefallen an ihm gefunden hatte. Er war von dem liebenswürdigen Empfang, der ihm gleich das erstemal zuteil wurde, ganz entzückt und konnte gar nicht begreifen, daß dieses naive, unschuldige Naturkind eine gewöhnliche Prostituierte war und daß er sich in einem wirklichen Bordelle befand. Und doch war es, als er nach drei Stunden diesen „mauvais lieu" verließ, eine „séance pure" im wahren Sinne des Wortes gewesen, nichts als die erste innige Vertraulichkeit unschuldiger Liebe hatte ihm Zephire entgegengebracht. Und auch er sah in ihr wieder nach so langer Zeit die Verkörperung eines längst verloren geglaubten Liebesideals.

Als er sie am nächsten Sonntag wieder sah, kam sie ihm freudig mit der Botschaft entgegen, daß ihre Mutter ihr gestattet habe, ihn zum „Freunde" zu nehmen, wie auch ihre Schwester Manon und die übrigen Mädchen des Hauses alle einen solchen Freund hätten. Sie stellte ihn als „Herrn Dulis" — diesen Namen hatte er sich ihr gegenüber beigelegt — ihrer Mutter vor, die ihm sofort vorschlug, ihr Töchterchen ganz in Besitz zu nehmen und ihn ihrer Jungfräulichkeit versicherte.

Und Rétif fand endlich in Zephires Armen das Glück, er vergaß Welt und Wirklichkeit, bis er am Abend sehr grausam an beide erinnert wurde. Bei einbrechender Dämmerung nämlich gab eine Glocke das Signal, daß alle „Freunde" die Mädchen

verlassen mußten, damit sie nicht von der sich dann einfindenden Bordellklientel überrascht würden. So mußte auch er sich losreißen und alle Qualen der merkwürdigerweise gerade in bezug auf Prostituierte sich besonders mächtig zeigenden Eifersucht erdulden, da er beim Weggehen als seinen „Nachfolger" einen widerwärtigen dekrepiden Greis erblickte. Wie er später erfuhr, empfing Zephire ausschließlich solche alten impotenten Wüstlinge und mußte deren perverse Gelüste befriedigen. Nachdem er am nächsten Sonntage wieder dieselben Qualen der Eifersucht erduldet hatte, beschloß er, Zephire nicht wieder zu besuchen. Er wurde in diesem Entschlusse durch einen inzwischen notwendig gewordenen Wohnungswechsel bestärkt. Obgleich er durch seinen großen Fleiß und seine Tüchtigkeit sich bald die Zuneigung seines Chefs, des Buchdruckereibesitzers Claude Hérissant, erwarb — er schildert uns (Mons. Nic. VII, 201—203) ausführlich seine Tätigkeit an den einzelnen Wochentagen — so kam es doch aus anderen Gründen zu einem Zerwürfnis, und Rétif fand eine neue Anstellung in der Druckerei von André Knapen, wo auch sein Freund Loiseau beschäftigt war. Er verließ nun auch das Haus von Bonne Sellier und quartierte sich in einem kleinen, armseligen Zimmer der rue Saint Julien le Pauvre ein, wo er einige Zeit ein sehr melancholisches Dasein führte, das nur durch die Freundschaft Loiseaus einigermaßen erträglich wurde. Von Zephire hielt er sich absichtlich fern.

Da befällt ihn eine ernste, langwierige Krankheit, die seine und seines Freundes Loiseau Mittel

völlig aufzehrt. In dieser Not eilt Zephire zu dem noch immer schwer Kranken, pflegt ihn mit rührender Zärtlichkeit, sorgt für gutes Essen und reichliche Geldmittel und gibt ihm Liebe und Leben wieder durch die Botschaft, daß sie von ihm ein Kind unter dem Herzen trage.

Nach der nunmehr schnell erfolgenden Genesung Rétifs wird beschlossen, Zephire, die bereits als Frau Rétifs gilt, ihrem schändlichen Berufe zu entziehen, und man bringt sie bei der Besitzerin eines Modewarengeschäftes in der rue de Savoie unter, einer Madame Guisland, in deren Familie sie eine liebevolle Aufnahme findet. Rétif ist nur an den Samstagabenden, an den Sonn- und Festtagen mit ihr zusammen. Aber oft steht er in der Woche vor dem Ladenfenster und sucht einen freundlichen Blick von der Geliebten zu erhaschen, steckt ihr Liebesbriefe zu, singt von ihm selbst gedichtete und in Musik gesetzte Vaudevilles und Kantilenen, und bisweilen bringt er ihr im Verein mit seinen Freunden ein Ständchen, wobei zwei auf der Gitarre und Geige spielen und die beiden anderen singen. An den Sonntagen werden Ausflüge in die Umgebungen von Paris gemacht, in Begleitung der Freunde und ihrer Geliebten. Man besucht auch gemeinsam das Theater oder liest interessante Bücher, und der ehemalige Libertin Rétif schreibt jetzt moralische Briefe an Zephire und die vier Töchter der Madame Guisland, wie denn 18 Monate lang sein Leben nur eine Folge idyllischer Szenen aus dem ehrbarsten Philisterleben darstellt, dem selbst das Vaterglück in Gestalt eines ihm von seiner geliebten Zephire im April 1758 geschenkten

Töchterchens nicht fehlt. Freilich einmal läßt er sich eine arge Untreue zuschulden kommen. Es ist „ein furchtbarer Sturm inmitten eines ruhigen Wetters“, ein „schrecklicher Traum in einer milden und friedlichen Nacht“.

Dieser Sturm, dieser böse Traum wurde durch die Lektüre erotischer Werke heraufbeschworen, unter denen als besonders gefährlich Rétif den „Portier des Chartreux“, „Thérèse philosophe“ und die „Religieuse en chemise“ nennt. Die Lektüre des erstgenannten Sotadikums löste eines Tages in ihm den heftigsten Erotismus aus. Er hatte es an einem Sonntagmorgen im Bette gelesen und alles, selbst Zephire darüber vergessen. „Nachdem ich zwanzig Seiten gelesen, stand ich in Flammen.“ Das erste Opfer dieser erotischen Glut war Manon Lavergne, eine kleine Plätterin, die gerade in diesem Augenblicke ihm seine Wäsche brachte. Hierauf setzte er seine Lektüre fort, um eine halbe Stunde später eine zweite Besucherin, Cécile Decoussy, brutal zu vergewaltigen. Neue Lektüre. Nach weiteren drei Viertelstunden kam Therese Courbuisson, von Manon Lavergne unterrichtet, um freiwillig den furor eroticus unseres Helden über sich ergehen zu lassen. Diese Erregungen hatten nur seine Leidenschaft gesteigert, seine „rage érotique“ verlangte schon nach Zephire, mußte sich aber bei ihrer Abwesenheit mit zwei anderen Opfern, nämlich Seraphine Jolon und Agathe Fagard begnügen. „Das war,“ sagt er, „die Wirkung erotischer Lektüre. Aber ich kenne ein Buch, das noch gefährlicher ist als die genannten. Das ist „Justine“. Es reizt zur Grausamkeit. Danton las es, um sich

zu erregen. Es ist ein Werk des schändlichen de Sade." (Mons. Nicolas VIII, 55.)

Abgesehen von dieser einen sonntäglichen Untreue gehörte das ganze Jahr 1758 dem friedlichen, glücklichen Zusammenleben mit Zephire. Es sollte ein furchtbares Ende nehmen.

Bei einem Spaziergange in den letzten Dezembertagen 1758 geriet Rétif in Streit mit einigen vornehmen Gecken, die ihn, wie es ja damals sehr häufig geschah, einfach verhaften und ins Gefängnis setzen ließen. Er richtete sofort durch Eilboten einen Brief an Zephire. Atemlos, in Schweiß gebadet, kam sie an und erwirkte durch ihre liebliche Erscheinung und ihre flehentlichen Bitten die Befreiung des Geliebten. Aber sie selbst sollte das unglückliche Opfer der Affäre werden. Bei dem schnellen Laufen hatte sie sich eine heftige Erkältung geholt, der eine starke Blutung vorausgegangen war. Schon am folgenden Tage war nach dem Auftreten einer schweren Brustfellentzündung ihr Zustand hoffnungslos. In den Armen des Geliebten hauchte sie nach einigen Tagen ihre Seele aus. Erschütternd und rührend ist die Schilderung ihres Todes und Begräbnisses und seines unendlichen Schmerzes (Mons. Nicolas VIII, 62—69). Nur mit Mühe konnte ihn der treue Freund vom Selbstmorde zurückhalten. Er versank in eine langdauernde Apathie. Als er endlich zum Leben wieder erwachte, sprach er nur die Worte: „Ich habe also endlich Madame Parangon gänzlich verloren." Zephire war sein letztes wahrhaftes Glück gewesen, die letzte Frau, die ihm eine tiefe, reine Liebe entgegengebracht hatte, und deren Züge und Wesen ihn an

Madame Parangon erinnert hatten. Daher diese Worte. Gérard de Nerval schreibt dieses Aufsuchen der Ähnlichkeit der geliebten Frauen einem Lieblingsgedanken Rétifs zu, einer Art von heidnischer Vorstellung, nach welcher er dieselbe Frau in drei verschiedenen Personen zu lieben glaubte.

Bald sollte er erfahren, daß die leidenschaftliche Liebe, die Zephire mit ihm verbunden hatte, noch einen tieferen, natürlicheren Ursprung hatte. Rétifs späterer Freund, Cubières-Palmézeaux, nennt die Erzählung Rétifs über seine Beziehungen zu Zephire eine durchaus authentische, auf Tatsachen gegründete (Lacroix a. a. O. S. 9). Sie muß aber unseres Erachtens, wenn auch ihre Unmöglichkeit nicht dargetan werden kann,[1]) mit Vorsicht aufgenommen werden, da er, wie wir sehen werden, in bezug auf seine unehelichen Kinder sehr unkritisch, phantasievoll und leichtgläubig war, vor allem aber eine eigentümliche Neigung zu Vorstellungen des Incestes hatte, welche Neigung in der „Anti-Justine" den krassesten und widerwärtigsten literarischen Ausdruck gefunden hat.

So läßt er denn hier gleich nach dem Tode Zephires ihre Mutter sich als jene Nannette Rameau zu erkennen geben, die einst den noch nicht 11 Jahre alten Knaben verführt hatte, und jetzt zum Staunen und der Überraschung ihrer Zuhörer erzählt, daß dies damals ihr einziger sexueller Verkehr

---

[1]) Klose berichtet über einen Fall von Schwängerung sogar durch einen 9 jährigen Knaben. Vgl. E. v. Hofmann, Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. 9. Aufl. Berlin und Wien 1903. Seite 57.

gewesen sei und daß demselben eine Tochter entsprungen sei, eben — Zephire!

Rétif malt in lebhaften Farben die erschütternde Wirkung dieses Geständnisses auf ihn selbst und die übrigen Hörer Nannettens, wie er ausruft: „Zephire war also meine Tochter!" und wie die Frauen schreien: „O Gott!"

Die ganze umständliche Schilderung dieser Entdeckung läßt jedenfalls dieselbe weniger angreifbar erscheinen als die späteren Incestphantasien Rétifs. Deshalb haben Cubières-Palmézeaux, der sich noch persönlich darüber unterrichten konnte, Lacroix und Cottin die Wahrheit derselben vertreten. Wir lassen es unentschieden, ob hier Wahrheit oder Dichtung vorliegt, ob in dieser seltsamen Episode Zephire nur Geliebte war, was sicher ist, oder auch zugleich Tochter.

Jedenfalls beansprucht die nach diesem Zwischenfall ausführlich erzählte Lebensgeschichte Nannettes ein weit größeres Interesse, da sie uns mitten in die Geheimnisse der Prostitution und der Bordelle hineinführt.

Nannette erzählt, wie sie nach mannigfaltigen Schicksalen in Paris zuletzt in Beziehungen zur Welt der Prostitution tritt. Zuerst assoziierte sie sich mit einer Frau, die ein ausschließlich den Bedürfnissen der Freudenmädchen dienendes Ausstattungsgeschäft leitete. Diese gibt die folgende kulturgeschichtlich interessante Übersicht über ihre Tätigkeit:

„Ich führe Kleider für Mädchen von jeder Gestalt, in allen Farben und Stoffen, ganze Kostüme bis zu 20 000 Francs; für Herzoginnen, Marquisen, Bürgersfrauen, Schauspielerinnen, und Grisetten. Man zahlt je nach der Einnahme. Auch

empfange ich zu Hause Besuche, wo ich fünf bis sechs große Badewannen zur Verfügung habe. Da wasche ich, massiere ich, behandle die Haut mit Schälmitteln, beseitige üble Gerüche, parfümiere sie, mache sie weiß und trage Schminke auf. Das beste Geschäft aber mache ich mit dem täglichen Wechsel der Kleider .... Wir „massierten" bei uns Personen beider Geschlechter (hier machte Madame Deschamps ein Zeichen, die Einzelheiten zu unterdrücken), die sehr gut zahlten."

Wie man sieht, gab es die modernen der Unzucht dienenden „Massageinstitute" schon im 18. Jahrhundert, und so berichtet denn auch Nannette über ein heute ebenfalls nicht selten diesen zweideutigen Etablissements widerfahrendes Ereignis: die Überraschung durch die Polizei. Nannette erhielt wegen Betriebes eines heimlichen Bordelles drei Monate Gefängnis. Sie wurde in demselben von dem Polizeiinspektor Maret im Auftrage des Polizeipräfekten belehrt, daß sie gut getan hätte, der Polizei nichts zu verbergen und sich von vornherein unter ihren Schutz zu stellen. So wurde Nannette nach ihrer Entlassung „Kupplerin von Polizei wegen", unter der Bedingung, je nach der Zahl der von ihr gehaltenen Mädchen eine bestimmte Abgabe an die Polizei zu entrichten. Hierüber erhielt sie ein amtliches Schriftstück, eine „Instruction pour les Dames-chefs de Maisons publiques, tenant des filles", ein sehr interessantes Dokument zur Geschichte der intimen Beziehungen zwischen Polizei und Kupplertum,[1]) das von Rétif in extenso mitgeteilt wird (Mons. Nicol. VIII, 90—92).

Mit dieser Instruktion versehen, die ihr die

[1]) Vgl. über diese Beziehungen meine „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade", Berlin 1904, S. 150 ff.

polizeiliche Protektion garantierte, richtete sich Nannette alsbald ein neues Bordell in der rue Saint-Honoré ein. Es war ein Haus von sieben Stockwerken. Im ersten waren die Toilettenräume, Badezimmer usw., im zweiten die Spielzimmer, im dritten und vierten die Wohnzimmer der Mädchen, im fünften und sechsten die Schlafzimmer und im siebenten die Räume für die Dienerschaft.

Hier stellte sich nun bald eine sehr zahlreiche männliche Klientel ein, und Nannette schildert sehr eingehend die verschiedenen perversen Praktiken, welche die Mädchen namentlich von seiten der „hommes brutaux“ (der Sadisten und Masochisten) zu erdulden hatten. Es ist diese Stelle eine sehr wichtige Ergänzung zu der ähnlichen Schilderung der Bordellunzucht im 18. Jahrhundert in de Sades neu aufgefundenem Roman „Die 120 Tage von Sodom“. Wir finden in beiden das gesamte Register der Psychopathia sexualis. Vor allem berichtet Nannette über sadistische Akte schlimmster Art, Mißhandlungen, koprolagnistische Prozeduren, Flagellation, Faustschläge, Ausreißen von Stücken Fleisch im Orgasmus. Das war aber noch gar nichts in Vergleichung mit den perversen Praktiken der Prinzen und der hohen Aristokratie. Diese schwelgten in den scheußlichsten sadistischen und masochistischen Akten, deren nicht wiederzugebende Einzelheiten (Mons. Nicol. VIII, 98—99) durchaus die Schilderungen des Marquis de Sade in den „120 Tagen von Sodom“ in jedem Punkte bestätigen.

Bei dem übermächtigen Einflusse, den diese korrumpierte Gesellschaft unter dem ancien régime hatte und der die Polizei zu ihrem gefügigen Werk-

zeuge machte, waren die Inhaberinnen und Insassinnen der Bordelle der Willkür und den schändlichen Gelüsten dieser aristokratischen Wüstlinge völlig preisgegeben, sie waren schutz- und rechtlos, weil die „Protektion" der Polizei in dieser Beziehung gänzlich versagte. Diese Rechtlosigkeit der Prostituierten hatte eine große Ausdehnung des Zuhältertums zur Folge, dessen Gefahren und Laster ebenfalls von Nannette uns sehr lebhaft vor Augen geführt werden.

3. Eine englische Episode. (Erste Heirat.)

Das Jahr 1759, das so verhängnisvoll mit dem Tode Zephires begann, sollte für Rétif das inhaltreichste seines Lebens werden. Die erste Reaktion auf den tiefen Schmerz war eine „chute épicurienne", ein Rückfall in das frühere ausschweifende Leben, die Bevorzugung der physischen Genüsse der Liebe vor den moralischen, wie letztere ihm z. B. durch das nur kurze Zeit dauernde zärtliche Verhältnis zu der reizenden Suadèle Guisland zuteil wurden. Sie starb infolge des Bisses eines tollen Hundes. Neben diesen „moralischen Erregungen" durch Suadèle hatte er sich gern die „physischen" durch Aurore, ein Freudenmädchen im Bordell der Macé, gefallen lassen. Er entdeckte wieder seinen Hang zum „Weib im allgemeinen" und fing wieder an, auf die Jagd nach Frauen zu gehen. Aber dem armen Jäger sollte zunächst sehr böse mitgespielt werden. Wie ein Romankapitel liest sich die nun folgende Tragikomödie seiner ersten Ehe. Und doch ist es ein

durchaus wahrheitsgetreuer Bericht, mit dem Rétif seine Leser treuherzig ergötzt.

Eines Abends erblickt er in der rue Christine zwei Frauen in Trauerkleidung und Arm in Arm. Es sind zwei Engländerinnen, Tante und Nichte, die Alte sehr häßlich, unfreundlich, das junge Mädchen von blendender Schönheit, schlankem Wuchse, herrlichem Teint, mit rotem Haare und großen, strahlenden blauen Augen. Rétif, der etwas Englisch radebrecht, macht den Versuch einer Annäherung und folgt den beiden in ihre Wohnung. Hier erfährt er von den Hausbewohnern, daß die Tante eine gewisse Mrs. Macbell sei, ihre Nichte Harriet Kircher heiße. Sie seien wegen einer Erbschaftsangelegenheit in Paris.

Rétif war damals ein großer Anglomane. „La qualité d'Anglaise m'enflammait, autant que la beauté de la jeune personne." Am folgenden Tage eilt er wieder in die rue Pavée, wo sie wohnen und spricht die aus dem Hause tretende Mrs. Macbell an, bietet ihr den Arm, um sie zu führen, und bekommt bei der Rückkehr die schöne Nichte zu sehen, der er gleich auf Leben und Tod den Hof macht. Beim Abschied sagt Miß Harriet: „Farewell!" Und er antwortet begeistert mit — den Versen von Pope:

> Some emanation of th' all beautous Mind!
> My fancy form'd thee of angelic Kind,
> Those smiling eyes, attempering every ray,
> Shone sweetly lambent with celestial day.

Bald wird die Freundschaft immer inniger. Rétif leistet ihnen gute Dienste in ihrem Prozesse und verhilft ihnen zur Kenntnis der gegnerischen

Prozeßakten, und als man der Tante für einen günstigeren Ausgang des Prozesses die Verheiratung ihrer Nichte mit einem Franzosen empfiehlt, da erklärt sich unser Held sofort bereit, der schönen Miß fürs Leben anzugehören. Die Sache wird von beiden Teilen in größter Eile und Heimlichkeit betrieben, selbst der treue Loiseau wird nicht eingeweiht. Trotz dieser Eile hat Harriet noch Zeit gefunden, sich in Rétif zu verlieben und ihm noch kurz vor der Trauung die höchste Gunst zu gewähren. Die Trauung findet nach doppeltem Ritus, englischem und französischem, statt. Ihr folgt eine „nuit délicieuse". Aber dann trifft den armen neugebackenen Ehemann, der sich so gern in seinem Glücke sonnt, Schlag auf Schlag. Sein Vater, dem ein intriganter Verwandter die heimliche Ehe des Sohnes denunziert hat, schreibt ihm einen sehr bösen Brief und droht, ihn nie wieder sehen zu wollen. Inzwischen ist der Prozeß gewonnen worden, bei dem auch ein gewisser Mylord Taaff, ein täglicher Besucher im Hause des jungen Ehepaares, eine gewisse Rolle gespielt hat, und auch jetzt noch immer mit der Tante geheimnisvolle Besprechungen hat. Das Resultat derselben soll der schon längst nichts Gutes ahnende Rétif bald erfahren. Als er eines Tages (am 4. April 1759) nach Hause kommt, findet er das Nest leer, seine ganze Habe ist verschwunden, darunter mehr als 15000 Livres an Geld und Schmucksachen. Nur ein Brief mit der Aufschrift: „An Herrn Nikolaus, hierselbst" liegt da. Er enthält in kurzen Worten die trockene Mitteilung von seiten Harriets, daß ihre Ehe ungültig sei und sie mit ihrer „lieben Tante" in die Heimat zurück-

kehre. Er möge sich trösten. Angefügt ist noch eine höhnische Bemerkung dieser lieben Tante selbst. Wie sich bald herausstellt, sind Harriets Zeilen auch von der Tante geschrieben worden. Rétif findet einen zweiten längeren Brief von Harriet selbst, in dem sie ihn ihrer zärtlichen Liebe versichert und ihre Flucht als eine von der Tante erzwungene hinstellt. Sie solle nach dem Willen der Tante die Maitresse des Mylord Taaf werden. Rétif ist außer sich vor Wut und Schmerz. Seine Freunde sprechen ihm Trost zu und meinen, er solle sich in den Gedanken vertiefen, daß die ganze Affäre nur ein böser „Traum" gewesen sei, den er gehabt habe. — Später erfuhr Rétif von einem französischen Diener, daß Harriet unter dem Namen einer Madame Restifsh (sic!) in London lebe, im Dezember 1759 Zwillinge, zwei Töchter, bekommen habe, die von Mr. Taaf bei seiner Verheiratung mit der Mutter adoptiert wurden.

4. Neue „petits hors-d'oeuvre".

Rétif befand sich nach diesem Schlag, der ihn zugleich seiner Frau und seines Vermögens beraubte, zunächst in einer bedauernswerten Lage. Die materielle Not wurde zwar einigermaßen durch die Unterstützungen seiner Freunde, besonders des unermüdlich für sein Wohl sorgenden Loiseau gelindert, aber die psychischen Aufregungen machten ihn ziemlich arbeitsunfähig. In solchen Zuständen erwachte stets sein sexuelles Bedürfnis ganz besonders stark und machte ihn fast „toll" (Mons. Nicol. VIII, 172). Und nachdem ihm jetzt, wenn

man seine eigene Ausdrucksweise weiter ausführen darf, das Liebesmahl der Ehe so schlecht bekommen war, genoß er um so eifriger die „petits hors-d'oeuvre" der Liebe und stürzte sich wieder in die tollsten erotischen Abenteuer. Er nahm den Verkehr mit Therese Courbuisson, mit der er eine wirkliche Szene aus dem Dekameron des Boccaccio aufführte (M. N. VIII, 157), und mit Pèlerine Berthé wieder auf, daneben aber suchte er neue Anknüpfungen. Er war ja unersättlich im theoretischen und praktischen Studium der verschiedenartigsten weiblichen Wesen, deren Individualitäten er mit ein paar Worten oft glänzend charakterisiert.

Es ist an dieser Stelle unmöglich, auf alle diese galanten Eskapaden einzugehen. Da wechseln die wildesten Bordellszenen mit der Aurore, der Bathilde, der jungen Sailly, Mädchen im Hause der Kupplerin Dupont, ab mit ernsteren Liebesverhältnissen wie z. B. demjenigen mit Isabelle Lefaucheux, die ihn vergeblich durch ein aus ihren Haaren angefertigtes Herz an sich zu fesseln sucht, oder mit der feurigen Madame Doubleton, die etwas energischer vorgeht, um sich der Treue dieses gefährlichen Unbeständigen zu versichern. Sie legt ihm nämlich eigenhändig eine „assurance mécanique", ein veritables „Keuschheitsschloß" um, das ihr während der Zeit der Trennung seine Treue garantiert und nur beim Rendezvous entfernt wird. Lange hält Rétif diese „Sklaverei" nicht aus und entflieht bei einem solchen Rendezvous auf Nimmerwiedersehen. Winken ihm doch so viele andere, sanftere und weniger herrische Genüsse der Liebe.

Da verheißt ihm die reizende Jarrye Datté, eine „vraiment Parisienne", durch Kußhände ein nahes Glück, da fängt er die Liebesbriefe der Victoire Versailles an einen anderen auf und versetzt sich, erst in Gedanken, dann in Wirklichkeit, an dessen Stelle, da wird die aus dem Kloster entflohene Claire Morizot seine „leichte Beute" und läßt ihn Sophie Wolxem das „Nichtige der Genüsse" empfinden, die nichts mit dem Herzen zu tun haben, während Victoire Darq, eine gewöhnliche „fille du monde" es versteht, ihm auch diese schmackhaft zu machen. „Ach, ich war damals sehr inkonsequent! Die Sittlichkeit ist wie ein Perlenhalsband, entfernt man das Band, so fällt das Ganze auseinander."

Den Lesern, die ihn deshalb verdammen, entgegnet er, daß er doch nur das getan habe, was jene oft zu tun gedacht hätten. Er enthülle auch ihr Wesen, indem er das seinige enthülle. Ist nicht etwas Wahres in diesen Worten?

Fünftes Kapitel.

Dijon. Dritter Aufenthalt in Paris.

(Sechste Epoche, 1759—1765.)

1. Die Reise.

Auf den Rat seiner Freunde trat Rétif, nach den mannigfaltigen Aufregungen der ersten Monate des Jahres 1759 sehr erholungsbedürftig, Anfang Mai dieses Jahres eine Reise in die Heimat an, die ihn zunächst zu den Eltern nach Sacy führte. Er verlebte hier sehr glückliche Tage. Die Ruhe und der Frieden des Elternhauses taten ihm wohl. Seine Gesundheit kräftigte sich von Tag zu Tag. In diesem stillen Leben kehrte er wieder zu seinen alten Studien zurück, er übersetzte die Metamorphosen des Ovid und beschäftigte sich mit der Lektüre des Tibull, Properz, Martial und anderer lateinischer Dichter.

Diese friedliche Stimmung wurde jäh unterbrochen durch die ihn aufs tiefste erschütternde Nachricht von dem Tode seines treuen Freundes Loiseau, desjenigen, der alle seine „Geheimnisse, Laster und Tugenden" kannte und mit ihm Freuden und Schmerzen brüderlich geteilt hatte, der einzige, dem er sich ganz anvertrauen konnte.

Diese neue schmerzliche Erregung hoffte Rétifs Vater durch eine Reise und einen längeren Aufenthalt in Dijon wohltätig zu beeinflussen. Er sollte hier

Beziehungen anknüpfen zu einer sehr angesehenen Familie Coeurderoi, entfernten Verwandten der Familie Rétif. So reiste denn Nikolaus am 29. Juni 1759 ab. Er machte die Reise zu Fuße. In Rouvray stieg er in der Herberge eines Jansenisten ab, mit dem er sehr philosophische Gespräche führte, die später bei der Rückkehr von Dijon wieder aufgenommen wurden. In einem anderen Wirtshaus, in Vitteaux, bezauberte ihn ein zum Hause gehörendes, allerliebstes Kind, Christine. Sie begleitete ihn eine Strecke Weges und half ihm seinen Rucksack tragen. Auch mit ihr feierte er auf der Rückreise ein Wiedersehen, dem ihre Unschuld zum Opfer fiel.

In Dijon nahm Rétif eine Stellung in der Druckerei von Causse an, die ihm genügend Zeit zu einer Menge von galanten Abenteuern ließ, unter denen wir nur dasjenige mit der „fille du Cabaret" Marie Jehannin, deren strenge Moral er mit Leichtigkeit überwand und dann so sehr untergrub, daß sie sich schon bald darauf mit einem anderen einließ, ferner mit den Schwestern Lydie und Clairette, mit dem Dienstmädchen Marianne Milan, mit einer puella publica angustissima erwähnen. Ein noch innigeres Verhältnis, das bis zum Eheversprechen führte, verband ihn mit seiner Nachbarin Manette Teinturier und deren Freundin Manon Duveau. Man machte gemeinsame Spaziergänge im „Park" und in den „Tuilerien" von Dijon, besuchte auch wohl das in der Nähe gelegene Kapuzinerkloster oder die Karthäuser. Nikolaus wandte jetzt einen neuen Trick bei seinen Verführungsversuchen an, er erzählte der Betreffenden seine

früheren erotischen Abenteuer in all ihren drastischen Einzelheiten, und versichert, daß dieses Mittel die von ihm beabsichtigte Wirkung niemals verfehlt habe.

Im Dijoner Park machte Rétif die Bekanntschaft der ernsten Omphale Coeurderoi, der Erzieherin von Madame Parangons einziger Tochter, als deren Vater natürlich Rétif sich selbst betrachtete. Da sein Aufenthalt in Dijon nur als ein vorübergehender geplant war, hieß es schon nach wenigen Wochen Abschied nehmen von all den lieben Gestalten, die hier in sein Leben eingetreten waren. Er sollte die meisten von ihnen nicht wiedersehen. Besonders der Schmerz der schönen Manette Teinturier bereitete ihm aufrichtige Gewissensbisse.

Auf der Rückreise hatte er noch ein Abenteuer mit einem jungen Mädchen aus Lyon, Yonne Bellecour, das von ihrer älteren Begleiterin nach Paris verkuppelt werden sollte. In Sacy hielt ihn längere Krankheit zurück, von der er schließlich durch eine wahre Pferdekur befreit wurde. Dann kehrte er im Oktober 1759 nach Paris zurück. Er bezog hier wieder seine alte Wohnung bei Frau Bonne Sellier. Am dritten Tage nach seiner Heimkehr traf ihn neuer Schmerz. Loiseaus Geliebte, seine treue Freundin Zoë, starb. Rétif suchte sich vergeblich eine Stellung zu verschaffen. Er machte dabei die Bekanntschaft eines Angestellten der Druckerei Knapen, namens Giraud, Vater zweier hübscher Blondinen, der älteren Edmée und der jüngeren Reine. Dieser merkwürdige Vater pries ihm gleich die Reize seiner Töchter an und bot ihm

die ältere zur Frau an, so ganz beiläufig, beim Essen! Rétif, immer gefällig, vergißt alle früheren Heiratsprojekte und nimmt sogleich das Anerbieten an. Das bringt ihm „einen Tag, aber auch nur einen Tag" neuer Unterhaltung (divertissement). Edmée, die natürlich längst ihren Geliebten hat, läßt sich gegen das Versprechen, sie nicht heiraten zu wollen, von Nikolaus verführen! Auf ihrer Hochzeit mit jenem anderen wird dann die jüngere Schwester die Beute Rétifs. Dann treten neue Heiratsvorschläge an ihn heran. In einem Briefe fragt seine alte Liebe, Rose Lambelin, bei ihm in betreff dieses Punktes an. Er antwortet bejahend, lernt aber inzwischen die 30jährige, noch jungfräuliche Schwägerin seiner Wirtin, Fräulein Sophronie Sellier kennen, die selbständig ein Kleidergeschäft betreibt. Noch am selben Tage verloben sie sich und verabreden baldige Hochzeit. Es war für Rétif eine glänzende Partie, da Fräulein Sellier sehr wohlhabend war und große Einnahmen aus ihrem Geschäfte hatte. Er hatte es deshalb auch sehr eilig, sie in Besitz zu nehmen und versicherte sich bereits am folgenden Tage ihrer Virginität im wahren Sinne des Wortes (Mons. Nicolas IX, 60). Aber auch über diesem, vielleicht bestem aller bisherigen Heiratspläne waltete ein böses Geschick. Schon zwei Tage später wurde Sophronie von Einbrechern ermordet!

Zwei noch merkwürdigere Heiratsofferten kamen ihm von — Nannette, der Mutter seiner Zephire, die ihm sogar noch ein junges Mädchen von 15 Jahren mit in die Ehe bringen wollte, damit er gelegentlich Abwechslung habe, und von Therese Courbuisson. Diese zudringlichen Anträge er-

schreckten ihn so, daß er beschloß, Paris zu verlassen, wo er ohnedies in größte Not zu geraten drohte. So war er bisher halb freiwillig, halb ohne sein Zutun glücklich den Fesseln und Gefahren der Ehe entgangen, um alsbald doch noch gerade in dieser Hinsicht wie ein ahnungsloses Kind sich übertölpeln zu lassen und ein Eheschicksal schlimmster Art sich aufzuladen. Der geistige Urheber desselben war Herr Parangon.

2. Neue eheliche Leiden (Agnes Lebègue).

Parangon, der wegen der ihm bekannt gewordenen Beziehungen Rétifs zu seiner verstorbenen Frau einen geheimen Groll gegen seinen früheren Lehrling hegte, hatte viel von den Heiratsplänen desselben gehört und beschloß nun, diese zu benutzen, um sich auf eigenartige Weise an ihm zu rächen.

In Auxerre lebte eine Familie Lebègue. Der Mann war Apotheker, von ehrenhafter Gesinnung, und begleitete augenblicklich als Leiter einer Feldapotheke das französische Heer in den Feldzügen des Siebenjährigen Krieges. Eines weniger guten Rufes erfreuten sich die weiblichen Mitglieder der Familie, die Frau und die älteste Tochter Agnes. Sie führten ein sehr verschwenderisches Leben und huldigten heimlicher Libertinage, die ihrem Wesen den Stempel des Verschlagenen und Bösartigen aufdrückte. Parangon beschloß, Rétif durch eine Verheiratung mit dieser schlechten Tochter einer noch schlechteren Mutter ins Unglück zu stürzen. Der Plan ward raffiniert ersonnen und durchgeführt.

Im Begriffe, von Paris abzureisen, erhielt Rétif einen Brief des Herrn Parangon mit der Aufforderung, von neuem als Faktor in seine Druckerei einzutreten. Er nahm an und traf am 10. November 1759 in Auxerre ein. Parangon brachte ihn bei dem offenbar in das Geheimnis mit eingeweihten Faktotum Rüttot unter, in dessen Hause man ihn alsbald mit Madame und Mlle. Lebègue bekannt machte.

Die ganze nun folgende Intrige wurde nur dadurch überhaupt ermöglicht, weil der sonst so scharfsichtige Rétif sich durch ein einziges suggestives Moment beherrschen ließ. Ein Wort Loiseaus, das dieser vor langer Zeit zu ihm gesprochen, faszinierte ihn. Er hatte Agnes Lebègue ein Mädchen von „seltenem Werte" genannt! „Dieses verhängnisvolle Wort meines einzigen und aufrichtigen Freundes, nicht die Schlauheit Parangons richtete mich zugrunde . . . es klang unaufhörlich vor meinem Ohre." So rannte er, „precapté" durch dieses Urteil, blindlings in sein Verderben, zumal da ein letztes kaltes Wiedersehen mit der einst so geliebten Rose Lambelin ihm eine arge Enttäuschung bereitet hatte.

Nun ließ er sich, wie so oft, durch rein sinnliche Reize verführen, die sowohl die noch männertolle Mutter als die Tochter gegen ihn ausspielten. Bald ließ er sich gern die zweideutigen Zärtlichkeiten der Mutter und die noch schlimmeren der Tochter gefallen; sie hatten sich gemeinsam verbunden, um ihn „durch die Sinne zu unterjochen". Das gelang ihnen durchaus. Aus der Gewohnheit entwickelte sich bei ihm ein „goût factice" und das Bedürfnis,

täglich dieser physischen Reizungen teilhaftig zu werden. In diesem Zustande der Geschlechtssklaverei, obgleich er bald einen noch erschreckenderen Einblick in die ganze Korruption der Familie Lebègue erhielt, an der auch die trotz ihrer 10 Jahre bereits in alle Mysterien der Venus eingeweihte jüngste Tochter Suzon beteiligt war, ließ sich Rétif dazu bewegen, die Zustimmung seiner Eltern zu einer Heirat mit Agnes Lebègue zu erbitten. Die Antwort lautete in günstigem Sinne. Agnes, deren schönste Reize derjenige der Venus Kallipygos und ein kleiner Fuß waren, wurde nun wie gewöhnlich schon vor der Hochzeit die seinige. Er glaubte sich dabei im Bordell zu befinden und eine „fille de Paris" vor sich zu haben. Bald hörte er von Rüttot, der übrigens mit der Mutter Lebègue vor seinen Augen den zügellosesten Verkehr pflegte, von dem früheren leichtfertigen Lebenswandel seiner Zukünftigen, er glaubte sie sogar bei einer Liebesszene mit zwei Kommis überrascht zu haben. Aber alles das konnte nur vorübergehende Zweifel in ihm erwecken und wurde ausgelöscht durch den fatalen Ausspruch Loiseaus und seine eigne Begierde.

So ließ er denn mit einer Art von Heroismus und Apathie das unabänderliche Schicksal über sich ergehen. Die Vorbereitungen zur Hochzeit wurden getroffen, und nach Ankunft seiner Eltern dieselbe am 22. April 1760 gefeiert. Stolz konnte der Bräutigam feststellen, daß mehr als 1500 Menschen den Hochzeitszug auf seinem Wege zur Kirche begleiteten. Das war ein schöner Tag, und doch war es der Tag seines „moralischen Todes".

Bald sollte ihm die Binde von den Augen ge-

nommen werden, und er die wahre Natur derjenigen kennen lernen, an die er nun für das Leben gefesselt war.

Monselet (a. a. O. S. 208) sah bei Augé, einem Enkel von Rétif de la Bretonne, ein Pastellbild der Agnes Lebègue, ein schönes, aber streng und hochmütig aussehendes Gesicht mit regelmäßigen Zügen und stark gekrümmten Augenbrauen. Nach Monselet macht der Gesichtsausdruck einen Teil der Beschuldigungen Rétifs verständlich. Es geht aber aus Rétifs eigenen Schilderungen seines unglücklichen Ehelebens hervor, daß Agnes von Natur nicht bösartig war, sondern daß ihre Fehler und Vergehen mehr aus einer gewissen Leichtfertigkeit ihres Wesens entsprangen. Bemerkenswert ist, daß Rétifs erster Biograph, Cubières Palmézeaux, dem gegenüber Rétif seine Gattin „la plus méchante des femmes" nannte, selbst auf Grund seiner persönlichen Bekanntschaft zu einem ganz anderen Urteile über sie kam. Sie erschien ihm stets „außerordentlich achtbar, durch ihre Sitten, ihr anständiges Wesen, ihren Geist und Charakter" (Cubières Palmézeaux bei Lacroix a. a. O. S. 11 Anm.). Sie selbst spricht in einem Briefe an Cubières vom 18. Oktober 1806 von dem „Dämon der Zwietracht", der das Gemüt ihres „von Natur guten" Mannes verdüstert habe. Auf der anderen Seite freilich spricht gegen sie und für die Angaben Rétifs die bedeutsame Tatsache, daß später ihre beiden Töchter nach der vollzogenen Trennung nicht der Mutter folgten, sondern beim Vater blieben.

Das junge Ehepaar machte zunächst eine Hochzeitsreise nach Sacy, wo Agnes die Eltern sehr

für sich einzunehmen wußte, und blieb dann noch für ein Jahr in Auxerre. In den nächsten zwölf Jahren überließ Rétif seiner Frau gänzlich das Hausregiment, ließ sie schalten und walten, wie es ihr beliebte, auch in materieller Beziehung, während er selbst nur seiner Arbeit oder seinen Liebesabenteuern nachging. Wenn sie alsbald einen schlechten Lebenswandel führte, so war der seinige wahrlich nicht besser.

Das Verhältnis zu seinem Chef Parangon gestaltete sich sehr eigentümlich. Dieser haßte in ihm den ehemaligen Nebenbuhler, aber liebte ihn als seinen tüchtigen und brauchbaren Angestellten, und es war bisweilen recht amüsant, den Widerstreit dieser beiden so verschiedenartigen Gefühle zu beobachten. Natürlich war es Parangon ein Hochgenuß, das einst von Rétif ihm Widerfahrene zu vergelten und auch seinerseits denselben nunmehr zum Hahnrei zu machen. Agnes Lebègue — so nennt Rétif seine Frau auch noch nach der Hochzeit — war nicht bloß von Anfang an untreu, sondern ruinierte in Gemeinschaft mit ihrer Mutter Rétif auch materiell. Glücklicherweise wurde er die Alte bald los, weil sich die beiden Frauen nicht mehr miteinander vertrugen und Agnes selbst ihm daher riet, nach Paris zu gehen, wo sie auch auf größere Einnahmen hofften. Agnes reiste voraus, im Frühling 1761.

Die Zeit ihrer Trennung benutzte Rétif in der gewohnten Weise. „Ich war allein,“ sagt er, „ich war jung, ich war kräftig und an regelmäßigen Geschlechtsverkehr gewöhnt.“ Da er es in Auxerre nicht wagte, wie früher die Mädchen zu verfolgen

und aufzusuchen, so nahm er das Nächstliegendere. Seine Frau hatte drei intime Freundinnen in Auxerre, Maîne Blonde und die beiden Schwestern Roullot, Claudon und Marianne mit Vornamen. Zuerst wurden die beiden letzten sein „Trost", sie waren zwar verlobt, aber das hatte ja niemals seine Unternehmungslust irgendwie beeinträchtigt. Er verführte beide, während immer die eine dabei Wache stand! Dann kam die feurig leidenschaftliche Maîne Blonde an die Reihe, und zuletzt schlossen alle vier einen ewigen Freundschaftsbund.

„Ich kam zum letzten Male in dieses liebe Haus. Maine stand da, über und über rot, Claudon lag nachlässig ausgestreckt auf einer Chaiselongue, Marianne saß mit aufgestütztem Ellenbogen auf einer Fußbank. — Marianne nahm meine Hand: „Du bist nicht unser Liebster, du bist unser Freund. Sei es für immer!" Ich vereinigte die Hände der drei Schönen, küßte sie, und rief: „Für immer!"

Nach vorübergehendem Aufenthalte in Sacy und Abschied von den Eltern — er sollte den Vater nicht wiedersehen — reiste auch Rétif im Juni 1761 nach Paris und bezog dort mit seiner Frau eine Wohnung im Quartier latin. Stellung fand er nacheinander wieder in den Druckereien von Knapen, Quillau und der Königlichen Louvredruckerei. Der Lohn war damals gerade ein äußerst geringer. Zudem war ihnen im März 1761 die älteste Tochter, Agnes, geboren worden, und seine Frau verstand es nicht, sich mit dem wenigen einzurichten. Sie gerieten in wirkliche Not. Die Folge war ein beständiger häuslicher Unfrieden. Da konnten schändliche Anerbietungen an Agnes Lebègue nicht ausbleiben. Sie war so zynisch, jedesmal von solchen ihrem Manne Mitteilung zu machen. Intimere Beziehungen

wurden mit einem Nachbarhause angeknüpft, wo eine kleine hübsche, bucklige Madame Chéreau mit ihrem Manne, ein gewisser Johnson-Cahuac und Lafray, ein Freund Chéreaus und Liebhaber seiner Frau wohnten. Chéreau hatte Lambertine, das Kammermädchen seiner Frau als Maitresse. Agnes Lebègue hatte eine Zeitlang allein bei diesen Leuten verkehrt, und die drei Männer hatten bereits um ihren Besitz gelost. Man beschloß aber großmütig, Rétif für diese neue Hahnreischaft zu entschädigen. Am Dreikönigstage, 6. Januar 1762, ließ man ihm, als er nichts zu essen hatte und sich nur geistig durch die Lektüre der „morale d'Epicure“ (!) sättigte, durch Lambertine Erfrischungen bringen und ihn herüberholen, um an einer großen erotischen Orgie teilzunehmen, bei der ihm Lambertine zugefallen war, später aber ein „Austausch“ stattfand. Man untersuchte dann in „philosophischer“ Unterhaltung, ob Chéreau als Liebhaber der Agnes Lebègue seine Frau oder Lambertine dem betrogenen Gatten dauernd überlassen müsse, oder ob Lafray auch etwas dazu zu sagen habe. Agnes selbst fand es am „ehrenhaftesten“ für sich, wenn Rétif Madame Chéreau als Gegengabe erhielte! Letztere machte dem Streite ein Ende, indem sie, durch den Alkoholgenuß zu einer „kleinen Bacchantin“ geworden, Rétif in ein halbdunkles Boudoir hineinzog und den Riegel vorschob.

„Fräulein“ Lebègue (auch diese Bezeichnung kommt vor) „galantisierte“ (galantisait) besonders unter dem Einflusse gefährlicher Lektüre, die ihr von den Chéreaus gegeben wurde. Auch Rétif regte seine in der traurigen äußeren Lage aus-

getrocknete Phantasie durch Lektüre an, sowie durch glühende Liebesbriefe, die er an die kleinen Modistinnen der Nachbarschaft schrieb und ihnen selbst zusteckte, ohne sich als Verfasser erkennen zu geben. Er unterzeichnete darin als „Musketier Leblanc“ oder als „Chevalier de Mirabelle“. Diese eigentümliche Manie des Briefschreibens, die wir von jetzt an immer häufiger bei ihm antreffen, war gleichsam eine neue Form, seinen erotischen Gefühlen in einer mehr allgemeinen Weise Ausdruck zu geben.

Die Langeweile, der Kummer, der Mangel an anderen Vergnügungen ließen ihn eine andere merkwürdige Art von Zeitvertreib suchen. Er schlich sich heimlich in die Bordelle und Wohnungen der Prostituierten ein und spielte hier die Rolle eines „Voyeurs“, namentlich perverser Akte (Mons. Nicol. IX, 158). Dabei machte es ihm großen Spaß, allerlei Schabernack zu treiben, die Kleider zu stehlen, zu verwechseln, mit einer lebendigen Maus das Paar zu erschrecken usw. Er erzählt sehr drastische Szenen als Folgen solchen Übermutes. Es war, wie er meint, seine eigne Erniedrigung, Selbstverachtung, die Misère, die ihm solche Malicen eingab.

Doch konnte er gerade in diesem Milieu anders, besser sein. So gab er — ein seltsames Idyll — der Dirne Bathilde, in die sich ein deutscher Baron leidenschaftlich verliebt hatte, und die er als seine Gattin mit nach Deutschland nehmen wollte, täglich Unterricht im Lesen und Schreiben, damit sie wenigstens nicht ganz ungebildet eine so vornehme Ehe einginge. Er erzählt ihr dabei sein ganzes Leben und feiert mit ihr in sentimentaler Weise, unter heißen Tränen, die traurigen Gedenktage seines

Lebens, den Tod Madame Parangons, Zephires, Loiseaus usw. Sie werden so vertraut, daß Bathilde dem deutschen Baron den Laufpaß geben und mit Rétif zusammenziehen will. Aber er lehnt das ab.

War ja doch eine neue weibliche Erscheinung in sein Leben getreten: Adelaïde Nicard. Eine kurze, aber romantische Episode.

Adelaïde Nicard war ein liebenswürdiges, gutherziges, reizendes junges Mädchen, das schon früh von ihrer Mutter als Maitresse an den vornehmen Präsidenten von Saint-Leu verkauft worden war, ein schändlicher Handel, wie er damals alltäglich war.[1])

Sie hatte die Bekanntschaft Rétifs und seiner Frau gemacht und beide sehr lieb gewonnen. Sie kam meist an den Sonntagen zum Essen. Agnes hatte Adelaïdens Neigung zu ihrem Gatten bemerkt und begünstigte dieselbe, um ihren eigenen Abenteuern ungestörter nachgehen zu können. Ja, es war ihr nicht unangenehm, wenn die Rollen vertauscht wurden, Adelaïde als Gattin, sie dagegen als Freundin Rétifs auftrat. Diese Mystifikation führte man gegenüber einem gewissen Beugnet durch, einem reichen Drucker, in den Agnes sich verliebt hatte. Beim Diner, zu dem er eingeladen war, fungierte Adelaïde als Hausfrau — sie hatte auch in generöser Weise alle Kosten solcher opulenten Mahlzeiten übernommen — und auf Wunsch Beugnets spät am Abend auch noch als — liebende Gattin, was ihr um so leichter wurde, als sie Rétif

[1]) Vgl. meine „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade", Berlin 1904, S. 92.

innig liebte. Es entwickelte sich daraus ein recht zärtliches Verhältnis zwischen den beiden, in dem Rétif in materieller Hinsicht der empfangende, Adelaïde der gebende Teil war. Sie ließ neue Möbel herbeischaffen und unterstützte die Familie auch mit barem Gelde, das sie doch wohl nur von ihrem anderen, vornehmen Liebhaber empfing. Damals hatte man nicht eine so schlimme Auffassung von diesen Dingen, wie wir heutzutage. Selbst vornehme Personen scheuten sich nicht, unter Umständen Geld von ihren Geliebten anzunehmen. Rétif selbst macht einen scharfen Unterschied zwischen den Zuhältern der gewöhnlichen Prostituierten, den „Messieurs", und den Männern der letzteren Kategorie, für die offenbar ein „point d'honneur" nicht in Betracht kam.

Bald schöpfte Adelaïdens erster Liebhaber, der Präsident, Verdacht. Rétif behauptet, daß Agnes Lebègue selbst die Verräterin gespielt habe. Jedenfalls mußte Adelaïde alle Beziehungen zur Familie Rétif abbrechen. Der Abschied wurde beiden sehr schwer, aber Adelaïde suchte Rétif auf eine eigenartige Weise zu trösten. Sie übergab ihm in feierlicher Weise ihre Freundin, die hübsche Coiffeuse Désirée Didier als ihre Nachfolgerin!

Diese, die außerdem noch einen anderen Liebhaber de Roncy und einen alten Schriftsteller Lefort zum Anbeter hatte, behandelte Rétif sehr ungleichmäßig, bald war sie zärtlich, bald kalt. Einmal wußte sie Herrn de Roncy so für die Rétifs und ihre traurige Lage zu interessieren, daß er ihnen zwei Louisdor schenkte, welche sie annahmen, ohne sie jemals zurückzugeben.

Désirées zweifelhaftes Verhalten ließ Rétif andere „Zerstreuungen" suchen. „Man hat solche immer in der Jugend, wenn man alt ist, gibt es keine mehr . . . Es gibt ja auch nichts Leichtfertigeres als die Pariser Mädchen. Ich bin überzeugt, daß bei weniger Aufmerksamkeit von seiten der Mütter keine ihre Jungfräulichkeit bis zur Ehe bewahren würde." Er erklärt seinen blinden Trieb zum Weibe aus seiner damaligen Notlage, die ihn weniger wählerisch machte und gleichsam alle Frauen über ihn stellte. Er begehrte sie, weil sie dem Armen weniger erreichbar waren und genoß sie dann mehr „als ein König". So wurde eine Schülerin der Désirée, eine Mlle. Edmet, die seinige, und schenkten ihm Zède Vilpois, die Tochter des Hauptmieters in seinem Hause und Javotte Prudhomme, die im dritten Stock wohnende Tochter eines Kupferstechers ihre Gunst. Dann lernte er noch ein ganz neues „genre de femmes" kennen. Gegenüber seiner Wohnung, in der rue de la Harpe, wohnte eine Demoiselle Talon, „la plus effrontée, la plus lubrique des entretenues", die Maitresse des Parlamentssekretärs Pidansat und Geliebte eines Stutzers. Diese Schöne hatte zwei Schwestern, die hübsche Madame Desvignes, die Gattin eines Uhrmachers und eine andere häßliche, die die Vermittlerin für die beiden machte. Die drei Schwestern hatten eine reizende Freundin namens Chouchou, gewöhnlich nach ihrem Liebhaber, einem reichen Arzte und Lebemann, „Petite Brûlée" genannt.

Rétif sah Chouchou eines Tages am Fenster der Talons sitzen und eine Katze liebkosen. Seine lebhaften Blicke wurden beifällig aufgenommen.

Fräulein Talon winkte ihn heran und gab ihm zu verstehen, daß die Gelegenheit günstig sei. Er nahm sie nach Kräften wahr, mehr als zwei Stunden, und fand nachher zu Hause in seiner Tasche — fünf Louisdor. Er eilte sofort ans Fenster und gab durch Blicke der schönen Geberin seinen Dank zu erkennen!

Chouchou, die schöne Talon und Madame Desvignes teilten sich in der Folge freundschaftlich in seinen Besitz.

Über alle übrigen „aventures de passade", ebensoviele „Tröstungen" für seine unglückliche Ehe geht er kurz hinweg und gibt nur eine kurze Charakteristik dieser so verschiedenartigen erotischen Beziehungen, die er bald als „tours scélérats", bald als „amusements enfantins", als „arrangements singuliers", als Äußerungen eines „goût factice" oder als solche einer wirklichen Herzensneigung bezeichnet. Er nennt 28 Namen von Mädchen (darunter vier Schwestern Decourl) und Prostituierten (Mons. Nicolas IX, 192—193).

Eine wohltätige Unterbrechung erfuhr dieses traurige und ausschweifende Leben durch eine Reise nach Sacy, die er nach dem am 16. Dezember 1763 erfolgten Tode seines Vaters in der Fastenzeit 1764 unternahm. Dort waren auch alle seine Geschwister zur Ordnung der Erbschaftsangelegenheiten versammelt. Er verletzte sich dort beim Tragen seiner Tochter Agnes am Bein und bekam nach seiner Rückkehr die Wundrose. Während er krank daniederlag, vergnügte sich seine Frau mit anderen Männern und überließ die Pflege des Gatten einer gefälligen Nachbarin.

Nach der Genesung trat er am 2. Juli 1764 in die Druckerei von F. A. Quillau ein, wo er den Druck überwachen, für die Instandhaltung der Lettern sorgen, die ersten Korrekturen und letzten Revisionen lesen, die Ausstattung der Bücher angeben, die Lohnfrage regeln, kurz, fast den ganzen Betrieb leiten mußte, um den sich der Chef nur einmal in der Woche kümmerte. Dementsprechend besserten sich seine Lohnverhältnisse. Nach getaner Arbeit setzte er sich noch hin und schrieb Briefe an hübsche Frauen, die er selbst hinübertrug. Außerdem beschäftigte er sich mit der Abfassung seines ersten Buches. Wir treten damit in die Betrachtung seiner literarischen Anfänge ein.

Sechstes Kapitel.

Literarische Anfänge.

(Siebente Epoche, 1765—1775).

1. Die neue Muse (Rose Bourgeois).

Da wir im zweiten Abschnitte Rétif de la Bretonne als Schriftsteller zu würdigen haben, so verfolgen wir im ersten nur kurz die Anfänge und den Fortgang seiner literarischen Laufbahn in ihrem Zusammenhange mit seiner Lebensgeschichte, vom biographischen Gesichtspunkte aus. Not, Liebe und eigener Drang haben Rétif zum Schriftsteller gemacht. Wie wir sahen, reichen dilettantische Versuche auf diesem Gebiete bis in die Kindheit zurück. Sie hatten stets einen Zusammenhang mit einer Liebesaffäre, in der seine Leidenschaft aber mehr platonischer als sinnlicher Natur war. So inspirierten ihn Jeannette Rousseau, später Rose Lambelin, die er seine erste Muse nannte. Die neue Muse, die am Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn steht, ist auch eine „Rose": Rose Bourgeois. Sie gab ihm die „Seele" zurück, den für die künstlerische Produktion und Darstellung geeigneten höheren Standpunkt, den er in den Niederungen rein sinnlicher Genüsse verloren hatte.

Kurze Zeit nach seiner Rückkehr von Sacy wurde er auf die beiden Schwestern Bourgeois

aufmerksam, die Töchter eines Seidenwarenhändlers. Besonders die ältere, Rose, machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Sie war schön „vom Kopf bis zu den Füßen“ und glich in Gestalt, Wuchs und edler Haltung der vergötterten Madame Parangon. Von heftigster Leidenschaft ergriffen, stellte er sich bald täglich vor ihrem Hause ein, um sie zu sehen, und fing an glühende Liebesbriefe an sie zu schreiben, die er heimlich auf sehr raffinierte Art ins Haus schmuggelte. Meist las der Vater sie dann der Familie vor. Im ganzen richtete Rétif zwölf solche Briefe an seine Angebetete. Der längste derselben nahm eine Viertelstunde Niederschrift in Anspruch. Eines Tages wurde der unbekannte Briefschreiber, nach dem die Familie Bourgeois lange hatte fahnden lassen, doch abgefaßt und ins Haus geführt, wo ihn der Vater Bourgeois zur Rede stellte, ihm aber Aussicht auf den Besitz seiner Tochter machte, falls er sich durch seine weitere Entwicklung dessen würdig zeigte. Welch ein Gedanke für Rétif! Erhebend und niederschlagend zugleich. Denn er war ja nicht mehr frei, was die Familie Bourgeois nicht wußte. Allein die bloße Aussicht auf die Möglichkeit eines so großen Glückes gab ihm freudigen Mut, Selbstvertrauen und Energie. Wie sollte er das Vertrauen der schönen Rose und ihres Vaters zu ihm rechtfertigen, wie sollte er beweisen, daß er dessen nicht unwürdig war? Lange dachte er darüber nach, der heftigste Wunsch, die Aufmerksamkeit des Hauses Bourgeois auf sich zu ziehen, beherrschte ihn. Da kam ihm endlich der einleuchtende Gedanke, die Idee, ein Buch, einen Roman zu schreiben, ein berühmter

Schriftsteller zu werden, in die Reihe der allgemein bekannten literarischen Zelebritäten der Hauptstadt einzutreten.

So wurde Rose Bourgeois seine Muse (M. Nicol. XIV, 6), ihr dankte er die Konzeption seiner ersten Schrift, des Romans „La Famille vertueuse". Und so oft er später an dem Hause der Familie Bourgeois, dieser „tugendhaften Familie" vorbeiging, grüßte er es mit den Worten: „Salve, o domus, quae me fecisti scriptorem!" (Mons. Nicol. IX, 210).

2. Erste literarische Tätigkeit.

Die ersten Schriften Rétifs standen unter dem Zeichen der Nachahmung. Gerade als er mit dem Gedanken, selbst unter die Autoren zu gehen, sich beschäftigte, las er Voltaire, den er „unnachahmlich" fand, einen Roman „Elisabeth" der Madame Benoit, der ihn etwas mehr zu eigener Schriftstellerei ermutigte und die Romane der Madame Riccoboni, unter deren Einfluße er wesentlich stand, als er seine ersten Bücher schrieb (M. N. XIV, 6).

Die größte Schwierigkeit, mit der er im Anfange seiner literarischen Tätigkeit zu kämpfen hatte, war die, ob er in seinen Romanen mehr die Phantasie oder die Wirklichkeit walten lassen müsse. Allmählich merkte er, daß seine Phantasie nur sehr beschränkt war, daß er aber ein geborener Realist sei, da die Begebenheiten des Lebens wie von selbst sich ihm zu Romanen gestalteten. Da er wie kein anderer französischer Schriftsteller die Romantik des Lebens begriff und fühlte, so konnte er auch

dieses Leben in seinem ganzen Umfange und Inhalte zur Basis seiner Romane nehmen.

So bildete sich schon während der Arbeit an der „Famille vertueuse" in den Jahren 1765 und 1766 dieser realistische Zug seiner Schriftstellerei immer mehr heraus. Die beiden Schwestern Bourgeois lieferten ihm nicht nur den Stoff für die wichtigsten Kapitel der „Famille vertueuse", sondern sie tauchen auch in der „École des pères", in der 25. und 52. Erzählung der „Contemporaines", in den „Nuits de Paris" wieder auf (M. N. IX, 216—217). Außerdem flocht er noch einige andere Erlebnisse und Beobachtungen in die „Famille vertueuse" ein.

Die Arbeit an diesem ersten Werke bereitete ihm eine ungeheuere Freude, er war von einer wahren „auteuromanie" besessen. Oft sagte er zu sich, während er stolz durch die Straßen schritt: Wer sollte glauben, daß ich heute morgen so schöne Dinge geschrieben habe!

Endlich war das Manuskript in den ersten Monaten des Jahres 1766 vollendet. Bevor er es dem Drucke übergab, wollte Rétif dasselbe einem erfahrenen Schriftsteller zur Begutachtung vorlegen. Seine Wahl fiel auf Pierre Jean Baptiste Nougaret[1]), den Verfasser von „Lucette ou les Progrès

[1]) Nougaret (1742—1823) ist Verfasser einer ungeheuren Zahl galanter und erotischer Erzählungen, meist aus dem Pariser Leben. Viele von ihnen wurden auch ins Deutsche übersetzt. Die bekanntesten sind: „Ainsi va le monde", „Les astuces de Paris", „Aventures galantes de Jérôme, frère capucin", „Aventures parisiennes avant, pendant et depuis la révolution", „Les faiblesses d'une jolie femme", „Les jolis péchés d'une marchande de monde", „Lucette, ou les Progrès du libertinage", „Les Mille et une folies", „Paris ou le Rideau

du Libertinage"! Er nennt ihn unter den Pseudonymen „Progrès", „Mamonet", „Gronavet" usw. Er hatte die Bekanntschaft desselben in der Druckerei gemacht, wo Nougaret das erwähnte Werk drucken ließ. Rétif bat ihn also um ein Urteil über sein Buch, ernannte ihn zu seinem „Aristarch". Sie kamen am Abend zusammen und verbrachten einen Teil der Nacht mit Lesen und Verbessern. Am ersten Abend lasen sie etwa 20 Seiten, von denen Nougaret die Hälfte strich. Gegen Mitternacht überkam sie der Schlaf. Nougaret schlug Rétif vor, bei ihm zu übernachten und teilte ihm mit, daß er selbst seit gestern eine Maitresse habe, bei der er die Nacht verbringe. „Wir kennen uns seit vier Tagen. Am ersten sah ich sie. Am zweiten sprach ich sie an. Am dritten hatte ich sie ..." „Da sind Sie ja ein Cäsar", sagte Rétif lakonisch. Am folgenden Abend fand er wirklich diese Geliebte bei Nougaret. Es war eine hübsche, ein wenig schielende Brünette, Angélique Nimot, Tochter des berühmten Hofoptikers Nimot. Rétif gab ihr gleich einen Beweis seiner Galanterie, indem er den Namen „Jeannette" in seinem Roman durch „Angélique" ersetzte, und nun hatte er — zwei Aristarche! Er war aber sehr damit zufrieden, denn Fräulein Nimot hatte sehr viel Geschmack und literarisches Verständnis. Sie war eine „lecturomane enragée", die Nougaret nicht durch seine äußeren Eigenschaften — er war sehr häßlich und schlecht gekleidet —, sondern nur durch seine Eigenschaft

levé", „Les perfidies à la mode", „Les sottises et folies parisiennes", „Suite de la Pucelle d'Orléans", „Tableau mouvant de Paris", „Le vuidangeur sensible".

als Schriftsteller erobert hatte. Natürlich verliebte sich auch Rétif in sie und suchte Nougaret aus ihrer Gunst zu verdrängen, zumal da Nougaret, nach dessen Ansicht die Autoren wie die Grandseigneurs stets mehrere Geliebten zugleich haben müßten, schon eine neue Liebschaft angeknüpft hatte, dieses Mal nicht mit einer Schielenden, sondern mit einer — Buckligen. Derartige Schönheitsfehler schienen eine besondere Anziehungskraft auf ihn auszuüben. Rétif verriet dieses Geheimnis an Angelika und wurde dafür auf die von ihm erwartete Weise belohnt. Später wurde Fräulein Nimot doch noch die Gattin Nougarets, nach bösen, gemeinsamen Leiden, die Nougaret sich bei einem galanten Diner von einer Prostitutierten geholt und seiner Geliebten mitgeteilt hatte (M. N. IX, 240 bis 242).

Nachdem Rétif sein Werk mit Berücksichtigung der Ratschläge Nougarets und seiner Geliebten umgearbeitet hatte, unterbreitete er es der Zensur. Der Zensor Albaret, ein alter Bekannter Rétifs, gab ein günstiges Gutachten über dasselbe ab, welche Anerkennung der schriftstellerischen Eitelkeit des Autors nicht wenig schmeichelte. Er eilte, eine begeisterte Widmung an Fräulein Rose Bourgeois abzufassen. Leider wurde dieselbe nicht angenommen. Ebenso sandte man ihm Bücher zurück, die er der Angebeteten zum Geschenk machen wollte, und während sein Erstlingswerk erschien, verlor er bald die eigentliche Urheberin desselben und ihre Familie gänzlich aus den Augen.

Das Manuskript der „Famille vertueuse“ war Ende 1766 druckfertig. Rétif verkaufte es für die

Summe von 15 Livres den Bogen (es waren 51) an die Witwe Duchesne, und der Druck wurde am 20. Januar 1767 in der Druckerei von Quillau unter Aufsicht Rétifs begonnen. Nach sechs Monaten war er vollendet.

Rétif gab nun im Vertrauen auf große literarische Erfolge leichtsinnigerweise seine gut bezahlte Stellung auf. Das Honorar von 700 Livres für die „Famille vertueuse" schien ihm unerschöpflich zu sein, außerdem glaubte er in fünf bis sechs schlechten Romanentwürfen eine zukünftige Goldgrube zu haben. Diese Sorglosigkeit und Hoffnungsfreudigkeit wurde noch durch den Umstand erhöht, daß auch seine Frau jetzt etwas Geld verdiente. Sie betrieb für einen Kaufmann Moulins ein Geschäft mit Musselinstoffen.

In dieser Zeit hatte Rétif ein Abenteuer, das ihm die Idee zu einem seiner berühmtesten und berüchtigsten Werke eingab. Eines Abends sah er in der rue Saint-Honoré eine sehr schöne Prostituierte, die in höchst indezenter Weise ihre Reize öffentlich zur Schau stellte. Es war ein Mädchen aus dem Bordell einer Kupplerin, die den Spitznamen „Piron" führte, weil sie einmal die Ehre gehabt hatte, diesen berühmten Dichter bei sich zu sehen. Rétif, den die Schönheit und das edle Aussehen des Mädchens sehr gerührt hatte, wußte auch seine Frau für die Idee zu gewinnen, dasselbe seinem schändlichen Berufe zu entziehen und für sie einen ehrenwerten Liebhaber zu suchen. Denn Maitresse und Dirne waren damals in bezug auf das soziale Ansehen himmelweit voneinander getrennte Wesen.

Jene verlor wenig oder gar nichts von ihrer bürgerlichen Ehre.

So begab sich Rétif denn am folgenden Tage zu der Piron und verlangte die Clermont — so hatte sich das Mädchen ihm gegenüber genannt — zu sehen. Es kamen auf den Ruf der Piron zehn bis zwölf Mädchen, unter ihnen auch seine Bekannte. Sie tat aber, als ob sie ihn nicht kenne, um das Mißtrauen der Alten nicht zu erwecken. Es gelang Rétif dann, Sara Krammer (das war ihr wirklicher Name) aus dem Bordell zu entfernen und nach Ablösung ihrer Schulden dauernd aus den Klauen der Piron zu befreien. Er nahm sie zu sich ins Haus und gab sie für seine Schwester aus, um leichter einen Liebhaber zu finden. Ein solcher fand sich auch in der Person eines gewissen Imbert de Saint Maurice, auch Herr de Chapote genannt, eines sehr reichen, von seiner Frau getrennt lebenden Herrn. Er machte Sara Krammer zu seiner Maitresse, jagte sie aber trotz glücklichsten Zusammenlebens nach einigen Jahren fort, als er ihre Vergangenheit erfuhr. Sie starb aus Gram kurze Zeit nachher.

Dieses Erlebnis war es hauptsächlich, das Rétif die Idee zur Abfassung seines merkwürdigen Buches über eine Reform des Prostitutionswesens eingab. Im Sommer 1767 begann er die Ausarbeitung des „Pornographe". Er ließ sich von Sara Krammer und der Prostituierten Sailly viele Aufklärungen über die die Prostitution betreffenden Dinge geben, er verschmähte es nicht, in den Bordellen selbst Studien für seine literarischen Zwecke zu machen und sich über alle Vorgänge in denselben auf das

genaueste zu unterrichten. Einmal ließen ihn z. B. die Mädchen in einem Bordell eine typische Flagellationsszene beobachten, bei der ein alter Gerichtsrat sich von zwei Dirnen mit Ruten auspeitschen ließ, um sie dann seinerseits zu flagellieren (M. N. IX, 243). So sammelte Rétif „genügende Erfahrungen" über alle Mißbräuche in den Bordellen, über die Sitten der Prostituierten, die polizeilichen Schikanen usw., auf Grund deren er daran ging, im „Pornographe" neue Vorschläge zu einer Besserung auf diesem Gebiete zu machen (M. N. X, 34). Daß diese Vorstudien für den „Pornographe" nicht bloß theoretischer Natur waren, sondern auch praktisch ziemlich intensiv und extensiv betrieben wurden, braucht bei dem Charakter Rétifs wohl nicht besonders hervorgehoben werden.

Rétifs Absicht war, den „Pornographe" und andere literarische Arbeiten in Sacy in Angriff zu nehmen, wo er im Hause der Mutter die dazu nötige Ruhe zu finden hoffte. Er reiste daher den 22. Juni 1767 von Paris ab, im Besitz von „10 Louisdor, zwei neuen Anzügen, Büchern" und im „ersten Schriftstellerrausch". Leider verflog der letztere sehr rasch während seines viermonatigen Aufenthaltes in Sacy. Er arbeitete nur wenig und schlecht, weil die äußere Anregung fehlte wie in Paris, wo ihn alles „elektrisierte". Sein Feuer erlosch, eine müde Stimmung überkam ihn. Am liebsten beschäftigte er sich noch mit ländlichen Arbeiten. Ganz unmöglich war es ihm, einen Gegenstand wie den „Pornographe" in Sacy zu behandeln. Er ließ dieses Werk gänzlich liegen, um hier den Roman „La confidence nécessaire" anzufangen. In dieser müden, sentimen-

talen Stimmung gedachte er oft seiner Jugend, die Erinnerung daran rührte ihn bis zu Tränen. Und diese Tränen waren, wie er sagt, der „erste Keim" zum „Paysan perverti" (M. N. X, 3). Er macht an dieser Stelle die treffende Bemerkung, daß es überhaupt nach einem langen Aufenthalte in der Stadt unmöglich sei, auf dem Lande, bei absoluter Ruhe, schriftstellerisch tätig zu sein. Hierfür brauche man keine „absolute", sondern nur eine „individuelle" Einsamkeit, wie letztere am besten innerhalb der großen Menschenmenge der Städte möglich sei. Deshalb kehrten so viele Schriftsteller, die aufs Land gingen, um dort nun einmal recht Großes zu vollbringen, unverrichteter Sache wieder zurück.

Ende September 1767 trat Rétif die Heimreise an und bezog dann mit seiner Frau im Oktober eine neue Wohnung in der rue Quincampoix. Im Fenster gegenüber erblickte Rétif oft eine Frau, die ihm aus der Ferne sehr schön erschien. Diese „jolie dame", wie er sie mangels näherer Bekanntschaft nannte, wurde ihm bald eine angenehme Anregung zur Arbeit. Eines Tages aber hatte er Gelegenheit, sie aus der Nähe zu betrachten und war entsetzt über ihre abschreckende Häßlichkeit. „All meine Illusion war dahin, der Reiz der rue Quincampoix verschwunden, und ich mußte meine Musen anderswo suchen."

Er fand denn auch, wie wir sehen werden, diese neuen Musen, so daß er fortdauernd zu eifrigster literarischer Tätigkeit inspiriert wurde. Als er für das Manuskript eines Romans „École de la Jeunesse" keinen Verleger und Drucker finden konnte, schrieb er in fünf Tagen seinen zweiten Roman

„Lucile". War's im ersten Madame Riccoboni, deren Stil er nachahmte, so war es jetzt Voltaire. Noch im selben Jahre ließ er die „Confidence nécessaire" erscheinen, keine „wahre Geschichte", aber eine „wahre Situation" und ein „treues Gemälde" seines eigenen Herzenszustandes in der ersten Jugendzeit, als er mehrere Mädchen zugleich anbetete.

In das Jahr 1767 fällt auch die Konzeption der berühmten Erzählung „Fanchettens Fuß" (Le pied de Fanchette). An einem Sonntagmorgen sah er an der Ecke der rue Montorgueil vor einem Modeladen ein hübsches Mädchen in weißem Unterrocke, mit seidenen Strümpfen und rosaroten Schuhen mit hohen, schmalen Absätzen.

Er war bezaubert von diesem Anblicke und dem entzückenden Gange des Mädchens, und schrieb weitergehend in Gedanken sogleich das erste Kapitel des genannten Werkes, das mit den Worten beginnt: „Ich bin der wahrhaftige Geschichtschreiber der glänzenden Eroberungen des kleinen Fußes einer Schönen". Als am folgenden Tage seine Phantasie etwas erkaltet war, wollte er seine Muse noch einmal sehen, bemerkte aber statt ihrer in der rue Saint-Denis eine Frau, deren Fuß ein „Wunder von Zierlichkeit" und mit einem reizenden mit Gold verbrämten Schuh aus der Hand des ersten Schuhmachers von Paris bekleidet war. Voll Enthusiasmus eilte er schleunigst nach Hause und schrieb in zwei Tagen die ersten 14 Kapitel des „Pied de Fanchette" (M. N. X, 14).

Ein anderes Werk, der Roman „La Fille naturelle" beruhte auf einer Erzählung von einem reichen

Vater, der seiner natürlichen Tochter, ohne sie zu kennen, auf der Straße ein Almosen gibt. Dieses Sujet wurde von Rétif in nur sechs Tagen zu einem Roman in zwei Teilen verarbeitet, eine Leistung, auf die er sehr stolz war. Der Druck war im Oktober 1768 vollendet. Der „Pied de Fanchette" erschien 1769. Beide Werke fanden sehr viel Anklang, namentlich „Fanchettens Fuß", und erlebten in kurzer Zeit vier Auflagen.

Anfang 1769 wurde nach wiederholter kritischer Durchsicht das Manuskript des „Pornographe" der Zensur übergeben, die es nach wiederholten Schwierigkeiten glücklich passierte. Das Buch erschien im Sommer 1769. Der Absatz desselben war so gut, daß der Buchhändler Delalain dem Verfasser sagte, man habe während des ganzen Sommers fast nur dieses Werk bei ihm verlangt. Sein Freund Renaud beglückwünschte ihn nach der Lektüre mit den Worten: „Endlich doch mal ein Buch, und nicht bloß eine Broschüre!"

Rétif ließ dieser ersten gleich eine zweite reformatorische Schrift, die „Mimographe", ein Werk über die Reform der Theaterzustände folgen, das Ostern 1770 erschien.

Die Druckkosten aller dieser Schriften bestritt Rétif zum großen Teil aus der eigenen Tasche, und Honorar vom Verleger bekam er nie zu sehen. Wohl selten ist ein Autor von seinen Verlegern so betrogen und übers Ohr gehauen worden, wie der Verfasser des „Paysan perverti" (vergl. Mons. Nic. X, 38 bis 40).

Doch das entmutigte ihn nicht. Arbeit, Schaffen war ihm jetzt Leben. „Kummer, Elend, Vergnügen,

Liebe" waren ihm nur ein Antrieb zur Arbeit. Im Jahre 1770 fielen ihm Richardsons Romane in die Hände; am meisten fesselte ihn „Pamela", welcher Roman ihn in seinem Vorsatze, den „Paysan perverti" zu schreiben, bestärkte (M. N. X, 71). Die Konzeption dieses Romans fällt nach seiner eigenen Erklärung schon ins Jahr 1769 (M. N. X, 117).

Außer am „Paysan perverti" arbeitete er in den Jahren 1770—1774 an der „École des Pères", an der „Femme dans les trois États de Fille, d'Épouse et de Mère", an dem „Ménage Parisien", den „Nouveaux Mémoires d'un Homme de qualité", in Gemeinschaft mit Dhermilly an der Übersetzung des „Gran Tacaño" von Quevedo (unter dem Titel „Le Fin Matois"). Endlich schrieb er noch kleine Dramen für das Theater von Audinot.

Alle die letztgenannten Schriften vermochten es nicht, ihn im großen Publikum bekannt zu machen. Auch der Erfolg des anonym erschienenen „Pornographe" und des „Pied de Fanchette" stellte die Persönlichkeit des Verfassers nur wenig in den Vordergrund des allgemeinen Interesses. Das sollte anders werden nach dem Erscheinen des „Paysan perverti".

3. Erlebnisse in den Jahren 1768—1772.

Wir hatten die Betrachtung des äußeren Lebens Rétifs bis zum Ende des Jahres 1767 verfolgt, wo er von Sacy zurückgekehrt war und gemeinsam mit Agnes Lebègue eine neue Wohnung bezogen hatte. Bis Anfang 1769 wohnten sie zusammen, dann trennte sich Rétif von ihr und nahm eine Wohnung für sich im Collège de Presle. Bald darauf aber

kam sie, nachdem in ihrer Wohnung die Möbel gepfändet waren, wieder zu ihm. In der Folge kamen aber immer häufiger zeitweilige Trennungen vor.

Noch aber war Rétif der Frauenliebling, noch blieb ihm das Glück in der Liebe hold. Seine ersten Schriften wurden hauptsächlich in den Kreisen der Modistinnen, kleinen Bürgersfrauen, der Maitressen und selbst Freudenmädchen gelesen und führten ihm viele platonische Anbeterinnen zu, die sich bei näherer Bekanntschaft gern in wirkliche Geliebte verwandelten.

Ende 1768 hörte er, daß ein geistreiches Mädchen, Elise Tulout, nach der Lektüre der „Famille vertueuse" den lebhaften Wunsch ausgesprochen habe, den Verfasser kennen zu lernen. Er besuchte sie und fand sie trotz ihrer Jugend — sie war 18 Jahre alt — sehr klug und in literarischen Dingen bewandert. Sie entzückte ihn durch ihre feinen Bemerkungen über den „Pied de Fanchette", den er ihr vorlas, über die „Fille naturelle", deren Druckbogen sie mit ihm durchging. Ihre Liaison wurde sehr intim, und sie verlebten köstliche Stunden miteinander. Nach angestrengter Tagesarbeit ging er zu ihr, sie spielte Harfe und sang dazu. Dann lasen sie zusammen, plauderten und „zergliederten das Menschenherz". Elise war schon eine halbe Ungläubige. Sie wollte eine ganze werden. Ganze Nachmittage brachte man mit solchen metaphysischen Unterhaltungen hin, deren Inhalt in den „Entretiens du curé de Sacy" wiedergegeben ist, die in nur 100 Exemplaren der „École des Pères" abgedruckt sind. Aber ganz unmerklich, allmählich vermischte sich die „Materie mit dem Geiste". Elise

liebte nämlich leidenschaftlich die Unterhaltung über die — Kunst, einen Mann glücklich zu machen. Und indem sie von den Freuden ihres künftigen Gatten sprach — Rétif konnte das nicht sein, da sie um seine Ehe wußte — „verwirklichte sie fast alles" mit ihm. „Ich war eine Art von Puppe in ihren Händen", ein Versuchsobjekt eigener Art. Eines Abends, in der Dämmerung, war der Versuch, einen Mann glücklich zu machen, vollständig gelungen. Als er beendigt war, sagte Elise harmlos: „Sehen Sie, wie zärtlich ich sein würde!"

Eine andere literarische Verehrerin von ihm war die Demimondäne Victoire, deren Bekanntschaft er im folgenden Jahre (1769) machte. Er traf sie zufällig in der Nähe der Oper und gab sich im Verlaufe des mit ihr angeknüpften Gespräches als Verfasser des „Pied de Fanchette" zu erkennen, welchen Roman sie kurz vorher mit Entzücken gelesen hatte. Natürlich war sie glücklich, den Autor kennen zu lernen. Er verlor sie eine Zeitlang aus den Augen. An einem Sonntag, 8. September 1769, sah er sie in ihrer Wohnung, rue Saintonge, am Fenster stehen und schrieb, bevor er zu ihr hinaufging, an die Mauer einer gegenüberliegenden Gartenterrasse die Worte: „1769, 8 7bris, Victoria visa". Sie empfing ihn sehr freundlich und entzückte ihn nach längerer Unterhaltung durch ihre Tanzkunst. Sie las gerade den berühmten Roman „Die Prinzessin von Cleve" und lieh ihm denselben. Auch sah er außer dem „Pied de Fanchette" die „Fille naturelle" auf ihrem Tische liegen. Als er nach acht Tagen wieder zu ihr kam und sich als Verfasser auch des letzteren anonym erschienenen

Romans zu erkennen gab, da war sie ganz außer sich vor Freude. Endlich stand der Mann vor ihr, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte. Kein Wunder, daß sie ihm ein „himmlisches Glück" gab, daß sie die „entzückendsten" Künste der Ars amandi entfaltete, und das drei Stunden lang! Die olympischen Götter konnten keine größere Wonne genossen haben. Das war am 14. September 1769. Folglich vervollständigte er die Mauerinschrift, indem er eine 14 über die 8 setzte. Dann nahm er Abschied für immer. Er wollte dieses gefährliche, dämonische Weib nicht wiedersehen (M. N. X, 57 bis 58).

Ebenso vorübergehend war das Abenteuer mit der nicht minder heißblütigen Madame Lacroix (X, 46—48), mit den lieblichen Backfischen Manon Wallon und Colette Borel, die ihn gemeinschaftlich abküßten (X, 29), während Adélaïde Lhuillier, eine reizende Spitzenmacherin, ihm von dem boshaften Nougaret, der sich bald ihm gegenüber als ein noch schlimmerer Konkurrent auf dem Gebiete der Liebe als auf dem der Schriftstellerei zeigen sollte, weggeschnappt wurde, weil Rétif einmal ausnahmsweise das Prinzip des Platonismus in bezug auf sie durchführen wollte. Dafür teilte Nougaret, als er ein anderes Mal Rétif wieder ins Gehege kam — es war im April 1770 — auch dessen Mißgeschick mit ihm. Sie holten sich beide aus derselben Quelle eine böse venerische Krankheit. Unendlich komisch ist die lateinische Klage Rétifs über dieses Unglück (M. N. X, 65—66) und noch komischer sein Besuch bei dem krank zu Bett liegenden Nougaret. Die beiden Pechvögel kon-

dolieren einander feierlich, und einer klagt dem anderen sein Leid.[1])

Die Krankheit und der am 5. Juli 1771 erfolgte Tod seiner über alles geliebten Mutter, die er noch einmal besucht hatte, waren die Ursache einer tief melancholischen Stimmung. Nie hatte er sich so einsam und verlassen gefühlt. Da wurde ihm auf einmal wieder der süße Trost der Liebe und Freundschaft. Zwei edle Mädchen wandten ihm gemeinsam ihre Neigung zu, die eine gab sich ihm ganz, beide aber schenkten ihm etwas, was er lange nicht besessen: ihr Herz.

4. Louise und Therese, oder Liebe und Freundschaft.

Die Geschichte der Louise und Therese ist eine der schönsten Episoden im „Monsieur Nicolas", ein „chef-d'oeuvre incomparable" nach dem Urteile von Paul Lacroix, dem er eine ähnliche Bedeutung für die französische Literatur zuweist wie der rührenden Geschichte von der unglücklichen, heißen, durch nichts zu erschütternden Liebe des Chevalier Desgrieux zu der leichtsinnigen, bezaubernden Manon Lescaut.

Es war im Juli 1772, als Rétif die Bekanntschaft von Louise Elisabeth Alan machte. Beinahe 38 Jahre war er alt, sah aber nicht älter aus als 35. In der Gegend der Kirche St. Eustache sah er eines Abends ein auffallend schönes Mädchen

[1]) Über die ungeheure Verbreitung der venerischen Krankheiten gerade unter den literarischen und sonst bekannten Persönlichkeiten der französischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts vergl. meine „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade" S. 204.

eiligst davonlaufen, um den Verfolgungen von vier zudringlichen jungen Gecken zu entgehen. Sie wurde aber eingeholt und umringt. Da eilte Rétif herbei, befreite sie und führte sie nach Hause.

Acht Tage später trifft er sie in der Nähe ihrer Wohnung zum zweiten Male und wird eingeladen, näher zu treten, damit er die Bekanntschaft ihres „Bruders" mache. Der ist aber abwesend. Sie stellt ihn dann den Hausgenossen als ihren Retter vor. Es entspinnt sich eine lebhafte Unterhaltung über literarische Gegenstände. Rétif muß Auskunft über die gelesensten Bücher geben. Er nennt Buffons Naturgeschichte, Voltaires Tragödien, Rousseaus „Émile" und „Heloïse", die Romane des Abbé Prévost, des Lesage, der Madame Riccoboni, die moralischen Erzählungen des Marmontel, die Werke von Mercier, Dorat, der Madame de Beauharnais, die neuen philosophischen Schriften. Der Nachbar, ein braver Spießbürger, ist erstaunt, daß er nie etwas von all diesen Büchern gehört. Er meint, der Geschmack müsse sich wohl sehr verändert haben. „Aber ich," sagt Louise, „ich kenne ein Buch, das mir ein ungeheures Vergnügen bereitet hat. Ich weinte von ganzem Herzen, als ich es las. Aber es ist alt, sehr alt, denn es ist ganz zerrissen. Ich will es holen." Da tritt der „Bruder" herein, bezeugt Rétif herzlichen Dank für die der Schwester gewährte Hilfe, verrät ihm gleich die Liebe, die im Herzen des jungen Mädchens zu ihrem Retter erwacht ist und verheißt ihm schon jetzt sein nahes Glück. Rétif ist im Laufe des nun sich entwickelnden Verkehrs überrascht von der „promptitude" und „précipitation", mit der der „Bruder"

die Heirat der beiden betreibt. Sie ahnen beide nicht, daß er verheiratet ist. Er hat sich ihnen unter dem Namen „Bertrô“ vorgestellt.

Bald erfährt er, daß Louise eine eigene Wohnung hat. Dort besucht er sie jeden Abend. Wie gefährlich ist dieses Beisammensein. Louise ist schön. Vor allem aber hat sie einen Reiz, dem Rétif nie hat widerstehen können, einen reizenden kleinen Fuß. Dann kommt sie ihm im entzückendsten Déshabillé entgegen. Auch die Glut des Sommers tut das ihrige. Sie nehmen das Abendbrot gemeinsam ein. Dann gehen sie zum Fenster, Rétif umfaßt die liebe Gestalt, er drückt einen Kuß auf ihre Wange, Louise lächelt und — zieht den Vorhang herunter. Sie setzt sich auf seine Knie und erwidert seine Küsse. Welch entzückender Rausch! Nur zu gefährlich. Er springt auf, will sie verlassen, bleibt aber auf ihre Bitten bis Mitternacht, ohne weiteren Versuchungen zu erliegen.

Am folgenden Tage ist Louise krank. Rétif bereitet und reicht ihr die Arzneien. Dann sitzt er stundenlang vor ihrem Bette ihre Hand in der seinen haltend. Da erscheint ein großes, schlankes, heiteres Mädchen, eine Nymphengestalt. Es ist Therese, Louisens Herzensfreundin. Erst ist sie kalt gegen den ihr fremden Mann, dann aber um so herzlicher, nachdem Louise sie unterrichtet hat. „Sie sagte mir freundliche Worte, nahm meine Hand, und berührte in dem Augenblicke, wo ich diejenige Louisens küßte, mit ihrem süßen Mund meine Wange, mit den Worten: ‚Ich liebe alles, was von meiner Louise geliebt wird‘.“

Alles, was Therese tut und spricht, atmet innigste

Freundschaft für Louise. Sie willigt auch gern darein, daß Rétif die Nachtwache bei der Kranken übernimmt. „Diese Nacht," sagt er, „war eine der schönsten meines Lebens. Es ist ein köstliches Vergnügen, eine junge, nur leicht kranke Schöne, die man anfängt zu lieben, zu pflegen." Wie „ein Gott" wird nun dieser verliebte Krankenpfleger von den beiden Mädchen verhätschelt. Therese sucht darin Louise noch zu übertreffen. Schon am folgenden Tage fühlt sich letztere bedeutend besser. Nach Tisch spielen die Drei Domino. Der galante Rétif läßt absichtlich die beiden Mädchen immer gewinnen und antwortet auf die leisen Vorwürfe Theresens, daß Verluste beim Spiel Kranke unnötig aufregen, was ihm ein reizendes Lächeln der über dieses Zartgefühl Entzückten einträgt. Man nimmt gemeinsam das Souper ein und sagt sich tausend liebe Worte dabei. Bevor Rétif Therese nach Hause geleitet, führt er die beiden Freundinnen ans Fenster und zeigt ihnen einen schönen Stern im Zenit: „Seht ihr diesen Stern?" — „Ja," rufen sie. — „Das ist die ‚Vega' aus der ‚Leier'. Aber ich taufe sie um und nenne sie von jetzt an den ‚Louisenstern'! Seht ihr das folgende Gestirn? Das wird nicht mehr der ‚Schwan' heißen, sondern der ‚Theresenstern'. Und wenn wir einmal voneinander getrennt werden, dann werde ich beim Anblick dieser Sterne sagen: Ewige Gestirne, ihr seid immer da, aber Louise und Therese sind nicht mehr!"

Auf dem Heimwege erzählt nun Therese ihm die Geschichte ihrer Freundin. Louise ist keine Jungfrau mehr. Ihr angeblicher Bruder ist ihr Ge-

liebter, dem sie schon seit ihrem vierzehnten oder fünfzehnten Lebensjahre angehört, der sich aber jetzt mit einer reichen Frau verheiraten will. Wie glücklich ist Louise da, einem Manne wie Rétif begegnet zu sein. Sie möchte ihn lieben, ihm für immer angehören, und sein Glück soll das ihrige sein. Auch ist sie, wie Therese mitteilt, nicht mittellos, und Therese, die wohlhabender ist, will alles mit ihnen teilen, wie sie bisher mit Louise alles geteilt hat.

Hierauf gesteht Rétif ihr, daß er nicht mehr frei sei. Therese, etwas erstaunt, beruhigt ihn aber sogleich. Seine Ehe sei kein Hindernis. Louise und er sollen trotzdem miteinander glücklich werden. „Liebt euch. Seid glücklich. Sei mein Freund, bereit, mir zu dienen, wie man seinen Freunden dient, so daß ich auf dich zählen kann. Der Preis deiner Freundschaft soll der Besitz Louisens sein. Sie ist mein anderes Ich."

Zu Hause gibt Therese ihm ein Buch, in dem sie gerne liest. Es ist sein eigenes Werk: die „Fille naturelle". Er errötet. Therese fragt ihn, ob er es vielleicht schon gelesen habe. „Ja," antwortet er, „aber ich werde es ncch einmal lesen." Denn für einen Autor gibt es kein größeres Vergnügen, als die spätere Lektüre des eignen Werkes mit Rücksicht auf die Stellen, die, wie er inzwischen erfuhr, irgendeinen Leser besonders interessiert haben.

Therese faßt ihre Aufgabe, einen Liebesbund zwischen Rétif und Louise zu begründen, sehr energisch an, und eines Abends, bei einem besonders vertrauten Beisammensein, legt sie Louise in Rétifs Arme und erklärt kurz und bündig: „Il le faut, à présent", und die beiden müssen sich bei-

nahe auf Befehl lieben, wobei Therese noch ihre Liebkosungen hinzufügt. Dann nimmt Rétif Abschied von ihnen, in dem traurigen, verzweifelnden Gedanken, daß es ein Abschied für immer sein müsse, da er als Gatte und Vater dieses Verhältnis nicht fortsetzen dürfe. Vorübergehende Verschuldungen sind Zeichen der menschlichen Gebrechlichkeit, sie aber zu einem dauernden Zustande zu machen, das ist wirklich schlecht. In diesem Gedanken erhebt er sich, umarmt dreimal Louise, zweimal Therese und küßt, indem er sich zum Gehen wendet, die Haare Louisens und den auf der Kommode liegenden Handschuh Theresens. Noch ein halb ersticktes „Adieu", dann ist er fort.

Draußen sieht er noch, wie ihm Therese einen Gruß zuwinkt, den letzten. Und als er um die Ecke geht, da ist es ihm, als wenn er den Ozean zwischen sich und die beiden Geliebten gelegt hätte. Erst nach zwölf Jahren sollten sie sich wiedersehen.

In dieser Zeit und auch später noch suchte er jeden Abend die Gegend auf, wo Louise gewohnt hatte. „Dann betrachte ich die ‚Lyra' und den ‚Schwan' und weine um das Glück, das mir zuteil geworden wäre, wenn das erste aller sozialen Gesetze sich ihm nicht entgegengestellt hätte."

Doch es kommt noch ein seltsam trauriger Epilog.

Nach langer, langer Zeit, im Jahre 1785, trifft er, selbst krank und in bemitleidenswertem Zustande, eines Abends eine große Frau mit zwei Kindern am Arme. Es ist Therese. Erschütternd ist ihr Wiedersehen, noch erschütternder die Nachricht, daß Louise im Sterben liegt. Vielleicht kann das

Wiedersehen mit dem einst so Geliebten sie retten. Sie eilen zu ihr, aber es ist zu spät. Louise stirbt, nachdem sie dem Geliebten verziehen hat.

Fortan besucht Rétif jedes Jahr um diese Zeit Therese, um mit ihr das Andenken an Louise zu pflegen, bis im Jahre 1796 auch ihr Tod diesen gemeinsamen Erinnerungstagen ein Ende bereitete.

Nichts blieb ihm, wie er in einem Epiloge sagt, von der Erscheinung dieser wunderbaren Mädchen als die Erinnerung, der Anblick ihrer beiden Sterne und des Hauses, in dem Louise gewohnt hatte.

Siebentes Kapitel.

Freuden des Ruhmes und Leiden der Liebe.

(Achte Epoche, 1775—1785.)

1. Erscheinen des „Paysan perverti".

Es gibt ein Sprichwort: Glück im Spiel, Unglück in der Liebe. Es ist das Lebensthema Rétifs in den nächsten Jahren. Das „Glück im Spiel" war für Rétif der literarische Erfolg, das Bekanntwerden in den Kreisen der tonangebenden Gesellschaft. Diese Zelebrität knüpfte sich wesentlich an das Erscheinen seines „Paysan perverti" (Ende 1775). „Dieses Werk," sagt er, „das mir eine Existenz in der Welt gegeben hat, war die Quelle meines Ruhmes und verschaffte mir ein Ansehen, von dem alle hervorragenden Geister mir noch jetzt Beweise geben. Aber es war auch die Ursache alles Kummers und all der verzehrenden Unruhe, die mich von Februar 1776 bis März 1785 heimgesucht hat." (M. N. XIV, 33.)

Nach der Lektüre von Richardsons „Pamela" begann er die Ausarbeitung des „Paysan perverti" im Jahre 1769, erst 1774 wurde das Werk vollendet. Der Druck begann im Mai 1775 (M. N. X, 120) und war im Oktober dieses Jahres vollendet, wesentlich auf Kosten des Verfassers. Am 1. November 1775 konnte er die ersten fertigen Exemplare an die Buchhändler verteilen. Schon in der dritten Woche nach

dem Erscheinen konnte ihm der Buchhändler Le Jay, einer der Hauptabnehmer, über einen außergewöhnlich starken Absatz des Buches berichten. Nach sechs Wochen war es vergriffen. Die zweite Auflage wurde in drei Wochen gedruckt. Inzwischen hatte aber ein Drucker aus Toulouse, Delaporte, einen schlechten Nachdruck der ersten Ausgabe veranstaltet, mit dem er die Provinz überschwemmte und auch in Paris gute Geschäfte machte, da er das Buch viel billiger verkaufte. Trotzdem machten auch die Buchhändler Le Jay und Esprit, die den Vertrieb der echten Ausgabe hauptsächlich in die Hand genommen hatten, gute Geschäfte. Der einzige, der dabei schlecht abschnitt, war, wie so häufig, der Verfasser selbst (M. N. X, 135). Auch er hatte sein Leben lang über die „Briganten der Literatur" zu klagen, über Verleger und Nachdrucker, die miteinander wetteiferten, ihn um die Früchte seiner Arbeit zu bringen.

Die Urteile der maßgebenden zeitgenössischen Kritik über den „Paysan perverti" waren durchweg sehr anerkennend und sicherten ihm fortan einen dauernden Platz unter den literarischen Zelebritäten. Wir werden später auf dieselben zurückkommen. Es fehlte aber auch nicht an Sittlichkeitsaposteln, die das Buch für sehr gefährlich hielten. Ein Beamter denunzierte ihn sogar bei der Polizei, daß er durch die im „Paysan" vertretene Philosophie die Religion und die Moral zerstöre (M. N. X, 136).

Dies hatte zur Folge, daß die Zensur ihm bei der Veröffentlichung seiner „École des Pères" im folgenden Jahre (1776) Schwierigkeiten bereitete, die er aber schließlich überwand.

In diesem Jahre entfaltete er eine sehr eifrige literarische Tätigkeit. Er verfaßte den dritten Band der „Idées singulières", die „Gynographes" (der erste Band der „Idées" war der „Pornographe", der zweite „La Mimographe") und ließ denselben Anfang 1777 erscheinen. Die Anfänge der „Nuits de Paris" gehören ebenfalls dem Jahre 1776 an, ebenso diejenigen der „Contemporaines". Überhaupt hatte der Erfolg des „Paysan perverti" ihn außerordentlich in seinem Selbstvertrauen gehoben und zum Schaffen angeregt. Alle die großen Werke seines Lebens wurden in diesen dem Erscheinen des „Paysan perverti" folgenden Jahren im Keime angelegt, um später dann weiter ausgeführt zu werden. Die Liaison mit Virginie veranlaßte ihn zur Abfassung des „Quadragénaire", in dem den jungen Mädchen klar gemacht wird, daß sie besser tun, sich von einem Vierzigjährigen lieben zu lassen als von einem ganz jungen Manne. Bei dieser These war der Wunsch der Vater des Gedankens gewesen. Das lehrt uns die Geschichte seiner Liebe zur schönen Virginie.

2. Virginie (1776).

Diese Liebe war nach seiner Erklärung die erste, in der er die Rolle eines Greises spielte. Denn „als solchen behandeln Mädchen von 18 Jahren einen Mann von 42". Stets ist dabei der eigentliche, wirkliche Geliebte im Hintergrund. So auch hier bei Virginie, so später bei Sara. Und der arme „Quadragénaire" muß furchtbare Qualen der Eifersucht erdulden und sich zuletzt doch mit Resignation ins Unvermeidliche fügen. Gewiß hat Rétif die Freuden

der Liebe kennen gelernt, aber vielleicht wurden sie durch die Leiden des Eros doppelt und dreifach aufgewogen, ein Beweis für die Richtigkeit der Ansichten Schopenhauers von der Nichtigkeit der Illusionen und der Realität der Schmerzen in der Liebe.

In den Jahren 1773 bis 1776, nach der Trennung von Louise und Therese, war Rétif in den Banden einer Madame Lacroix, einer „femme très libre", die mit Vorliebe sich mit erotischen Büchern und Bildern beschäftigte, leidenschaftlich und von ungestümer Initiative „wie eine Kleopatra" war, sich der indezentesten Ausdrucksweise bediente und die „Figurae Veneris" gern auch in die Praxis übersetzte (M. N. X, 146—147).

Mit dem Bedienten dieser Madame Lacroix hatte Virginie, eine große Blondine, deren elegante Erscheinung Rétif schon längere Zeit vorher aufgefallen war, Zusammenkünfte, zusammen mit ihrer Freundin Dartois. Bei einem dieser Rendezvous fand sich für Rétif und einen Bekannten Gelegenheit, mit den beiden Mädchen — es handelte sich natürlich um zwei filles entretenues — ein Zusammensein zu verabreden und zwar, da es Sommer, Ende Juni, war, einen Spaziergang im Bois de Boulogne. Statt der Dartois kam eine junge Witwe mit. Mourant, Rétifs Bekannter, wählte Virginie, so daß Rétif sich mit der ihm weniger sympathischen Witwe begnügen mußte. Man nahm einen Wagen, fuhr bis zum Bois, ging dann in der Richtung nach Passy zu Fuß in den Wald. Die Unterhaltung, bei der Rétif und Virginie oft verliebte Blicke miteinander wechselten, war sehr lebhaft und frei. Die

Männer waren erstaunt, aus dem Munde der Frauen, besonders Virginiens, so indezente, anstößige Worte zu hören. Mit Bernardin de St. Pierres Heldin hatte diese Virginie, die zynisch erzählte, daß sie keine Jungfrau mehr sei, gewiß nichts zu tun. Bei dem in einem Gasthause des Bois eingenommenen Diner mit reichlichem Weingenuß kam es zu noch freieren Szenen. Aber die Eifersucht der Männer aufeinander hatte zur Folge, daß trotzdem die beiden Schönen „saines, sauves, et surtout intactes“ nach Hause kamen.

Durch ein Billet, das er ihr zusteckte, sicherte sich Rétif ein zweites ungestörtes Rendezvous mit Virginie. Sie aßen erst in einer gewöhnlichen Vorstadtkneipe zu Mittag und machten dann einen Spaziergang durch die Felder nach Bicêtre, das Rétif seit der Jugend nicht wiedergesehen hatte. Es war herrliches Wetter. Überall grünte und blühte es. Sie gingen mitten durch die Getreidefelder, es war köstlich, auf den schmalen Pfaden zwischen den hohen Halmen zu wandeln. Beide fühlten sich ergriffen von dem reinen, befreienden Hauch dieses sommerlichen Naturlebens. Rétif sprach zu Virginie wie zu seiner Tochter, und sie antwortete wie ein unschuldiges Kind. Sie „vergaß ihre Korruption“. Und als sie in die Kirche von Bicêtre eintraten, da wurde sie sogar ernst. Beide knieten vor dem Altare nieder und beteten inbrünstig. „Was ist das für ein Altar?“ fragt Virginie ihn. „Es ist der der Jungfrau,“ antwortet Rétif ernst. Da schlägt sie, das Kind der Sünde, die Augen nieder und bricht in Tränen aus. Diese rührende Szene sollte nach der Absicht Rétifs durch eines von den Bildern illustriert werden,

die dem „Monsieur Nicolas“ beigegeben werden sollten.

Dann gingen sie zu den Chorknaben von Bicêtre, und Rétif fand als ihren Lehrer einen Priester, der schon zu seiner Zeit in Bicêtre gewesen war. Freudiges Wiedersehen. Der alte Kamerad führte das Paar dann in dem Gefängnis und der Irrenabteilung umher. Die nun folgende Schilderung der Zustände in dieser Abteilung (M. N. X, 167—171) ist kulturgeschichtlich von größtem Interesse und wirft auf die Verhältnisse unter dem ancien régime ein sehr trauriges Licht. Erst der geniale Pinel sollte in Frankreich die unglücklichen Irren aus ihren Ketten befreien.

Seit diesem Ausfluge wurde Rétif unter die Liebhaber Virginiens eingereiht. Er hielt sich allerdings für den einzigen, obgleich er einmal wenige Tage später Virginie mit zwei jungen Männern in einem Hause verschwinden sah. Auch gewann er ihre Gunst und Liebe eigentlich nur gegen Entrichtung einer Geldsumme, die, wie er später erfuhr, von der Treulosen dazu verwendet wurde, um ihre anderen Liebhaber, Personen aus niedrigem Stande, zu regalieren. Namentlich opferte sie alles für einen gewissen Compain, einen gemeinen Zuhälter, der einen geradezu dämonischen Einfluß auf sie ausübte und durch Prügel ihre leidenschaftliche Liebe zu ihm nur noch verstärkte. Für dieses Individuum prostituierte sie sich in gemeinster Weise und war eine begehrte Teilnehmerin an „parties“ in den fashionablen Bordellen und Absteigequartieren. Rétif nahm ihre erheuchelte Liebe für Wahrheit und ahnte nicht, daß die Liebkosungen eines so

jungen und anscheinend so zurückhaltenden Mädchens gefährlicher Natur sein könnten, bis er am elften Tage ihrer Liaison durch das Auftreten einer ihm schon längst bekannten Krankheit eines Besseren belehrt wurde. Glücklicherweise wurde er durch die Mittel seines ärztlichen Freundes Guilbert de Préval ziemlich schnell kuriert und war noch zu verliebt, um sich durch dieses böse Intermezzo in der Fortsetzung seiner Beziehungen zu Virginie stören zu lassen. Auch Nougaret, dem Rétif stolz seine neue Eroberung zuführte, war entzückt von den Reizen der jungen Courtisane.

Er, der sonst so geizig war, daß er beim Mittagessen seinen Gästen empfahl, ja nicht zu viel zu essen und der den Wein nur in ganz kleinen Gläsern verabreichte, hatte, als Virginie (mit Rétif) zu einem solchen Diner erschien, nichts Eiligeres zu tun, als schnell noch die kostbarsten Delikatessen aus der Nachbarschaft selbst herbeizuholen und sogar noch Billets zur Vorstellung in der Italienischen Oper zu besorgen. Äußerst lustig schildert Rétif den Widerstreit der Gefühle, als Nougaret beim Diner sieht, wie seine Gäste ihm alles vor der Nase wegessen und möglichst große Stücke auf einmal herunterschlucken. Alles lacht über das verdutzte Gesicht des Gastgebers. Nachdem man alles vertilgt hat, begibt man sich ins Theater. Nougaret ist so sauber gekleidet, wie Rétif ihn nie gesehen hat, er trägt einen erst am Abend vorher erstandenen Anzug von grauer Seide und sucht nun nach Kräften Rétif bei Virginien auszustechen, was ihm aber nicht gelingt. Im Theater gibt es wieder eine interessante Szene. Die Kupplerinnen umschwärmen

Virginie und flüstern ihr die verlockenden Anerbietungen der jungen Lebemänner zu. Rétif vergeht vor Eifersucht. Fortan wird er Zeuge all dieser heimlichen Eskapaden des leichtfertigen Mädchens und sieht sie sogar im intimsten Verkehr mit ihren Galanen. Seine Klagen, seine ewigen Vorwürfe ziehen ihm nur den Haß des Mädchens zu. Endlich wird er es müde, seine Liebe und sein Geld an diese Treulose zu verschwenden; er trennt sich von ihr, als er sie durch einen neuen, reichen Liebhaber Delaport wohl versorgt sieht. Er glaubt allen Ernstes, der Törichte, daß Virginie sein letztes Abenteuer gewesen sei, er ahnt nicht das schlimmere, das ihm noch bevorsteht.

So schrieb er den „Quadragénaire", die ein wenig abgeänderte Geschichte seiner Liaison mit Virginie, und glaubte damit diese Epoche seines Lebens und die Liebe überhaupt abgetan.

Vier Jahre später, im Jahre 1780, sollte er Virginie noch einmal sehen. Als er durch die rue de la Harpe ging, fiel auf einmal ein Gegenstand vor ihm nieder. Er blickte empor und sah Virginie. Sie feierten ein zärtliches Wiedersehen. Die Mutter Virginiens offenbarte sich ihm als jene Jarrye Datté, mit der er einst verkehrt hatte. Natürlich mußte nun Virginie seine Tochter sein! Für eine Tochter muß man sorgen. Deshalb hatte Rétif nichts Eiligeres zu tun, als sie an einen Prinzen von Bouillon zu verkuppeln (M. N. X, 216).

3. Der Abgott der Modistinnen.

Nach den Aufregungen des Liebesverhältnisses mit Virginie folgten in erotischer Beziehung we-

nigstens drei Jahre der Ruhe (1777—1779), eines „sanften, aber andauernden Vergnügens“ ohne Ungeduld, ohne Eifersucht.

Er verdankte sie dem Verkehre mit seinen lieben Modistinnen. Seine angenehmste Beschäftigung, seine einzige Erholung waren die Liebesbriefe, die er ihnen schickte und die sie meist gemeinsam lasen. Er erzählte darin kleine Geschichten, spielte den Moralischen, gab ihnen durchaus gesunde Anweisungen, ihre Jugend zu genießen, kurz, er „amüsierte die hübschen Kinder, ohne daß sie dabei eine Gefahr liefen“, er schuf sich und ihnen einen unschuldigen Zeitvertreib. „Ohne Zweifel habe ich ein dauerndes Andenken in den Köpfen dieser jungen Mädchen mir gesichert. Sie werden ihren Kindern von mir erzählen. Und es ist ein so süßes Gefühl: die Hoffnung, daß so von einem gesprochen wird.“ (M. N. X, 226.)

Hauptsächlich verkehrte er auf diese Weise mit den Modistinnen des Geschäftes einer Madame Monclar. Améthyste, Victorine, Amélie, Agathe waren seine angebeteten Adressatinnen. Oft brachte er ihnen nach alter Gewohnheit Serenaden. Und die Art, wie man seine verliebten Spielereien aufnahm, schmeichelte seiner Eitelkeit nicht wenig. Er hatte, wie er sagt, das Geheimnis entdeckt, das Interesse von sieben oder acht jungen Mädchen zugleich in ganz ungewöhnlichem Maße zu erregen. Sie lasen seine Briefe einander mit Begeisterung vor. Oft konnte er solche Szenen draußen durch das Fenster beobachten und war dann überglücklich.

Diese unschuldige „Liebe durch Briefe“, diesen

platonischen Verkehr mit den hübschen Modistinnen hat er in seinem 1779 erschienenen Buche „Le Nouvel Abeilard“ verewigt. In ihm findet sich eine große Zahl der Briefe, wie sie wirklich geschrieben wurden.

Aber man glaube nicht, daß dieser „neue Abälard“ der Modistinnen ein wirklicher Abälard war. Es war nur ein literarischer. Der jetzt so berühmte Autor blieb trotz aller Enttäuschungen durch die Liebe immer noch „Mensch“ genug, um in physischer Beziehung gewisse „amuseuses“, wie er sich ausdrückt, nötig zu haben. Er wählte mit Vorliebe hierfür verheiratete Frauen, die schon etwas mehr Erfahrung besaßen. Namentlich nennt er drei solche Künstlerinnen der Venus, deren zufällige Bekanntschaft er nacheinander in den Theatern von Audinot und Nicolet machte[1]). Die zierliche „federleichte“ Madame Dumoulin, die aus der Lektüre des „Pied de Fanchette“ die Manie des Autors für kleine Schuhe mit hohen Absätzen kannte, verstand es ausgezeichnet, diese fetischistischen Gelüste zu reizen und zu befriedigen. Eine zweite „amuseuse“, Madame Dupont-Lambert, wirkte mehr durch andere Reize auf ihn, die sie ihm, dem Verfasser von „Lucile“, „Pied de Fanchette“ und der „Confidence nécessaire“, willig preisgab, um sich dann ihren Bekannten gegenüber, denen sie seine Werke zu lesen gab, dessen zu rühmen. Sie wurde öfter durch ihre Freundin, Madame Damourette, vertreten, eine hübsche blonde Gemäldehändlerin, die ihm auch aus ihren Erlebnissen und Beobachtungen

[1]) Vgl. über diese sehr anrüchigen Theater und das Treiben daselbst meine „Neue Forschungen über den Marquis de Sade“, S. 219—220.

viel Material für die „Contemporaines" und die „Nuits de Paris" lieferte (M. N. XIII, 245). Bisweilen verlebte er den Abend mit allen dreien zusammen! Einmal hatte er auch zu einem solchen Zusammensein mit seinen „amies du plaisir" einige Künstler, die für seine Bücher Illustrationen lieferten, eingeladen, wobei der berühmte Binet die Madame Damourette bekam.

Daneben befriedigte er natürlich nach wie vor vorübergehende Begierden und erotische Anwandlungen (velléités) in den Bordellen oder bei Freudenmädchen, unter denen ihn besonders eine gewisse Saint-Brieuc fesselte, oder auch bei den zahlreichen Freundinnen der drei erwähnten Frauen. So verschaffte ihm die Dupont-Lambert allein sechs solche Mädchen (M. N. XI, 32) und die Damourette machte eine große Brünette durch die Lektüre seiner Werke in den Verfasser verliebt.

Diese so mannigfaltigen Zerstreuungen hatten oft gewiß auch den Zweck, ihn seine häuslichen Unannehmlichkeiten vergessen zu lassen, die ihm durch die Heiratspläne seiner ältesten Tochter Agnes bereitet wurden. Seine Frau hatte eine Zeitlang in der Provinz ein Modegeschäft gehabt, war aber dann 1778 wieder nach Paris zurückgekehrt, ohne daß Rétif mit ihr wieder eine gemeinsame Wohnung bezogen hätte. Jedoch war sie etwas entgegenkommender ihm gegenüber geworden, da sie sich jetzt ein wenig als Gattin eines berühmten Schriftstellers fühlte. Rétif nahm bei ihr gegen Zahlung einer Pension seine Mahlzeiten ein. Seine Tochter Agnes hielt sich eine Zeitlang bei ihrer Tante auf, Rétifs Schwester Margot, die einen gewissen Bizet in

Paris geheiratet hatte. Diese Tante betrieb sehr eifrig eine Heirat zwischen ihrer Nichte und einem Individuum namens Augé, einem hergelaufenen, bald 40 jährigen Subjekt und Habenichts von sehr zweifelhaftem Charakter und bodenloser Unwissenheit. Rétif, auf den der künftige Schwiegersohn einen höchst ungünstigen Eindruck machte, verweigerte standhaft seine Zustimmung zur Heirat, obgleich auch seine Tochter in der Hoffnung auf eine anständige Versorgung ihn arg bedrängte. Die Tante und Augé fanden bald ein unfehlbares Mittel, um die Einwilligung des Vaters zu erzwingen, indem sie seine Tochter zu einem vorzeitigen intimen Verkehre mit Augé veranlaßten, der nicht ohne Folgen blieb. So mußte denn Rétif mit schwerem Herzen sein Kind den Händen dieses „monstre", wie er Augé später immer nennt, überliefern. Der spätere Verlauf dieser Ehe gab ihm durchaus recht. Agnes Rétif konnte es nur sehr kurze Zeit bei dem rohen und liederlichen Gatten aushalten, sie verließ ihn. Nach 10 Jahren wurde die Ehe geschieden, und sie verheiratete sich wieder mit einem anderen.

Während der Zeit, wo diese Heiratsgeschichte spielte, erlebte Rétif selbst die letzte große Liebe seines Lebens, über die man das Motto setzen kann: „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt". Die Heldin dieses Dramas hieß Sara Debée.

4. Die treulose Sara.

Die „Geschichte Saras", die Rétif im zwölften Bande des „Monsieur Nicolas" erzählt, ist kein Roman, sondern hat sich wirklich so zugetragen, wie er berichtet. Wir haben jetzt durch die Veröffent-

lichung der „Inscripcions", wo die Seiten 6—66 diesem Erlebnisse gewidmet sind, den Beweis für die Wahrheit der Angabe Rétifs erhalten, daß diese Geschichte nach seinen täglichen Aufzeichnungen niedergeschrieben sei (M. N. XII, 175).

Wie lautet das Thema der „Histoire de Sara"?

„Könnte ich", sagt Rétif, „doch nur alle Welt überzeugen, daß man, wenn man das 45. Lebensjahr überschritten hat, von den Frauen nur betrogen, aber niemals geliebt wird! Oder daß diese Liebe, wenn sie seltsamerweise vorhanden ist, nur ein sehr kurz dauerndes Feuer ist, dessen sicheres und plötzliches Erlöschen die müde Seele um so mehr verdüstert, als ihr vorher der nichtige Glanz eines dauerhaften, beständigen Glückes geleuchtet hat. . . . O du, der du das Alter des Gefallens überschritten hast und dennoch mit Vergnügen ein Mädchen anschaust, fliehe, du Tor! Was glaubst du in ihrem Herzen zu finden? Die Liebe? Nein, nur die Unbeständigkeit, die Verachtung, den Ekel, die Lust dich zu betrügen, die Frechheit, deinen Vorwürfen Trotz zu bieten, die findest du darin! So war Elisabeth Sara Debée-Leeman. So war das Mädchen, das ich für zärtlich, sanft, dankbar, liebenswürdig, aufrichtig, beständig, treu hielt!"

Seit 1776 wohnte Rétif in der rue de Bièvre bei einer Frau Debée-Leeman, einer noch schönen, aus Antwerpen gebürtigen Frau von recht laxen Grundsätzen, die früher die Maitresse eines hochgestellten Beamten gewesen war. Auch jetzt noch hatte sie einen Geliebten, einen gewissen Florimond Lucas, der ihr „Sklave" geworden war, nachdem sie ihn ruiniert hatte. Als Rétif im Jahre 1776 bei der Debée einzog, war ihre Tochter Sara erst 14 Jahre alt und noch eine ganz kindliche Erscheinung, der er wenig Beachtung schenkte. Im Laufe der nächsten vier Jahre entwickelte sie sich aber

zu einem entzückend schönen Mädchen. Rétif schildert sie als eine große schlanke Blondine, die durch ihren wunderbaren Teint, ihren bezaubernden Gang und ihren interessant melancholischen Gesichtsausdruck gleichmäßig fesselte. Oft sah Rétif, der ein Stockwerk höher wohnte, sie auf dem Balkon und bewunderte ihre Schönheit und Grazie. Er wußte nicht, daß Sara, die in den letzten Jahren außerhalb des Hauses wohnte und nur an den Sonntagen die Mutter besuchte, in erotischer Beziehung bereits nicht mehr ein unbeschriebenes Blatt war, daß man sie sogar im Verdacht hatte, mit Liebhabern „petites orgies nocturnes" zu feiern und daß ihre Mutter sie mit alten Libertins bekannt machte, um sie an einen solchen möglichst teuer zu verkaufen.

Rétif gegenüber gab sich diese frühreife junge Dame aber ganz als naives, unschuldiges Kind, als sie an einem Sonntag Morgen im November 1780 ihm ihren ersten Besuch abstattete, um sich einige Bücher von ihm zu leihen. Sie trug ihre Bitte mit einer rührenden Schüchternheit vor und sah dabei so reizend aus, daß Rétif nicht anders konnte als ihr einen Kuß geben, natürlich einen sehr väterlichen Kuß. Seitdem wiederholte sie ihre Besuche an jedem Sonntage, um die Bücher umzutauschen, und bald noch häufiger, als sie und ihre Mutter die zärtlichen Gefühle Rétifs für sie bemerkten. Sie brachte ihm Lieder, die sie ihm mit ihrer sanften, einschmeichelnden Stimme vorsang. „Wenn man mit 45 Jahren weniger erregbare Sinne hat, so ist das Herz um so empfänglicher", sagt Rétif. Das Alter steht vor der Tür, da ergreift man noch einmal mit Leidenschaft das Leben, das in der Liebe am schön-

sten blüht, und je jünger die Geliebte ist, um so lebhafter und beglückender ist dieses Lebensgefühl. Mit welchem Entzücken hörte Rétif aus Saras Munde ein Lied wie dieses:

Mon coeur soupire dés l'aurore;
Le soir, mon coeur soupire encore,
Le jour un rien me fait rougir
Je sens du mal et du plaisir.

Je rêve à toi quand je sommeille,
Ton nom m'agite, il me saisit;
Je pense à toi quand je m'éveille,
Ton image partout me suit.

Als Gegengabe für diese Lieder schrieb Rétif eine Novelle für sie. Diese im Dezember 1780 verfaßte Novelle wurde im März des folgenden Jahres verwirklicht! Sara war die Heldin derselben. Er spielte darin die Rolle ihres Liebhabers.

Als er ihr dieselbe vorgelesen hatte, rief sie aus: „O, Herr Nikolaus, Sie haben doch im Ernst nicht daran gedacht, daß ich mich einem andern hingeben könnte, wenn ich weiß, daß Sie mich lieben?" Und indem sie ihn vorwurfsvoll betrachtete, gab sie ihm den ersten Kuß.

Am Neujahrstage schwören sie sich ewige Freundschaft. Sara bittet ihn, ihr ein Vater zu sein. Rétif drückt sie an sein Herz: „Meine liebe Tochter!" — „Mein geliebter Papa! Du wirst mein Vater, mein Führer, mein Beschützer sein." — „Ach, liebes Töchterchen, ich fürchte beinahe, auch dein Liebhaber zu sein!" — „Wenn das wäre!" Bei diesen Worten verbirgt Sara ihr glühendes Antlitz an seiner Brust. Er gibt ihr zwei Küsse auf die Wange und sie ihm einen, aber einen sehr langen.

O, das ist ein köstlicher Augenblick. Wie entzückend ist aber auch jener, wenn Sara ihren „Vater" verläßt und ihm von der Treppe aus noch mit unnachahmlicher Grazie einen „baiser Napolitain" zuwirft. Dann ist sie „keine Sterbliche mehr, sondern eine Göttin". In diesen Augenblicken zärtlicher Liebe ist über ihr Wesen ein unaussprechlicher Reiz ausgebreitet. „C'était la plus belle rose! Avec cela un air si tendre, si passionné!" Wie kann er, mit seiner leidenschaftlichen Natur, da widerstehen!

Am Dreikönigstage, 6. Januar 1781, gab Rétif ein Diner, an dem die Geliebte, ihre Mutter und deren „promari" Florimond teilnahmen. Nichts macht nach Rétifs Ansicht so vertraut wie das gemeinschaftliche Essen. Dieser eine Tag förderte seine Liaison mit Sara mehr als die sechs Wochen, die seit Saras erstem Besuche verflossen waren. Schon am folgenden Tage, bei einem Diner, wo Sara in Nachahmung einer Szene aus den „Contemporaines" heimlich ihren Fuß auf denjenigen Rétifs setzt und so den „fast Fünfzigjährigen" ganz toll vor Liebe macht, legt er ein offenes Geständnis seiner Leidenschaft ab und — seiner bösen Absichten auf Saras Tugend. „Ich wagte, ihr einen Kuß auf den Mund zu geben. Sie widerstand nur wenig. Auf meine Bitte erwiderte sie ihn, und ich nahm dann tausend, duzte sie wie ein Liebhaber und wollte sie veranlassen, dasselbe zu tun." Das schlug sie aber vorläufig noch ab.

Noch gefährlicher als diese sehr oft wiederholten Diners erwies sich der gemeinschaftliche Besuch des Theaters. Namentlich auf Sara machten die Rührstücke der damaligen Bühne einen sehr starken Eindruck: „Sie drückte mir die Hand und

sagte, daß sie vor Verlangen stürbe, mich zu umarmen.“ Natürlich teilt er diesen Wunsch vollkommen. — Bald, schon Mitte Januar, kam es denn auch zu größeren Zärtlichkeiten. Noch mehr als ihre Küsse berauschten Rétif die Liebkosungen ihres zarten — Fußes, mit dem sie alles ausdrückte, was sie ihn wissen lassen wollte, er war ein vollkommenes „erotisches Organ“.

Rétif gebärdet sich wie ein richtiger verliebter Narr. Er erzählt ihr aus seiner Vergangenheit und rührt sie durch die traurigen Erinnerungen an Zephire bis zu Tränen. Auch sie erzählt ihm, während sie wie ein verzogenes Kind auf seinen Knien sitzt, von den Leiden ihrer Jugend, die er dann später in seinem Werke „La dernière aventure d'un homme de quarante-cinq ans“ verwertet hat. Als sie ihm dann gar zärtliche Briefe schreibt, da ist er auf dem Gipfel des Glückes angelangt. Denn der Verfasser und Schreiber so vieler Liebesbriefe ist für diese Art der Huldigung und Liebesbeteuerung ganz besonders empfänglich.

So nähert sich denn die Akme, der Höhepunkt dieses Glückes. Nach diesen Zärtlichkeiten wird Rétif „unternehmend“, seine Liebkosungen werden kühner, und unter dem 25. Februar 1781 kann er freudestrahlend in sein Tagebuch die Worte eintragen: „Felicitas: data tota. An diesem Sonntag, 25. Februar, versicherte sie mich, daß sie sich mir ganz hingeben wolle: ‚Mach' mit mir, was du willst, lieber Papa. Seele, Körper, Gefühl, alles gehört dir. Sprich, und ich überliefere mich dir, oder vielmehr, ich habe mich schon überliefert, ich bin ganz dein!“ Dahinter steht in Parenthese noch ein-

mal: Data tota, als vollendete Tatsache. (Mes Inscripcions éd. Cottin. S. 18.) Und es folgt dann, in schneller Folge, ein sehr interessantes und amüsantes Verzeichnis der täglichen — intimsten ein- oder mehrmaligen erotischen Erlebnisse derselben Art. Z. B. finden wir unter dem 19. März die lakonischen, aber bezeichnenden Worte: „Bis felix. Je fus deux fois heureux le 19 Mars" (Inscripc. S. 20).

In diesen glücklichen Tagen war er das „Orakel" Saras. Sie vertraute ihm ihre geheimsten Gedanken an. Die schönsten Augenblicke waren vielleicht nicht diejenigen des innigsten Vertrautseins, sondern die im Theater miteinander verlebten Stunden.

Sie gehen zu Nicolet, setzen sich ins Parquet. Gleich sind sie von einer Schar von jungen Leuten umgeben, die alle die entzückend aussehende Sara, eine wahre beauté de diable, bewundern. Und auch Rétif sieht, fühlt und hört nur Sara (Inscripc. S. 19). Und sie nur ihn, sie würdigt die gaffenden Stutzer keines Blickes. „Ich hielt ihre Hand, und da sie einen großen Pelz umhatte, so legte ich meinen Arm um ihre Taille. Sie nahm meine Hand und drückte sie jedesmal, wenn das Spiel ihr Vergnügen machte. Mein Herz schwamm in Wonne. Ich sah mich geliebt, angebetet. Liebe und Eigenliebe waren in gleichem Maße befriedigt, erfüllten mich mit gleichem Entzücken. Stolz, mit dem schönsten Mädchen im Saale zusammen zu sein, berauschte ich mich noch dazu an dem herrlichen Gedanken, der von ihr Bevorzugte zu sein. Ja, das war das größte, das vollkommenste Glück, das Sara mir gegeben hat." (Mons. Nicol. XII, 70—71).

Nach Hause zurückgekehrt, müssen sie die

Treppe im Dunklen hinaufsteigen. Da fühlt Rétif plötzlich auf seiner Hand, dieser „glücklichen Hand“, den Rosenmund der Geliebten. Ach, es gibt keine Worte, um die Gefühle auszudrücken, die er in diesem Augenblicke empfindet! Muß sich da das Herz nicht öffnen, um die Geliebte in sich aufzunehmen?

Und welche Freuden gibt dann ein Souper nach solch einem Theaterabend! Er bedient sie beim Essen, sie ihn. Sie stecken lachend die Bissen einer dem anderen in den Mund. Alle Sinne genießen zugleich, Gesicht, Gehör, Geruch, Tastsinn und selbst der Geschmack, der so wenig für die Liebe gemacht scheint. Diese und die ihnen folgenden Augenblicke waren zu große Seligkeit. Die Götter werden neidisch.

Dann kommt der Frühling. Man unternimmt die schönsten Ausflüge und Spaziergänge. „Sara gab mir den Arm. Ich weiß nicht, woher sie immer die angenehmen Dinge nahm, die sie mir sagte.“ Oder man fährt im Wagen aus, und der Kutscher nimmt, als ob er die Gedanken der Liebenden erraten hätte, den längsten Weg.

Sind sie zu Hause, aber voneinander getrennt, so verständigen sie sich durch Klopfen an die Wand, sagen sich auf diese Weise guten Tag, gute Nacht, schicken sich Küsse. Bisweilen drückt sie ihre zärtlichen Gefühle durch Lieder aus, zu denen sie selbst auf der Harfe oder Gitarre die Begleitung spielt. Besonders eine sentimentale Romanze muß sie ihn häufig hören lassen. Sara singt sie ganz wunderbar. Und Rétif lauscht voll Entzücken. Die zärtlichen Vorwürfe darin finden einen seltsamen Widerhall in seinem Herzen. Er kann die Tränen nicht zu-

rückhalten. Ist's eine geheime Ahnung, die ihn weinen läßt? Sag' du es, zärtliche Musette, tröste du ihn über die Untreue der kalten Lisette:

O ma tendre Musette,
Console ma douleur;
Parle-moi de Lisette,
Ce nom fit mon bonheur:
Je la revois plus belle,
Plus belle chaque jour:
Je me plains toujours d'elle,
Et je l'aime toujour'!

Bald sollte er Grund zur Klage haben und all die bitteren Schmerzen verschmähter Liebe erfahren, die darum doch seine Liebe blieb. War er aber frei von Schuld an der nun folgenden Entwickelung der Dinge? Er selbst ist es, der Sara in Beziehung zu anderen Männern bringt, freilich aus den edelsten Motiven.

Bultel-Dumont, Schatzmeister von Frankreich, ein sehr reicher Junggeselle, von dessen Beziehungen zu Rétif weiter unten noch die Rede sein wird, klagte ihm eines Tages seinen zerrissenen, unglücklichen Seelenzustand, und der mitleidige, gutherzige Rétif beschloß, ihm Sara als Trösterin zu überlassen.

Zugleich hoffte er dadurch die Geliebte auf glänzende Weise zu versorgen. „Man wird vielleicht fragen," sagt er in seinem Tagebuche unter dem 19. März 1781, „weshalb ich, da ich so glücklich mit meiner Sara war, sie einem anderen überlassen wollte. Das geschah aus Zartgefühl, aus übergroßer Liebe." Auf der einen Seite sah er Sara arm, von einer Mutter abhängig, die im Begriffe stand, die Reize ihrer Tochter um 20000 Francs an einen Libertin

zu verkaufen, auf der anderen Seite den reichen, aber unglücklichen Dumont, der ihm den Wunsch nach dem Verkehre mit einem jungen, zärtlichen Mädchen aussprach, die seine „Nichtigkeit wieder belebte". Er wolle sie dann zu seiner Erbin machen. Etwas deutlicher drückte er sich denn alsbald gegenüber Sara bei ihrem ersten Zusammentreffen aus, so deutlich, daß Sara diese Obszönitäten entrüstet zurückwies. Bultel-Dumont fuhr trotzdem fort, durch die „Sinne den Weg zum Herzen Saras" zu suchen. Aber die Abneigung des Mädchens war selbst nach einem abermaligen Zusammensein noch nicht geringer geworden, und so zerschlug sich die Sache, was Rétif im Grunde sehr angenehm war, obgleich er damit noch weiter in die Notwendigkeit versetzt war, für den Unterhalt der Geliebten aufzukommen, den er bis dahin ganz aus seiner Tasche bezahlt hatte.

Bald nach diesem Zwischenfalle, bei dem Sara sich über die indezenten Reden Dumonts noch sehr ungehalten gezeigt hatte, vollzog sich in ihrem Wesen eine merkwürdige Veränderung, die Rétif in seinem Tagebuch unter dem 27. April 1782 mit den Worten charakterisiert: „Fere lupanaris modo agit." Sie, die bis dahin so sittsam und keusch getan hatte, fing plötzlich an, die obszönsten Worte im Munde zu führen. Sie hatte die „Ungeniertheit lange Verheirateter, die sich auswendig kennen und vor nichts mehr erröten." (M. N. XII, 92.)

Anfangs wußte Rétif nicht, welcher Ursache er dieses plötzliche Auftreten indezenter Manieren zuzuschreiben habe. Bald aber sollte er dahinter kommen.

Seit einiger Zeit hatte nämlich Madame Debée ihre Tochter veranlaßt, sich für ihre Spaziergänge besonders schön anzukleiden, und sie führte dann Sara bald in den Luxembourg-Garten, bald in die Tuilerien, ins Palais Royal und auf die Boulevards, um eine „Bekanntschaft" zu machen. Diese fand sich denn auch bald in der Person eines gewissen Lavalette (so lautet sein wirklicher Name in den „Inscripcions", im M. N. heißt er „Lamontette"), eines 55 jährigen wohlhabenden Advokaten. Die Bekanntschaft desselben hatte Sara schon im April gemacht und war sogleich in intime Beziehungen zu ihm getreten, von denen aber Rétif erst Ende Mai Kunde erhielt. Der 29. Mai war dieser dies fatalis in der Geschichte seiner Liebe zu Sara Debée. Da traf er Mutter und Tochter, wie sie im Wagen zum Palais Royal fuhren, um dort ein Rendezvous mit dem neuen Liebhaber zu haben. Sara war in elegantestem Kostüm, aber sie beachtete ihren alten Anbeter kaum, und zeigte sehr deutlich ihre üble Laune über das Zusammentreffen. Am Abend erfuhr er dann den wahren Sachverhalt, und damit begann für ihn ein wahres Inferno der Liebe, dessen Schmerzen und Qualen er sehr eindrucksvoll schildert. So, wie er nach alter Gewohnheit, an den Abenden auf Sara wartet, und sie nicht kommt und er angstvoll, mit jenem tief schmerzlichen Oppressionsgefühl der Eifersucht die Stunden zählt und endlich, weil er es im Hause nicht mehr aushalten kann, hinauseilt, zur Ile Saint-Louis und hier seine Klagen in die Steine eingräbt. Dann eilt er schnell wieder nach Hause, mit der Hoffnung im Herzen, daß sie nun endlich da ist. Aber alles ist dunkel.

Da überwältigt ihn der Schmerz. Er bricht in Tränen aus, während er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab geht. Mitternacht ist längst vorüber. Die ungeheure innere Aufregung treibt ihn wieder hinaus, wieder zu seiner geliebten Insel. Dann legt er sich nieder zu einem unruhigen Schlafe. Und Sara ist, als er sie wieder sieht, eisig, unfreundlich, hartherzig gegen ihn. Die ganze nun folgende Zeit ist eine beständige Wiederholung solcher Augenblicke. „Erwartung," sagt er, „Schmerz, Furcht, Wut, Mitleid, Liebe, Eifersucht brachten mich an den Rand des Grabes" (M. N. XII, 95), oft muß er dem Körper Bewegung verschaffen, um das Gefühl der inneren Starre zu lösen (Inscripc. S. 27). Diese Leiden steigern sich von Tag zu Tag. Bald scheut man sich nicht, ihm den glücklicheren Nebenbuhler in Person vorzuführen und ihn ruhig wissen zu lassen, wann Sara die Nächte bei demselben zubringt. Dann zieht es ihn seltsamerweise oft mit magischer Gewalt am folgenden Morgen zum Hause Lavalettes, und er liest von den Gesichtern der beiden die Spuren der nächtlichen Freuden ab, die in allzu reichlichem Maße genossen worden sind. Das schlimmste aber ist, daß Mutter und Tochter eine wahre Wonne darin zu finden scheinen, sich über den armen Betrogenen lustig zu machen. Die Mutter foltert ihn mit den Berichten von den Liebkosungen, die sie zwischen Sara und Lavalette beobachtet hat, und dann amüsiert sie sich gemeinsam mit ihrer Tochter über die Entrüstung und leidenschaftliche Wut Rétifs. Und dieser hat Sara „für einen Engel" gehalten! Und findet noch jetzt nicht die Kraft und den Mut, sich aus diesen unwürdigen Banden zu befreien,

hängt noch immer mit der alten wahnsinnigen Leidenschaft an ihr, und macht immer wieder die kindlichsten Versuche, seinen Rivalen zu verdrängen. Bisweilen läßt Sara sich ein wenig rühren. Als er einst weinend sie bittet: „Sage mir, nicht daß du mich liebst, sondern nur, daß du mich einst geliebt hast", da antwortet sie: „Ich habe es — geglaubt." Und einmal findet sogar eine vollständige Wiederaussöhnung statt. Unter dem 10. Juni 1782 steht in Rétifs Tagebuch: „Reconciliatio: cubat mecum." Sara tut etwas, was sie sogar zur Zeit ihrer größten Liebe nicht getan hat, sie bringt die Nacht bei ihm zu. Aber der Überglückliche wird auf die schmerzlichste Weise aus neuen Glücksträumen wieder zur Wirklichkeit zurückgeführt. In der Nacht fühlt er einen zärtlichen Kuß der noch im Halbschlummer Befangenen. Als sie aber bei seinen leidenschaftlichen Dankesworten erwacht und ihn erkennt, stößt sie ihn zurück. Sie hat ihn für seinen Nebenbuhler gehalten!

Ein anderes Mal zeigt sie ihm ihre ungeduldige Sehnsucht nach diesem bei einer gemeinschaftlichen Fahrt nach St. Denis. Während derselben hält Rétif ihre Hand in der seinigen. Sie hat sie ihm überlassen, aber nicht gegeben. So verhält sie sich auch in allen anderen Dingen passiv und drängt ungestüm zur Rückkehr, ohne die aufgetragenen Erfrischungen zu berühren.

Als Rétif nun gar noch eine ganze Liebeskorrespondenz zwischen Sara und einem anderen früheren Anbeter entdeckte, als er sah, daß er nur noch gut genug dazu war, um Mutter und Tochter in Geldverlegenheiten auszuhelfen, da beschloß er, sich von ihnen

zu trennen, nicht ohne vorher der Treulosen gehörig die Wahrheit gesagt zu haben. Am 15. Juli zog er aus und verewigte diese Tatsache durch die Worte auf einem Steine der Ile Saint-Louis: „Ia Libertatis 15. Jul." Aber dieses triumphierende Wort war etwas zu früh gesprochen, diese Freiheit sollte nur von recht kurzer Dauer sein. Nur zwei Tage hielt er dieses Leben ohne die Geliebte aus. Am dritten Tage suchte er wieder ihre Wohnung auf und sah sie am Fenster stehen und für seinen Gruß mit einem Lächeln danken. Da war er auch wieder ganz Feuer und Flamme. Und obgleich er an den nächsten Tagen Sara nicht wieder zu Gesichte bekam — sie hatte sich mit ihrer Mutter zu dem Landhause Lavalettes begeben — machte er wohl zehnmal am Tage Fensterpromenaden vor ihrer Wohnung. Noch einmal lächelte ihm das Glück. Sara kehrte zurück. Es war zu einem vorübergehenden Bruche zwischen ihr und Lavalette gekommen, dessen Ursache, wie Rétif bemerkt, „unaussprechlich" war (M. N. XII, 191). Die Folge war, daß Rétif in den nächsten sechs Monaten wieder an den Soupers teilnehmen und bei einer ernsten Erkrankung Saras ihr die Hilfe seines Freundes Préval verschaffen durfte, wofür er dann durch eine kurzdauernde Wiederkehr der alten Vertraulichkeit belohnt wurde. Freilich kehrten alle Qualen der Eifersucht in verdoppeltem Maße wieder, als er eines Tages die Entdeckung machte, daß regelmäßig nach dem Souper der verhaßte Lavalette, der sich inzwischen wieder mit Sara ausgesöhnt hatte, heimlich zu ihr kam und die Nacht bei ihr zubrachte. Schließlich erlebte Rétif aber doch noch die Verdrängung des Lavalette aus Saras Gunst

durch einen — Dritten, einen Kommis, namens Las, und seltsamerweise erfüllte ihn diese schmähliche Niederlage seines ersten Nebenbuhlers mit größter Genugtuung, und trotz des neuen Liebhabers suchte er das alte innige Verhältnis zu der mehr als je Geliebten wieder herzustellen, und der schöne Sommer des Jahres 1782 brachte ihm noch einmal Momente, in denen die alte zärtliche Liebe zwischen ihnen beiden wieder erblüht zu sein schien, so bei einem herrlichen Abendspaziergange am 20. Juni durch die Wiesen und Felder vor den neuen Boulevards.

Sara und Rétif gehen Arm in Arm durch die blumigen Wiesen und Getreidefelder, während die Mutter und Florimond ihnen in einiger Entfernung folgen. Ein süßer, würziger Duft erfüllt die Luft, eine frische, abendliche Brise kühlt die heiße Wange Saras. Nie ist sie so schön gewesen, wie eine Nymphe wandelt sie durch die blühenden Felder. „Ich habe heute nacht von dir geträumt," flüstert sie, „es war mir, als ob wir verheiratet wären. Der Gedanke entzückte mich." Diese zärtlichen Worte werden von einem innigen Händedruck, einem sanften Kusse begleitet. Rétif ist ganz außer sich, zwölf unselige Monate werden wie mit einem Schlage aus seinem Gedächtnisse ausgelöscht. Er sagt ihr tausend Liebesworte. Überglücklich laufen sie um die Wette einen Hügel hinauf. Eine Lerche schwingt sich vor ihnen in die Lüfte. Rétif findet ihr Nest und die Kleinen darin. Dieser Anblick versetzt Sara in einen wahren Taumel des Entzückens. Sie fällt Rétif um den Hals: „Ach, nur mit dir bin ich glücklich gewesen!" Dann geht herrlich der Mond auf, aus der Ferne ertönen Liebeslieder, Sara antwortet darauf

mit ihrer lieblichen Stimme. In dieser Mondscheinstimmung zieht es sie beide in die Einsamkeit. Sie verbergen sich in einem Roggenfelde, da, wo es am dichtesten ist. Und hier „vergaß ich die Natur neben ihr, hier vergaß ich mich selbst, alle früheren Gelübde, meine Nebenbuhler, Saras Treulosigkeit und Kälte. Ich sah nichts als Sara, nicht die zärtliche Sara der ersten Zeit, sondern ein lebhaftes, fröhliches, ausgelassenes Mädchen."

Schade, daß die Geschichte Saras nicht mit diesem Idyll schließt. Bald gab das Erscheinen eines vierten Liebhabers, Saint-Aubin, Veranlassung zur endgültigen Trennung, die am 23. Juli 1782 erfolgte. Rétif hatte sich nur dadurch zu diesem für ihn so schmerzlichen Schritte aufraffen können, daß er in der jungen Kupferstecherin Levé einen kleinen Ersatz für Sara gefunden hatte. Er verließ aber dieses schöne Mädchen bald, um nicht durch sie die Bilder zu den „Contemporaines" weiter verderben zu lassen, da die ersten vier von ihr gestochenen äußerst schlecht waren!

Sara selbst sah er nur zweimal noch wieder, im Februar 1789 und März 1790, ohne daß sie miteinander sprachen. Die letzte traurige Erinnerung an sie war die Steininschrift: „Sara pauper" auf der Ile St.-Louis, die sich auf ihre damalige traurige materielle Lage bezog (M. N. XI., 222—227).

So endete diese Liebe, vielleicht die tiefste und dauerhafteste im Leben Rétifs, die zu einem dauernden Glücke geführt hätte, wenn Sara diejenige wirklich gewesen wäre, als die sie sich im Anfange zeigte.

Die Geschichte Saras hat Rétif unmittelbar

darauf nach seinen Tagebuchaufzeichnungen in der bereits 1783 erschienenen „Dernière Avanture d'un homme de quarante-cinq ans" dargestellt, und nach dieser später, 1797, die „Histoire de Sara" im „Monsieur Nicolas" verfaßt. Es ist ein Meisterwerk, es ist der klassische Eifersuchtsroman, aber ein Roman aus dem wirklichen Leben.

„Ich habe Sara angebetet, ich habe sie gehaßt, verabscheut, verachtet. Gegenwärtig fühle ich nur Zärtlichkeit und Schmerz. Wo findet man das menschliche Herz so gut, so wahr geschildert wie in dieser Geschichte? O, der Abbé Delille hatte recht. Es ist ein Meisterwerk. Aber es ist die Natur, nicht der Autor, der es gemacht hat." (M. N. XII, 239.)

5. Bultel-Dumont und sein Kreis.

In der Geschichte Saras haben wir schon die Bekanntschaft Bultel-Dumonts (oder Butel-Dumont) gemacht, der für die Lebensgeschichte Rétifs insofern eine gewisse Bedeutung besitzt, als er sein erster vornehmer Gönner war und ihm zuerst Beziehungen zur höheren Gesellschaft verschaffte.

Bultel-Dumont war, wie erwähnt, ein hoher königlicher Beamter, ein reicher Zölibatär und Verfasser mehrerer nationalökonomischer Schriften. Im Besitze einer jährlichen Rente von 30000 Livres verwendete er einen Teil derselben zur Pflege einer vornehmen Geselligkeit in seinem Hause. Er gab zweimal wöchentlich seinen Bekannten ein Diner, an dem literarische Zelebritäten wie Robbé, Goldoni, Rivarol, der Arzt Guillebert de Préval, der Vorsteher der Kaufmannschaft Le Pelletier de Mor-

fontaine, der Herzog von Gesvres u. a. teilnahmen. Die Honneurs des Hauses machte Fräulein von Saint-Leu, eine entfernte Verwandte und frühere Geliebte des Gastgebers, eine große, majestätische Erscheinung. Außer ihr waren noch zwei Frauen im Hause Dumonts: die reizende Cécile, das Kammermädchen der Mlle. Saint-Leu, das von dem „reichen und wollüstigen" Hausherrn „nicht mit ruhigen Augen betrachtet" wurde, und eine junge Witwe, Madame Lebel, die „alle Empfindungen" wecken mußte, deren ein „erotischer Gourmet" fähig ist. Bei den Diners erschien noch eine große Zahl hübscher Frauen, die meist als Begleiterinnen der Herren kamen. Rétif begeisterte sich besonders für Madame Lebel und für eine Mlle. Aglaë, die Tochter eines Freundes von Dumont.

Bultel-Dumont lud Rétif Ende 1777, nach dem Erscheinen des „Paysan perverti" zum ersten Male zum Diner ein, als einen „seltenen Gegenstand, den niemand bisher gehabt hatte und den zu zeigen Vergnügen machte". Seitdem war Rétif häufiger Gast bei ihm, und bald bekundete sich die wachsende Intimität ihres Verhältnisses dadurch, daß der vielerfahrene Verfasser des „Paysan perverti" dem alternden Junggesellen als Ratgeber in erotischen Dingen diente. Zwar zerschlug sich die von ihm vermittelte Liaison mit Sara, doch verschaffte er ihm anderweitige galante Abenteuer.

Die Beziehungen zu Dumont dauerten bis zu dessen im Februar 1789 erfolgtem Tode. In seinem Nekrolog sagt Rétif, daß er zwar nicht ein Freund im eigentlichen Sinne des Wortes gewesen sei, aber eine angenehme Bekanntschaft. „Ich schenkte ihm

alle meine Werke. Er ließ mich an seinen Diners in einer oft entzückenden Gesellschaft teilnehmen. Wir sind quitt." (M. N. XI, 20.)

Zu dem Dumontschen Kreise gehörte auch Fräulein von Saint-Léger (1761—1824), eine junge, geistvolle Schriftstellerin, Verfasserin von Romanen und Theaterstücken. Nach dem definitiven Bruche mit Sara empfand Rétif das Bedürfnis, in nähere Beziehungen zu diesem hochgebildeten Mädchen zu treten. Er schrieb ihr im Oktober 1782 einen Brief und erhielt eine sehr freundliche Antwort. Dies war der Beginn einer Korrespondenz, die später in toto und unverändert am Ende der „Prévention nationale" veröffentlicht wurde, unter dem Titel „Suite du Quarante-cinquenaire". Er nennt Fräulein von Saint-Léger dort „Minette" oder „Felisette".

Schon ein paar Tage nach dem ersten Briefe besuchte er sie und wurde von ihr gleich sehr zärtlich empfangen. „Vidi Saint-Léger quae me deosculata" heißt es im Tagebuch unter dem 10. Oktober 1782 (Inscripc. S. 63). Sie bereitete ihm dann eigenhändig Kaffee mit Rahm und schmeichelte seiner literarischen Eitelkeit nicht wenig, indem sie ihn einen zweiten Jean Jacques Rousseau nannte. Rétif übergab ihr bei diesem Besuche das erste Exemplar seiner eben erschienenen „Dernière Aventure d'un homme de quarante-cinq ans". Diese „literarische Liaison" dauerte nur wenige Monate und beschränkte sich auf fünf bis sechs Besuche und etwa 15 Briefe. Ein hartes, abfälliges Urteil der jungen Dame über den erwähnten Roman führte zum Bruche. So sagt Rétif. In Wahrheit hatte sie gerade in ihm nur den Schriftsteller,

aber nicht den Menschen geliebt, was ihn sehr verletzte.

Übrigens spielte bei dieser Affäre auch der berühmte Astronom Lalande, ein Freund der Mlle. de St.-Léger eine nach Rétifs Ansicht perfide Rolle (Inscripc. 68, 87). Erst zehn Jahre später erfolgte durch Vermittlung der Mlle. de Saint-Leu eine Aussöhnung zwischen den beiden.

Jedenfalls ging Rétif die Trennung nicht besonders nahe, er gab sich nun mehr als je dem bloßen „amusement érotique" hin, er fühlte sich als „demi-vieillard", der besonderer Anreizungen in dieser Beziehung bedarf. Hierfür wurde ihm in dem Hause der beiden Schwestern Leblanc Gelegenheit geboten. Bei ihnen verkehrten viele verheirateten Frauen, die „heimlichen Nutzen aus ihren Reizen ziehen" wollten und junge Mädchen aus allen Ständen. Rétif erwähnt besonders eine junge, reizende Schweizerin, Wilhelmine Würmser (M. N. XI, 82). Vielleicht war das jene „formosa flava" seines Tagebuches (Inscripc. 95—96), an die er eine Zeitlang sehr unangenehm durch eine von ihr empfangene Krankheit erinnert wurde.

Während dieser Zeit sehen wir Rétif Tag für Tag an mehreren großen Werken arbeiten. Die Tagebücher in den Jahren 1782 bis 1785 geben interessante Aufschlüsse über die Abfassungszeit und die Art des Zustandekommens der kleinen Erzählungen und Sittenschilderungen, aus denen sich die „Contemporaines" zusammensetzen. Nachdem er dann 1782 und 1783 das Drama „Prévention nationale" vollendet hat, beginnt er bereits am 14. November 1783 die Arbeit am „Monsieur Nicolas". An diesem

denkwürdigen Tage schrieb er die ersten sieben Seiten dieses „wichtigsten, interessantesten“ seiner Werke nieder, unterbrach aber bald die Arbeit, um ein schon 1777 begonnenes Buch „Les Veillées du Marais, ou Histoire du grand prince Oribeau“ wieder aufzunehmen (1. März 1784). Sodann hatte er 1783 die kombinierte Ausgabe des „Paysan und der Paysanne pervertis“ vollendet. Die erste Ausgabe der „Paysanne pervertie“ allein war 1782 gleichzeitig mit der vierten Ausgabe des „Paysan“ erschienen. Wegen der „Paysanne“ und anderer Schriften hatte er übrigens sehr viele Schwierigkeiten mit der Zensur. Eine Frau strengte sogar einen Prozeß gegen ihn an, weil sie sich in einer Novelle der „Contemporaines“ allzu deutlich geschildert glaubte (Inscripc. 71).

Achtes Kapitel.

Verkehr mit der literarischen und vornehmen Welt. Die Revolutionszeit.

(Neunte Epoche, 1785—1797.)

Die Autobiographie Rétifs reicht nur bis zum Jahre 1797, und zwar werden die Jahre 1785 bis 1797, die neunte Lebensepoche nach Rétifs Einteilung, nur noch in aller Kürze skizziert. Es ist keine fortlaufende Erzählung mehr, es ist ein summarischer Bericht über den wesentlichen Inhalt dieser Zeit. Nur für die Jahre 1785 bis 1787 liegt in den „Inscripcions" eine Art von freilich sehr dürftiger zusammenhängender Darstellung vor. Mit dem Jahre 1797 schließt die Darstellung im „Monsieur Nicolas" ab. Der Verfasser ruft dem Leser ein „Lebewohl" zu. Über die neun letzten Lebensjahre erhalten wir nur noch fragmentarische Nachrichten, teils aus seinen letzten Schriften, teils aus Briefen, namentlich den wichtigen „Lettres inédites", aus Zeitungsartikeln und den Berichten der Zeitgenossen.

1. Familienleiden.

Wilhelm Raabe sagt einmal (im „Abu Telfan"), daß ein Mann nicht bloß seine Frau heirate, sondern auch die Familie derselben als manchmal recht unangenehme Mitgift mit in die Ehe bekomme.

Rétif hätte, wenn er diesen Ausspruch gekannt hätte, ihn gewiß auf Grund seiner Erfahrungen im Sinne einer ausgleichenden Gerechtigkeit dahin ergänzt, daß nicht selten auch die Schwiegereltern an dem Gatten ihrer Tochter eine recht zweifelhafte Akquisition machen. Eine solche war auch Augé, der Gatte seiner ältesten Tochter.

Für Rétif gab es drei menschliche Wesen, deren bloßes Dasein ihm unerträglich war, die ihm Ausgeburten der Hölle, „Ungeheuer" waren. Als diese drei „monstres" nennt er seine Frau Agnes Lebègue, seinen Schwiegersohn Augé und — den Marquis de Sade!

Augé war nicht bloß ein brutaler, roher, vollkommen ungebildeter Patron,[1]) sondern auch ein durch und durch perverses Individuum. Und in dieser Hinsicht trifft die Vergleichung mit dem Marquis de Sade zu. Er mißhandelte seine Frau vom ersten Tage der Ehe an auf die brutalste Weise. In ihrer dem Gericht vorgelegten Klageschrift betont sie besonders den sadistischen Charakter dieser Mißhandlungen, die zu einem großen Teil vor, während oder nach dem geschlechtlichen Verkehr erfolgten. Augé schwelgte in solchen „brutales caresses", in Schändlichkeiten, die „eines Caracalla, Nero, Commodus und Heliogabal würdig" waren (Inscr. 149), er begleitete dieselben mit den obszönsten Reden, „discours infâmes tenus d'elle et sur elle, à ses amis, devant elle, détails obscènes

---

[1]) Cottin veröffentlicht einen von ihm aufgefundenen, ohne jede Kenntnis der Orthographie geschriebenen Brief Augés an Agnes Rétif, noch vor der Hochzeit. Vgl. Inscripcions S. 145.

de ses parties les plus secrètes, peinture grossière des ébats du monstre s'assouvissant et cherchant des rafinements de volupté de la manière la plus brutale, la plus contraire à la nature" (ibidem S. 148). In der „Femme infidèle" und in „Ingénue Saxancour" hat Rétif sehr ausführlich die Einzelheiten dieser perversen Akte geschildert, besonders das letzte Buch enthält die zynischsten Details über die sexuellen Beziehungen Augés zu seiner Frau. In Band III, S. 30 und 35 wird er folgendermaßen charakterisiert: „Er hat kein Vergnügen, wenn er nicht ein Opfer unter seiner Barbarei leiden sieht. Er mißhandelte seine Frauen oder seine Maitressen und empfand nur dann eine abscheuliche Wollust, wenn sein Opfer Schmerzen litt und Tränen vergoß."

Übrigens hatte dieser „geborene Verbrecher" schon vor seiner Verheiratung mit Agnes Rétif mehrere Morde und andere Schandtaten auf dem Gewissen gehabt. Er fand später ein verdientes Ende, indem er als gemeiner Mörder während der Revolution guillotiniert wurde.

Nach 5jähriger Ehe sah sich Agnes Rétif endlich gezwungen, sich durch die Flucht den Mißhandlungen ihres brutalen Gatten zu entziehen. Etwas später, im gleichen Jahre 1785, trennte sich Agnes Lebègue von Rétif für immer. So kam ganz von selbst ein natürliches Bündnis zwischen den beiden „monstres", Augé und der Gattin Rétifs, zustande.

Agnes Lebègue hatte, nachdem Rétif seine Wohnung in der rue de Bièvre aufgegeben hatte, wieder mit ihm zusammengewohnt und war eine Zeitlang ziemlich „traitable". Das wurde anders, als zwei Männer sich an sie heranmachten, denen Rétif

die Namen „Scaturin“ und „Naireson“ gibt, die in Wirklichkeit aber Fontanes und Joubert hießen, zwei Männer von angesehener Stellung. Joubert ist der bekannte moralphilosophische Schriftsteller. Diese beiden Liebhaber von Agnes Lebègue quartierten sich förmlich im Hause Rétifs ein. Aber sie hatten, wie Rétif stolz erklärt, wohl ihre Frau gefunden, aber nicht ihren Mann. Er leistete dem Verlangen seiner Frau, den Dichter Fontanes, der 1200 Livres dafür versprach, in Pension zu nehmen, hartnäckigen Widerstand. Agnes Lebègue, ganz unter dem Einfluß ihrer Liebhaber stehend, drang auf Trennung und angemessene Entschädigung und verließ ihn endlich im November 1785 ganz.

Und nun wurde von ihr, Augé, Fontanes, Joubert, denen sich noch der Advokat Lamarque[1]) anschloß, ein richtiger systematischer Feldzug gegen den unglücklichen Rétif organisiert, dessen Schilderung in den „Inscripcions“ eines tragikomischen Zuges nicht entbehrt.

Man überläuft die Gerichte, um einen Verhaftsbefehl gegen Agnes Rétif und ihren Vater, der sie verborgen halte, zu erwirken. Man hetzt seine besten Freunde und vornehmsten Gönner gegen ihn auf. Man verbreitet überall, besonders aber unter den weiblichen Wesen der Nachbarschaft, daß er

---

[1]) Im „Intermédiaire des chercheurs et des curieux“, Jahrgang 1888 findet sich ein Brief der Agnes Lebègue an Pétion vom 30. September 1792, in dem sie sich bei der Bewerbung um eine Anstellung auf den damaligen Deputierten Lamarque beruft. Vgl. „Mes Inscripcions“ éd. Cottin S. 110, Anmerk. 2.

an einer bösen venerischen Krankheit leide. Geht er aus, so hört er deshalb von allen Seiten die Dienstmädchen lachen und ihm spöttische Bemerkungen darüber nachrufen. Bei seinen Promenaden auf der Ile St.-Louis lauert ihm beständig der elende Augé auf und hetzt den Pöbel gegen ihn auf. Wo er sich zeigt, wird er schon mit lautem Hallo empfangen und grinst ihm das höhnische Gesicht des verhaßten „L'Échiné", wie er seinen Schwiegersohn getauft hat, entgegen.

Einmal, als Rétif mit seiner Tochter Agnes und einigen anderen Frauen im „Jardin du roi" spazieren ging, trat Augé plötzlich auf sie zu und ohrfeigte seine frühere Gattin. Man ließ den die gemeinsten Beschimpfungen und Drohungen ausstoßenden Bösewicht arretieren, und infolge dieses Skandals wurde denn auch endlich die Ehescheidung zwischen Augé und Agnes Rétif ausgesprochen. Die Ehe von Rétif und Agnes Lebègue wurde aber erst im Jahre 1793 gerichtlich getrennt, und zwar auf Verlangen der letzteren, welche Bitte Rétif für die „einzige Freude" erklärt, die ihm seine Frau in den dreißig Jahren ihres Zusammenlebens bereitet habe (M. N. XI, 189).

Während dieser Zeit der Verfolgungen durch Frau und Schwiegersohn hielten seine beiden Töchter fest zu ihm. Namentlich die jüngere, Marion, bewies ihm immer die zärtlichste Liebe und ließ ihm in seinen verschiedenen Krankheiten die aufopferndste Pflege angedeihen. Sie war sehr gebildet und leistete dem Vater die Dienste eines Sekretärs. Sie philosophierte auch selbst und schrieb einmal an den jüngeren Grimod de la Reynière

einen höchst gedankenreichen Brief von zehn eng beschriebenen Folioseiten, dessen Lektüre ihn drei Stunden in Anspruch nahm!

Marion heiratete später ihren Vetter Edmond Rétif, Landmann in Sacy, den Sohn von Rétifs Bruder Pierre (M. N. XI, 158). Sie starb um 1836. Ihre ältere Schwester Agnes ging nach der gerichtlichen Trennung ihrer Ehe mit Augé eine neue Ehe mit einem gewissen Louis Vignon ein. Ihr Sohn war Victor Vignon-Rétif de la Bretonne, der ebenfalls die schriftstellerische Laufbahn betrat und seine Schriften unter der Autorbezeichnung: „Der Enkel des Rétif de la Bretonne" herausgab. Zur Zeit, als Monselet sein kleines Buch über Rétif verfaßte, waren sowohl Louis als auch Victor Vignon noch am Leben und konnten ihm wertvolle Aufschlüsse über das berühmte Haupt der Familie geben. Victor Vignon hatte von den Eigentümlichkeiten seines Großvaters die zwei bemerkenswertesten geerbt: das einsiedlerische Wesen, die Allüren eines Sonderlings und die schriftstellerische Fruchtbarkeit. Monselet erfuhr von ihm, daß er außer seinen zahlreichen im Drucke erschienenen Schriften noch die Manuskripte von 150 verschiedenen Werken liegen habe! Victor Vignon starb erst 1862. Seine Nachkommen, Urenkel und Ururenkel Rétifs, sind zum Teil noch heute am Leben.[1])

[1]) Vgl. Monselet a. a. O. S. 95—103; ebendaselbst S. 190—192 das Verzeichnis der im Drucke erschienenen Schriften Victor Vignons. Er ist besonders bekannt als Übersetzer der Dichtungen der Nonne Rosvitha von Gandersheim und als Verfasser der „Nouvelles Nuits de Paris" in Nachahmung der berühmten „Nuits de Paris" seines Großvaters. Vgl. auch Cottin a. a. O. S. XXV.

Übrigens hat auch ein Neffe Rétifs, Louis Rétif de la Bretonne, sich als Schriftsteller versucht (Verzeichnis seiner zwischen 1840 und 1850 erschienenen Werke bei Monselet S. 192 bis 193).

2. Das literarische Diner im 18. Jahrhundert.

Die Beziehungen Rétifs zur höheren Gesellschaft, die besonders in den 80er Jahren sehr rege waren, knüpfen sich wesentlich an eine bestimmte Form des geselligen Verkehrs: an das literarische Diner. In seiner höchsten Ausprägung gehört dasselbe mehr den beiden letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts an, während der „Salon" einer du Deffand, Lespinasse u. a. einer früheren Epoche des Rokoko angehört.

So hat auch das literarische Diner seine eigene Geschichte, die von der des französischen Salons des 18. Jahrhunderts zu trennen ist. Einen Teil dieser Geschichte hat Rétif selbst in einigen klassischen Schilderungen solcher Diners überliefert, auf die wir später noch zurückkommen. Uns erübrigt, hier ganz kurz die frühere Geschichte des literarischen Diners darzustellen.

Sein Ursprung ist ein doppelter, auf der einen Seite steht Mademoiselle Quinault mit ihrem „Dîner du Bout-du-Banc", auf der andern haben besonders die großen Finanziers der Zeit neben dem literarischen auch das gastronomische Interesse an solchen Diners gefördert. Der kulinarische Genuß verband sich mit dem literarischen, man „genoß" den Geist wie Speise und Trank, und ein solches Diner als Ganzes betrachtet war ein wahres Kunstwerk. Stolz erklärt daher der Verfasser eines seltenen

Buches „Paris, le modèle des nations étrangères ou l'Europe française" (Paris 1777, S. 232): „Niemand wird bestreiten, daß ganz Europa den Franzosen die unschätzbare Ehre verdankt, nicht mehr die Vernunft im Wein zu ertränken, und daß es jetzt den Vorteil hat, mit Geschmack und Verständnis zu essen."

Frankreich ist die Heimat der veredelten Gastronomie, wie sie uns im 18. Jahrhundert in der Form des literarischen Diners entgegentritt.

Fräulein Quinault, die berühmte Schauspielerin, kann halbwegs auf die Ehre Anspruch erheben, die eigentliche Erfinderin und Schöpferin dieser geistreichen Mahlzeiten (s. v. v.) zu sein. Als solcher hat ihr Jacques Ballieu eine sehr interessante kleine Studie gewidmet, die die Geschichte dieses ersten literarischen Diners behandelt.[1])

Gleich nachdem sie im Jahre 1741 die Theaterlaufbahn verlassen hatte, beschloß Frl. Quinault, für ihre zahlreichen Verehrer, die sich namentlich aus der Schriftstellerwelt rekrutierten, ein regelmäßiges Diner zu veranstalten, das alsbald als das „Dîner du Bout-du-Banc" bezeichnet wurde. Die Gesellschaften bei der Quinault waren nämlich so beliebt, daß alle Welt sich zu ihnen drängte, und sollte man auch mit einem Platze „am Ende der Bank" (au bout du banc) sich begnügen müssen. Nach diesem Ausspruche nannte man diese berühmten Diners die „Dîners du Bout-du-Banc". Jeder Gast war verpflichtet, irgendeines seiner literarischen Pro-

---

[1]) J. Ballieu, Un diner littéraire au XVIII[e] siècle. Le Diner du Bout-du Banc, Paris 1887.

dukte zum besten zu geben, nach Ablauf des Jahres wurden alle diese Erzeugnisse einer heiteren Tischmuse gesammelt und im Druck herausgegeben. Die bekanntesten dieser so zustande gekommenen Sammlungen sind die „Etrennes de la Saint-Jean" (Paris 1742) und der „Recueil de ces Messieurs" (Amsterdam 1745). Es sind meist heitere oder erotische Erzählungen, leichte Lieder, Sonette, Episteln. Die übrige Unterhaltung bei Tische war ebenso geistreich, voll Witz und Zynismus, die „dekolletierten" Worte flogen nur so hin und her und die kühnsten Bemerkungen dieser Art, wenn sie nur witzig, gut erfunden waren, fanden den stärksten Beifall.

Das „Dîner du Bout-du-Banc" trug in der ersten Zeit einen mehr literarischen, später einen mehr philosophischen Charakter. Die berühmten Habitués desselben in der ersten literarischen Epoche waren Voltaire, Destouches, Marivaux, Moncrif, Crébillon fils, Voisenon, Herr von Maurepas, Herr von Caylus, Alexis Piron, Collé, der Maler Boucher u. a.

Piron, dieser Klassiker der Erotik im 18. Jahrhundert, nahm stets den Ehrenplatz rechts von der Gastgeberin ein. Wie horchten alle auf und blickten voll Bewunderung zu ihm hin, wenn er sich am Ende der Mahlzeit erhob, nachlässig die Hand auf den Stuhl der Mlle. Quinault stützend, in ungezwungener Haltung dastand, nachdachte, und wie dann plötzlich ein malitiöses Lächeln über sein kühnes, interessantes Antlitz ging, während die stark kurzsichtigen Augen verständnisvoll zwinkerten. Das war der kritische Augenblick, in dem eines seiner berühmten Epigramme entstand, die er in heiterster

Dessertstimmung für diese Gesellschaft zu Dutzenden improvisierte und durch die er neben vielen anderen geistreichen, pikant-sarkastischen Bemerkungen stets die Lacher auf seiner Seite hatte. Ihm konnte niemand widerstehen. Er entzückte alle Welt durch Geist, Witz und eine Schlagfertigkeit, die selbst derjenigen eines Voltaire überlegen war.

In der Tat war es ein offenes Geheimnis, daß Voltaire, anfangs ein häufiger Gast bei den Diners der Quinault, Pirons unbestrittene gesellschaftliche Oberherrschaft nicht ertragen konnte und deshalb sich mehr und mehr von diesen Veranstaltungen zurückzog. Besonders hatte ihn die Tatsache verletzt, daß man sich bei diesen Diners ernstlich darüber stritt, wer mehr Esprit besitze, Piron oder Voltaire. Das war mehr, als die „devote Bewunderung Voltaires für sein liebes Ich" vertragen konnte, zumal da er bei den persönlichen Attacken des gefährlichen Nebenbuhlers stets den Kürzeren zog, und da die Quinault, die seit langer Zeit einen zärtlichen Liebesbund mit dem bösen Piron geschlossen hatte, nur zu deutlich ihre Parteinahme offenbarte.

Bald jedoch hatte Voltaire die Genugtuung, auch Piron einem andern weichen zu sehen. Der philosophische Schriftsteller Duclos gewann das Herz der schönen, flatterhaften Quinault, und mit ihm begann die philosophische Epoche des „Dîner du Bout-du-Banc". Duclos zog Saint-Lambert und J. J. Rousseau heran, Rousseau bestimmte Diderot, und dieser wieder d'Alembert und Grimm, an dem Diner teilzunehmen.

Viele andere folgten ihrem Beispiele. Die Literaten von ehedem traten ganz in den Hintergrund. Dagegen erschienen nun auch geistreiche Frauen wie Madame d'Houdetot, die Komtesse de Rochefort, Madame d'Epinay als Gäste. Da konnte man die interessantesten, lebhaftesten Diskussionen hören, bei denen hauptsächlich Rousseau in seiner pedantischen Weise, der dithyrambische Saint-Lambert und der durch Beredsamkeit und Kraft der Überzeugung alle mit sich fortreißende Diderot das große Wort führten. Duclos, der Zyniker und Lebensphilosoph zog gegen die sentimentale Literatur los und bezeichnete als sein Lebensideal „ein gutes Buch, ein Stück Käse und irgendeine Frau" (un bon livre, un morceau de fromage, et une femme quelconque).

Man sprach über die verschiedenartigsten Gegenstände, unter anderem hatte man einmal eine sehr lange Debatte über das Schamgefühl. Duclos behauptete, daß es wilde Völker gebe, bei denen die Frauen bis zur Pubertätszeit nackt gingen, ohne darüber zu erröten. Das Schamgefühl sei nur eine Sache der Erziehung. Der Fürst Galitzin pflichtete dieser Meinung bei und erklärte sogar, daß es eine Zeit gegeben habe, in der alle Menschen, nicht bloß die wilden, nackt gegangen seien. „Ja, wahrhaftig, alle wild durcheinander, dick, fett, pausbäckig, unschuldig und vergnügt." Madame d'Epinay erklärte im Gegenteil das Schamgefühl für angeboren. Duclos aber verfluchte denjenigen, der zuerst auf die Idee der Bekleidung gekommen sei und verbreitete sich in so deutlichen Worten über die Schönheiten der durch das Schamgefühl verborgenen Dinge und

Handlungen, daß Mlle. Quinault dem allzu Kühnen Schweigen gebieten mußte.

Während dieser Unterhaltung wird ein Brief Voltaires gebracht. Es sind neue Verse des gefeierten Dichters darin. Man liest sie vor und alsbald beginnt eine neue lebhafte Debatte über ihren Wert. Duclos und die Quinault beurteilen sie abfällig, Madame d'Epinay, Galitzin und besonders Saint-Lambert verteidigen sie eifrig.

So ungefähr war dieses erste, berühmte literarische Diner beschaffen. Die Traditionen desselben wurden von einem Manne aufrechterhalten, der auch in der Lebensgeschichte Rétifs eine große Rolle spielt, Grimod de la Reynière, dem Sohne. Er ist, wie auch Ballieu am Schlusse seiner Schrift ausführt, der direkte Nachfolger der Mlle. Quinault, von der er die ersten Anregungen für seine berühmten Mahlzeiten erhielt, um dann selbst die gastronomischen Entdeckungen, die man besonders in den Kreisen der großen Finanziers machte und verwertete, hinzuzufügen. In der Tat erhoben diese über immense Reichtümer verfügenden Finanzmänner, wie die Familien der Grimod de la Reynière, der Grimod de Beauregard, Grimod du Fort, wie La Popelinière, de Monville, Beaujon, Samuel Bernard, der 150000 Livres jährlich dafür ausgab, und viele andere, durch prachtvolle äußere mise en scène, durch die mannigfaltigen kulinarischen Genüsse, die Zelebrität der Geladenen, die Vielseitigkeit der Unterhaltung und der literarischen Darbietungen bei Tische diese Mahlzeiten zu wahrhaft glänzenden Schauspielen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf diese lukullischen Gast-

mahle der großen Finanziers des 18. Jahrhunderts einzugehen. Ausführliche Mitteilungen darüber findet man in dem höchst wertvollen Werke von Thirion über das Privatleben dieser Klasse der vornehmen Gesellschaft.[1]) Übrigens werden wir aus den Schilderungen Rétifs noch einige berühmte Diners dieser Art kennen lernen.

3. Die Beziehungen Rétifs zu dem jüngeren Grimod de la Reynière.

Es war im Jahre 1782, kurz nach Beendigung der Liebesaffäre mit Sara Debée, als Rétif die Bekanntschaft von Alexander Balthazar Laurent Grimod de la Reynière (1758—1838) dem Jüngeren machte, dem späteren Verfasser des berühmten „Almanach des gourmands" (Paris 1805—1812, 8 Bände) und dem getreuen Erben der gastronomischen Neigungen seines Vaters, des bekannten Generalpächters unter Ludwig XV. Rétif rechnet diese Bekanntschaft zu den angenehmsten seines Lebens. „Ich wurde von ihm stets mit offenen Armen aufgenommen und verdanke ihm herrliche Augenblicke und Beziehungen."

Rétif und La Reynière trafen sich zuerst am 22. November 1782 im Laden der Witwe des Buchhändlers Duchesne; es war ein Tag, der in beider Gedächtnis fest haftete, denn Rétif, der, wie wir sahen, ihn fälschlich für seinen Geburtstag hielt, war 48 Jahre alt, und Grimod de la Rey-

---

[1]) H. Thirion, La vie privée des financiers au XVIII[e] siècle, Paris 1895. Vgl. namentlich S. 293—297.

nière hatte gerade die Hälfte dieser Lebenszeit erreicht, er war 24 Jahre alt. Sie schlossen sich bald innig aneinander an, und diese Freundschaft dauerte, wenn sie auch zuweilen erkaltete, eigentlich bis zum Tode Rétifs.

Man wird sich fragen, wie es kam, daß La Reynière, dieser Typus der verfeinerten Eleganz in der Lebenshaltung und im äußeren Auftreten, sich zu einem Mann wie Rétif, der in jeder Beziehung Plebejer geblieben war, hingezogen fühlen und ihn sogar in seinen auserlesenen Bekanntenkreis einreihen konnte. Grimod war eben als Mensch über alle Vorurteile seines Standes erhaben, er begeisterte sich für alle neuen Ideen und originellen Erscheinungen seiner Zeit und schätzte daher an Rétif besonders seine ursprüngliche Natur, die Naivität und das Selbstbewußtsein seines Auftretens. Vor allem aber war er ein leidenschaftlicher Bewunderer seiner Schriften. Er gefiel sich in einer förmlichen Idolatrie, und schon in seinen kurz nach ihrer Bekanntschaft veröffentlichten „Réflexions philosophiques sur le plaisir“ (Paris 1783) nennt er Rétif den „größten Schilderer des Jahrhunderts“. Als die Journalisten Royou und Geoffroy in der „Année littéraire“ (1787 Nr. 16) Rétifs „Paysan-Paysanne pervertis“ abfällig beurteilt hatten, schrieb ihm Grimod entrüstet: „Es sind Liliputaner, die dem Herkules den Krieg erklären, der Bergriese braucht sich nur zu schütteln, um dieses Heer von jämmerlichen Knirpsen zu vernichten. Schütteln Sie sich, und es wird nicht weiter die Rede davon sein!“ Rétif genoß natürlich dieses übertriebene Lob etwa so, wie sein Spender einen kulinarischen Leckerbissen.

Kurze Zeit nach Anknüpfung der Bekanntschaft mit Rétif veranstaltete Grimod de la Reynière als Totenfeier für die eben verstorbene Mlle. Quinault jenes berühmte Souper, das ungeheures Aufsehen erregte und lange Zeit das Tagesgespräch in den vornehmen Kreisen und am königlichen Hofe bildete. Es fand am 1. Februar 1783 in dem an den Champs Elysées, Ecke Place de la Concorde und Rue Boissy d'Anglas gelegenen, noch heute als Klubhaus der „Union artistique" existierenden Hotel seines Vaters statt. 22 Gäste waren dazu eingeladen, unter ihnen zwei als Männer verkleidete Frauen. Es waren ausschließlich Schriftsteller und Advokaten. Der jüngere Grimod übte selbst den Beruf eines Advokaten aus. Der Saal war schwarz dekoriert, von Tausenden von Kerzen feenhaft erleuchtet. In der Mitte der Tafel befand sich ein schwarzer, mit Silber bestickter Katafalk. Die Küchenjungen erschienen in weißen Hemden, zwei Flötenspieler marschierten vor den aufgetragenen Gerichten, man trocknete sich die Hände in den — Haaren einer großen Zahl schöner Mädchen in römischer Tracht. Beim Dessert wurden 300 geladene Zuschauer in den Saal gelassen, die von einer Galerie aus das seltsame Schauspiel betrachten durften.

Nach mehreren Jahren ließ sich Grimod de la Reynière auf vielfaches Verlangen dazu bewegen, eine Art von Wiederholung dieses Soupers zu veranstalten. Dieses zweite, noch glänzendere Abendessen, fand, wie aus Rétifs Tagebuch (Inscr. S. 177) hervorgeht — die Zeitangabe im „Monsieur Nicolas" (XI, 68) ist irrtümlich — am 9. März 1786 statt. Dieses Mal gehörte Rétif zu den 28 Gästen,

und er hat uns im „Monsieur Nicolas" und im 13. Bande der „Nuits de Paris" eine sehr interessante Schilderung dieser Nachahmung der „Coena Trimalchionis" gegeben. Der Einladungsbrief Grimods ist ebenfalls im 19. Bande der „Contemporaines" abgedruckt. Vor allem wird dieses berühmte Souper durch ein bis auf die geringsten Einzelheiten getreues Bild in den „Nuits de Paris" (am Anfange des Bd. XIII, Paris 1789) veranschaulicht. Da sieht man die 28 Gäste an einer kreisrunden Tafel sitzen, Rétif allein mit Kopfbedeckung (seinem bekannten breitkrempigen Hute) — auch dies ist aus Briefen bezeugt — zwischen Mercier und einem der Brüder Trudaine, ferner erkennt man die Dichter de Fontanes und Marie Joseph Chenier. Es ist der Augenblick, in dem Grimod de la Reynière die Prozession der das erste Gericht servierenden Lakaien um den Tisch in feierlicher Weise herumführt. Ein Herold mit einer Lanze schreitet ihm voran. Grimod ist in schwarzer Tracht, die rechte Hand ist in der Hosentasche, die linke unter der Weste verborgen. Angeblich sollte er mit verkrüppelten Händen geboren worden sein, die man später durch künstliche ersetzt hatte. Drei über der Tafel hängende prachtvolle Kronleuchter erhellen das Gemach, an den Wänden sieht man zahllose andere Lampions.

Doch hören wir Rétifs genauere Schilderung, wobei wir diejenige im „Monsieur Nicolas" (XI, 68 bis 70) mit derjenigen in den „Nuits de Paris" (XIII, 2928 bis 2932) kombinieren:

„Wir kamen um 2 Uhr nachmittags an, und zunächst wurde das Dejeuner aufgetragen, allerlei Leckereien, die nur

den Appetit nach einer substantielleren Nahrung erwecken sollten. Von 5—7 Uhr ließ man uns dann durch den Italiener Catanio physikalische Experimente, alle die erstaunlichen Phänomene der Elektrizität, vorführen. Dann folgte bis 8 Uhr ein hervorragend ausgeführtes chinesisches Schattenspiel.

Um 8 Uhr trug man die Suppe auf. Denn es mußte ganz genau das erste Souper (von 1783) nachgeahmt werden, das zugleich auch ein Diner war, eine wahre „coena Trimalchionis" des Petron, nur daß das französische Gastmahl mit unendlich mehr Geschmack veranstaltet wurde als einst das römische.

Auf die Suppe folgten 28 verschiedene Gerichte. Alle wurden mit großem Zeremoniell hereingetragen unter Vorantritt von zwei Flötenbläsern und einem Zeremonienmeister, der eine Lanze im Takte aufstieß. Junge bartlose Männer in einer Art von weißem Chorhemde schritten vor und neben der Schüssel. Zwei Mädchen von gleichem Wuchse nahmen die leeren Schüsseln wieder in Empfang. Es folgte der Vorschneider — das war der Gastgeber selbst — dessen hohe Gestalt alle anderen überragte. So ging man dreimal um die Tafel herum. Beim dritten Male wurden die ungeheuren silbernen Schüsseln vom Zeremonienmeister auf die Tafel gesetzt. Der Saal wurde durch 365 Kerzen erleuchtet, entsprechend der Zahl der Jahrestage. Die Gäste wurden mit Wohlgerüchen besprengt, und die Haare von Mädchen dienten, wie bei den Römern dazu, um die fettig gewordenen Hände darin abzutrocknen. Die Speisen waren delikat und sehr mannigfaltig. Das Dessert war herrlich und zur Plünderung bestimmt, die sich aber in sehr ruhiger Form vollzog.

Nach dem Souper umarmte der Gastgeber jeden Gast in herzlicher Weise. Die Unterhaltung wurde sehr lebhaft. Man sprach über literarische Gegenstände, und der Hausherr las einige Abschnitte aus seiner „Lorgnette philosophique" vor, die soeben erschienen war.

Um Mitternacht war das Ganze zu Ende. Ich bin weit davon entfernt, dieses Gastmahl als ein sehr deliziöses zu betrachten. Es war nur etwas ganz Außerordentliches. Seitdem hatten wir andere, deren Reiz noch heute nachwirkt.

Dieser intime Reiz, den Rétif hier bei dem großen Diner vermißte, haftete den Dejeuners an, zu denen der jüngere La Reynière seine Bekannten einlud. Da gab es nur Milchkaffee, Tee und Butterbrote mit Anchovis. Sie fingen um 11 Uhr vormittags an und endigten um 4 Uhr mit einem Lendenbraten oder einer Hammelkeule von 15 bis 18 Pfund. Man trank beim Braten nur Apfelwein. Die Unterhaltung war ziemlich frei, jedoch nicht obszön. Jeder konnte mitbringen, wen er wollte, zwei, drei oder vier Personen. Da der Kaffee sehr schwach war, konnte man ohne Schaden viel davon trinken. Durchschnittlich trank jeder 22 Tassen! Kaffee und Milch kamen — das erinnert an unsere Automatenrestaurants — heiß aus Röhren, die man durch Umdrehen eines Hahnes öffnete. Die Unterhaltung betraf alle möglichen Gegenstände. Man las auch Manuskripte vor, die Dichter rezitierten ihre Verse, die Dramatiker deklamierten ihre Stücke. Es war, wie Rétif sagt, ein „wahres Museum". Man lachte bis zu Tränen über Fardeaus Epigramme, die niemanden verletzten, und man hörte mit Entzücken die ersten Gesänge einer hübschen Dichtung von Pons de Verdun. Dabei knüpfte man eine Menge von angenehmen Bekanntschaften an (M. N. XI, 168—169).

An dem Souper vom 9. März 1786 nahm auch der Künstler Aze teil, der später Rétif einen Teil der Kupfer zu den „Parisiennes" lieferte. Dieser Aze, ein sehr vielseitiger Mann, dazu Vater von 20 Kindern, war die rechte Hand Grimods in allen gesellschaftlichen Angelegenheiten. Dieser tat nichts, ohne ihn vorher zu befragen oder wenigstens ein

dickes Manuskript in vier Quartbänden, betitelt: „Règlement de M. Aze" zu Rate zu ziehen. Aze empfing bei den Diners im Hause La Reynière die Gäste am Eingange und machte in feierlich schwarzer Tracht für den Gastgeber die Honneurs.[1])

Grimod de la Reynière war vielleicht der einzige, der an Rétifs origineller Idee der Spaziergänge auf der Insel Saint-Louis und den Steininschriften Gefallen fand. Er begleitete häufig seinen Freund auf diesen Wanderungen, bald waren ihm alle Vergnügungen von Paris nichts gegen diesen „philosophischen Aufenthalt". Auch machte er die Beobachtung, daß Rétif auf seiner geliebten Insel zehnmal so offen, vertrauensvoll und liebenswürdig sei als anderswo. Mit dem größten Interesse betrachtete er die alten Inschriften von der Hand seines Freundes und feierte mit ihm die Gedenktage seines Lebens, denen sie bald diejenigen ihrer Freundschaft hinzufügten. (Vgl. Inscripc. S. 294.)

Leider führten unliebsame Angelegenheiten Grimods eine längere Trennung herbei. Grimod liebte leidenschaftlich seine Cousine, Fräulein Angélique de Bessy. Da die Familie gegen die Heirat war, hatte man sie mit einem gewissen Mitoire verheiratet. Die Folge war, daß Grimod, um seine „himmlische Cousine" zu vergessen, die tollsten Extravaganzen beging, sich eine Maitresse hielt und so seinen Verwandten den Wunsch eingab, ihn für einige Zeit aus Paris zu entfernen. Willkommenen

---

[1]) Vgl. über Aze und sein famoses Reglement: Desnoiresterres, Grimod de la Reynière etc. S. 68—72.

Anlaß dazu bot ein von Grimod gegen den Marquis de la Salle veröffentlichtes Pamphlet. Infolge einer „lettre de cachet“ wurde der Verfasser 1786 für längere Zeit nach Domèvre in Lothringen in die Verbannung geschickt. Von hier aus unterhielt Grimod de la Reynière in den Jahren 1787 und 1788 einen sehr regen Briefwechsel mit Rétif, der im „Drame de la vie“ (S. 1258—1344) und in der zweiten Ausgabe der „Contemporaines“ (am Ende von Bd. 27—30) abgedruckt ist. Auch später, in den Jahren 1789 und 1790, während einer Schweizerreise Grimods wurde diese Korrespondenz fortgesetzt. Freilich war die beginnende Revolution Ursache eines Erkaltens der innigen Freundschaft. Denn Rétif wandelte sich unter dem Drucke der Verhältnisse zu einem radikalen Republikaner um, Grimod war zwar ein liberaler Anhänger weiser und gemäßigter Reformen, aber ein entschlossener Gegner der Demokratie. In einem Brief vom 15. August 1790 sprach er nach der Lektüre des 15. Bandes der „Nuits de Paris“ Rétif seine schärfste Mißbilligung über die darin sich findende Verherrlichung der „exécrable révolution“ aus. Und bald war sein früher so vergöttertes Idol in seinen Augen nur noch ein Septembermann und Terrorist. So konnte Rétif bereits im 16. Bande der „Nuits de Paris“ (S. 312) La Reynière für seinen Feind erklären, und er spielte dem einstigen Freunde einen schlimmen Streich, indem er seinen Briefwechsel mit ihm veröffentlichte und dadurch eine Anklage Grimods bei dem Revolutionstribunal und seine Verurteilung zum Tode, freilich nur in contumaciam, herbeiführte. Nach der Revolution erfolgte aber eine

Aussöhnung zwischen den Feinden, wenn auch die alte intime Freundschaft nicht wiederkehrte.[1])

4. Freunde und Feinde.

Im XI. Bande des „Monsieur Nicolas", am Beginne der 9. Epoche, gibt Rétif de la Bretonne ein genaues Verzeichnis der Freunde und Feinde, die er um das Jahr 1785 hatte. Er zählt 26 Freunde und 15 Feinde auf. Es ist bezeichnend, daß die ersteren größtenteils der vornehmen Gesellschaft angehören, die letzteren sich aus Polizeibeamten, Druckern, Journalisten und Kritikern rekrutieren. Einige Namen, die wir noch erwähnen, kommen erst in der späteren Zeit hinzu, wie z. B. der Marquis de Sade, eines der drei „Ungeheuer" im Leben Rétifs.

Der Ende 1775 erschienene „Paysan perverti" hatte Rétif zuerst in der literarischen Welt bekannt gemacht. Aber erst nach dem Erscheinen der 42 Bände der „Contemporaines" in den Jahren 1780 bis 1783 wurde er, wie man zu sagen pflegt, „Mode" und vor allem der Held des Tages in der aristokratischen Gesellschaft. Alle Welt sprach von ihm, aber nur wenige konnten sich rühmen, ihn gesehen zu haben. Besonders die Frauen, als deren leidenschaftlichen Bewunderer er in seinen Werken sich zeigte und die er in den „Contemporaines" so unvergleichlich geschildert hatte, waren höchst begierig, dieses neue Phänomen der zeitgenössischen Literatur kennen zu lernen. Von allen Seiten ergingen Einladungen

---

[1]) Vgl. noch zu diesem Abschnitt das wertvolle Werk von Gustave Desnoiresterres, Grimod de la Reynière et son groupe. Paris 1877.

zu Diners und Soupers an Rétif. In Bd. 19—22 der „Contemporaines“ (2. Ausgabe) hat er eine große Zahl der Einladungsbriefe von Mitgliedern der vornehmen Gesellschaft veröffentlicht. Die meisten wollten ihn natürlich nur als eine neue Sehenswürdigkeit ihren Gästen präsentieren. Rétif nahm nur einige wenige dieser Einladungen an.

So nahm er am 30. Januar 1785 an einem Abendessen beim Herzog von Gèvres, Generalgouverneur von Ile de France teil. Die Gesellschaft war sehr zahlreich, außer dem Herzog und einer schönen deutschen Baronin vom diplomatischen Korps waren die Nichte des Schauspielers Préville und eine schöne Sängerin von der Italienischen Oper, mehrere bekannte Ärzte, unter ihnen der bekannte Guillebert de Préval, ferner der berühmte Goldoni, der Molière Italiens, und Robbé de Beauveset (1714—1794), der nicht weniger bekannte Verfasser erotischer Dichtungen, anwesend, die er bei solchen Gelegenheiten vorzulesen pflegte. Rétif war für diesen Abend der Löwe der Gesellschaft. Er war, was selten vorkam, in ausgezeichneter Stimmung und überraschte und entzückte die Anwesenden durch seine geistreiche Unterhaltung, seine glücklichen Einfälle und Gedankenblitze. Später gestand ihm sein Freund Préval, daß er an diesem Abend „glänzender als Rivarol, dabei gediegener“ gewesen sei. Als Robbé dann sein kühnes Gedicht „Origénisme“, für dessen Nichtveröffentlichung ihm der Herzog von Conti 20000 Livres zahlte, vorgelesen hatte, machte Rétif unter Ausdrücken seiner Bewunderung mit so feinem Verständnis auf einige Schönheiten desselben aufmerksam, daß er selbst bei der

Gesellschaft mehr Beifall als der Verfasser bekam. Besonders die Damen sagten ihm die angenehmsten, schmeichelhaftesten Dinge, wurden sogar zärtlich bis zur Bitte um ein Rendezvous. Als dann gar noch Préval einen der schönsten Briefe aus der „Paysanne pervertie" und Rétif eins seiner dramatischen Stücke vorlasen, da war alles begeistert. Sogar Goldoni applaudierte. Welch glorreicher und glücklicher Abend! Welch eine Genugtuung, in solch erlesenem Kreise gefeiert, bewundert zu werden. (M. N. XI, 82—85; Mes Inscripcions S. 104—105.)

Noch glänzender verlief ein anderes zu Rétifs Ehren veranstaltetes Gastmahl, das sogenannte „Diner der Akademiker von Amiens" am 29. Januar 1787, eine kleine Mystifikation, die sich die Gastgeber, der Herzog von Mailly und der Graf von Gemonville erlaubten, indem sie sich für zwei Akademiker aus Amiens ausgaben, die nur zu dem Zwecke nach Paris gekommen seien, um den berühmten Rétif de la Bretonne zu sehen. Natürlich ließ da Rétif sich nicht zweimal bitten. Er traf bei den beiden „Akademikern" — das Diner fand im Hause des Grafen von Gemonville statt — noch andere Zelebritäten, den Abbé de Fontenay, den Herausgeber der „Affiches de Province", die Schriftsteller Legrand d'Aussy, Baculard d'Arnaud und den berühmten Mercier, den Verfasser des „Tableau de Paris". Die Speisen waren auserlesen. Hier aß Rétif zum ersten Male Austern, ferner gab es delikat zubereitete Rebhühner, Lerchenpasteten und anderes feines Geflügel, als Getränke den besten Bordeaux und perlenden Champagner. „Mir kam der Gedanke," sagt Rétif, „daß der

ehemalige kleine Hirt des „Vallon" an diesem Tage wirklich wie ein König behandelt wurde. Es fehlten ihm nur neun Sinne und — Marie Fouard oder deren Äquivalent, die himmlische Letort oder die hübsche Simar."

Nach dem Diner stellte man die Fauteuils im Halbkreise vor dem Kamin auf und forderte Rétif auf, etwas zum besten zu geben. Er begann darauf sein System der Naturphilosophie („Physique") auseinanderzusetzen. Man hörte ihm voll Spannung zu und spendete am Schluß begeisterten Beifall. Der Graf nannte ihn nur noch „excellent homme", und der Herzog umarmte ihn sogar zweimal. Rétif war auf diese „akademische" Anerkennung besonders stolz, bis er am andern Tage den wahren Sachverhalt erfuhr, zugleich mit der Nachricht, daß man ihn bald wiedersehen wolle und auch die Schwester Gemonvilles, die Prinzessin von Chalais, und ihre Freundin, die Gräfin Argenson, den Wunsch ausgesprochen hätten, ihn kennen zu lernen. Bei diesem zweiten Gastmahl war Rétif sehr lustig und aufgeräumt, besonders den Damen gegenüber, und erzählte einige seiner interessanten Liebesabenteuer, später kam er dann wieder auf seine Naturphilosophie zu sprechen. Nach Tisch machte man einen gemeinschaftlichen Spaziergang zum Palais Royal, wo man einige Originale in Augenschein nahm, u. a. einen ehemaligen Kammerdiener Ludwigs XV., der jetzt die Rolle eines „papa de toutes les filles du Jardin" spielte.

Später wurde Rétif noch einmal, im Februar 1793, beim Grafen Gemonville eingeladen, in Gesellschaft von Mlle. de Saint-Brice, der früheren

Kammerfrau des kleinen Dauphin, des Dichters Delille und des Astronomen Lalande. Die Saint-Brice mußte alle Einzelheiten der Flucht des Königs schildern, an der sie teilgenommen hatte, und Delille machte Rétif viele Komplimente über die Darstellung seines Erlebnisses mit Sara, mit dem Bemerken, daß er selbst genau dasselbe von einer Geliebten erfahren habe.

Noch einmal sollte Rétif das Opfer einer ähnlichen Mystifikation werden, wie beim Grafen Gemonville. Seit 1787 verkehrte er im Hause von Gabriel Senac de Meilhan, dem Intendanten von Valenciennes und bekannten Schriftsteller und wurde öfter von ihm zu Tisch geladen, bei welcher Gelegenheit er u. a. eine eifrige Leserin seiner Schriften, die Marquise de Clermont-Tonnerre kennen lernte, die sich besonders für die Sara Debée interessierte. (Inscr. 224, M. N. XI, 151.) Im November 1789, nach einer Sitzung der Nationalversammlung, fand wieder einmal ein großes Diner bei Senac de Meilhan statt. Außer Rétif waren anwesend: eine große Amazone von männlichen Allüren, die man ihm als eine Mlle. Denis, eine Tuchhändlerin aus Cambrai, vorstellte, eine andere mehr zurückhaltende Dame, ein kleiner, sehr elegant und sauber gekleideter Mann, der aussah wie Jean Jacques, ein hübscher Jüngling von 20 bis 25 Jahren, ein etwas lahmer Mann, einer mit einem sehr offenen, angenehmen Gesicht und ein tauber Schauspieler, der lustige Geschichten erzählte. Es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung, deren Mittelpunkt Rétif war, der besonders von der Amazone und dem Elegant mit der weißen Wäsche mit Beschlag belegt wurde

und über Einzelheiten seines „Paysan perverti" Auskunft geben mußte.

Am nächsten Tage erhielt er folgenden Brief des Herrn von Meilhan:

„Fräulein Denis, die „Tuchhändlerin", ist die Herzogin von Luynes, die andere Dame die Gräfin von Laval, der Herr, der Sie mit so viel Interesse über den „Paysan perverti" ausgeforscht hat, ist der Vicomte de Laval, der schöne Jüngling der Herzog von Montmorency, der etwas lahme und sarkastische Mann der Bischof von Autun, Talleyrand (der später so berühmte Diplomat), der Elegant mit der weißen Wäsche der Abbé Siéyès! Die Persönlichkeit des Tauben haben Sie erraten. Diese ganze Gesellschaft kam nur Ihretwegen. Man hatte mich gebeten, Sie einzuladen."

Gleichzeitig mit diesem Briefe erhielt der Erstaunte sämtliche politischen Werke des Abbé Siéyès, und die Herzogin von Luynes machte ihm sogar nach drei Wochen einen Besuch, den sie in der Folgezeit öfter wiederholte, zuletzt am 27. Juli 1793. (M. N. XI, 151—154.)

Ein langjähriger, getreuer Freund und Gönner Rétifs war Charles Gaspard, Vicomte de Toustain-Richebourg, Dichter und Geschichtschreiber, der in seiner Eigenschaft als Zensor Rétifs Bücher sehr wohlwollend beurteilte, während ein anderer Zensor, der Abbé Terrasson, vieles nicht durchgehen ließ. Bei Toustain-Richebourg war Rétif unzählige Male ein stets willkommener Gast, es waren mehr intime Diners, bei denen die beiden sich meist über ihre Schriften unter-

hielten, wie z. B. aus einem Einladungsschreiben für den 30. Juli 1785 hervorgeht. (Inscripc. 117.)

Dieser Verkehr in den Häusern der Aristokratie und die ihm von so vielen vornehmen Männern bewiesene Freundschaft brachte Rétif auch in mannigfaltige Beziehungen zu den literarischen Celebritäten der Zeit. Mit einigen derselben verband ihn bald innige Freundschaft, auch sie luden ihn häufig zu Tische und leisteten ihm in literarischer und gesellschaftlicher Beziehung große Dienste.

Einer seiner ältesten Freunde war der Zensor Pidansat de Mairobert, der berühmte Verfasser der vier ersten Bände des „Espion anglais“. Er hatte die Bekanntschaft Rétifs bei der dritten Ausgabe des „Pied de Fanchette“ gemacht, ließ alle seine weiteren Schriften ohne Schwierigkeit passieren und war ihm in jeder Weise behilflich, auch mit Geldunterstützungen. Er endete schon 1779 durch Selbstmord und wurde von Rétif aufrichtig betrauert. (M. N. X, 240; XI, 64; Inscr. 180.)

Von einem noch früheren Bekannten, dem berüchtigten Scharlatan, Dr. Guillebert de Préval, wird weiter unten die Rede sein.

Als aufrichtige, treue Freunde bewährten sich Rétif zwei höchst angesehene Schriftsteller: Beaumarchais und Mercier. Den ersteren bezeichnet Rétif selbst als den „berühmtesten Mann“, den er jemals kennen gelernt habe. Schon im Jahre 1778 schlug ihm Beaumarchais vor, in seiner Druckerei in Kehl Faktor zu werden, dort sollte gerade die schöne Ausgabe des Voltaire gedruckt werden. Rétif konnte das Anerbieten nicht an-

nehmen. Seitdem hatte er stets einige Beziehungen mit dem berühmten Manne gehabt. Beaumarchais leistete ihm z. B. im Jahre 1780 in einem gegen ihn wegen einer allzu realistischen Darstellung einer noch lebenden Person angestrengten Prozesse gute Dienste und schrieb ihm, daß seine Tür ihm jederzeit offenstehe. In den Jahren 1785 und 1786 dinierte Rétif oft im Hause des Beaumarchais, worüber er in seinem Tagebuche öfter berichtet (z. B. Inspripc. S. 118, 188—189, 191). Rétif berichtet uns im „Monsieur Nicolas" (XI, 164) von einem eigenartigen Tischgespräch während eines solchen Diners bei Beaumarchais. Eine Dame erzählte die Geschichte vom Furor eroticus eines — Affen. Sie war die Heldin dieser Geschichte. „Aussi elle mettait de l'action dans le récit". Man diskutierte dann sehr lange über diese Tatsache der geschlechtlichen Neigung eines Affen zu einem menschlichen Weibe. — Bei diesen Zusammenkünften machte Rétif auch die Bekanntschaft von Madame de Villers, der Geliebten des Beaumarchais und von dessen reizendem Töchterchen Eugenie, die er ganz besonders in sein Herz schloß.

Die freundschaftlichen Beziehungen Rétifs zu Beaumarchais wurden durch des letzteren Verbannung auf drei Jahre unterbrochen, aber nach seiner Rückkehr in der alten Weise wieder aufgenommen. In einem Briefe vom 7. Frimaire des Jahres 5 (1797) an Rétif klagt Beaumarchais über den Verlust seines Vermögens, der es ihm jetzt unmöglich mache, seinen Freunden aus der Not zu helfen. Der interessante Brief ist im M. N. (XI, 65) abgedruckt. Auch im fünften Teile des „Drame de

la Vie" finden sich noch einige weitere Mitteilungen über die Beziehungen zwischen Rétif und Beaumarchais.

Einer der eifrigsten und begeistertsten Bewunderer von Rétif war Sebastian Mercier, der bekannte Verfasser des „Tableau de Paris", in dem er sich auch sehr beifällig über Rétifs „Paysan perverti" ausgesprochen hatte, was Rétif ihm mit einem enthusiastischen Lob des ersteren Werkes in seinen „Nuits de Paris" vergalt (S. 2900ff.). Jenes beifällige Urteil über den „Paysan" erfreute Rétif um so mehr, als Mercier damals den Verfasser noch nicht persönlich kannte. Er schrieb ihm im August 1782 einen Dankbrief, den Mercier unter dem 31. dieses Monats beantwortete, mit der Versicherung, daß Rétifs Name hauptsächlich in der Schweiz bereits den allerbesten Klang als eines der großen zeitgenössischen Schriftsteller habe. Zugleich forderte er ihn auf, ihn auf seinem Landsitze zu besuchen. Diesen ersten Besuch zählt Rétif zu den glücklichsten Ereignissen seines Lebens ... Es war eine „himmlische Reise, ein reizendes Landhaus inmitten blühender Gärten, in der Ferne die wogenden Felder, die angenehmste Gesellschaft", und bei Mercier eine zweite „sanfte, naive, unschuldige, aber später ebenso treulose Sara" (M. N. XI, 168).

Hieraus entwickelte sich dann ein lebhafter Verkehr und Briefwechsel zwischen Rétif und Mercier. Mercier ist wohl derjenige, der am lautesten, nachdrücklichsten und erfolgreichsten den Ruhm seines neuen Freundes verkündet hat, in Zeitschriften, z. B. im „Journal de Neufchâtel", in Briefen,

in der Gesellschaft, gegenüber der Pariser Akademie usw. Auch war er allezeit gütig gegen seinen anspruchsvollen Freund, er schenkte ihm sehr häufig Theaterbilletts (Inscripc. 192—193), lud ihn oft zu Tische (ibidem S. 213—214, 264) und ließ es an nichts fehlen, um dem „großen Maler der nationalen Sitten", dem ideenreichen Schriftsteller seine Bewunderung und Freundschaft auszudrücken. Im Jahre 1796 machte er sogar den schon damals genau wie heute aussichtslosen Versuch, einem Schriftsteller von der Art Rétifs, also einem „Naturalisten" vom reinsten Wasser Aufnahme in die französische Akademie zu verschaffen. Rétif erhielt nur eine Stimme, die Merciers! Der Undankbare ließ letzteren seine Niederlage entgelten und zog sich schmollend von ihm zurück. Ja, er veröffentlichte sogar im „Journal de Paris" bittere, hämische Angriffe gegen seinen einstigen Freund und Wohltäter. Cubières-Palmézeaux hat in seiner Biographie Rétifs diese unangenehme Episode geschildert (bei Lacroix a. a. O. S. 60—62). Er war es auch, der nach einigen Jahren, als sie alle drei sich bei einem Spaziergange zufällig trafen, eine Versöhnung zwischen ihnen herbeiführte.[1])

Im Jahre 1788 machte Rétif die Bekanntschaft des Bürgers Arthaud aus Lyon, eines sehr unterrichteten und philosophisch gebildeten Mannes. Sie dinierten im Anfange der Revolution öfter zusammen

[1]) Vgl. die ausführliche Schilderung der Beziehungen zwischen Mercier und Rétif in dem neuen Buche von Léon Béclard, Sébastien Mercier. Sa vie, son oeuvre, son temps. D'après des documents inédits. Paris 1903, Bd. I, S. 724—742.

in einem Restaurant des Tuileriengartens, mit Mercier und einigen anderen Bekannten. Ein Jahr später hatte dieser Arthaud auch eine „Sara" und schrieb Rétif darüber. Er hielt diese Geliebte für eine Nachkommin der Stuarts. Später, 1792, unterstützte er den in Not geratenen Rétif sehr freigebig (M. N. XI, 165—166).

Noch eine ganze Schar von „Rétif-Enthusiasten" ließe sich hier anführen, wir begnügen uns mit der Aufzählung der markantesten Persönlichkeiten. Da ist zuerst der unermüdlich für ihn tätige Marlin aus Dijon, der in Rétifs Schriften unter dem Pseudonym „Milran" oder „Milpourmil" figuriert, Romanschriftsteller und Historiker. Rétif brachte es fertig, eine Zeitlang selbst diesen geradezu fanatischen Bewunderer sich zu entfremden, indem er nach dem Heineschen Worte: „Und wenn du meine Verse nicht lobst, laß' ich mich von dir scheiden", nach einer kritischen Bemerkung Marlins über einige Novellen aus den „Contemporaines" und über die „Femme infidèle" die Beziehungen zu ihm kurzerhand abbrach. Der treue Marlin fuhr trotzdem fort, dem großen Naturalisten Rétif und dem ersten Apostel der Arbeit, wie er sich ausdrückt, seine Bewunderung zu bezeugen, und machte wiederholte Versuche einer Aussöhnung, die dann schließlich auch von Erfolg begleitet waren.

Unter den übrigen „Restifomanen" verdienen eine Erwähnung: Griset oder Grisel aus Rouen, der Rétif nach der Lektüre des „Paysan perverti" um Übersendung seines Bildnisses bat und seine „tiefste Verehrung für den wahren Philosophen der Menschheit ausdrückte" (Inscr. 134), der Advokat

Marandon aus Bordeaux, der Verfasser des folgenden, seine übertriebene Bewunderung bezeichnend zum Ausdruck bringenden Vierzeilers unter dem bekannten von Binet gezeichneten, von Berthet gestochenen, zuerst im „Drame de la vie" veröffentlichten Porträt Rétifs:

Son esprit libre et fier, sans guide, sans modèle,
Même alors qu'il s'égare étonne ses rivaux;
Amant de la nature, il lui dut ses pinceaux,
Et fut simple, inégal et sublime comme elle,

ferner ein anderer Advokat, der Genfer Mallet, der Rétif mit Rousseau verglich, Dr. Monet, der Arzt des Grafen von Artois, für den Rétif der „große Mensch" schlechthin war (Inscr. 8, 161), Dutartre de la Bourdonné, auf den weder Richardsons „Pamela" und „Clarissa", noch Rousseaus „Neue Heloïse", sondern einzig und allein Rétifs „Paysan" Eindruck machten, und der Rétif mit seiner herrlichen Gemäldesammlung bekannt machte, und als ein moderner Pygmalion ihm auch allmählich zum Leben erwachende Galatheen vorführte (M. N. 175—178), endlich der General Belair, mit dem Rétif seit 1793 näher bekannt wurde und bei dem er die letzten schönen Diners mitmachte.

Gleich Schopenhauer unterhielt auch Rétif mit allen diesen Anhängern und Verehrern einen Briefwechsel, den er zum Teil selbst in verschiedenen Schriften, namentlich in den „Contemporaines", alsbald veröffentlichte.

Von großem Interesse sind Rétifs Beziehungen zu vornehmen Frauen der Aristokratie und der literarischen Welt. Er ist ja im allgemeinen in seinen Schriften auf die „femmes savantes" nicht besonders

gut zu sprechen. Einmal meint er sogar, daß die ganze Weisheit einer Frau nicht so viel wert sei wie die Narrheit eines Mannes. Im Leben aber ließ er sich von diesen Damen sehr gern den Hof machen und betrachtete diese literarischen Liaisons rein platonischer Natur als eine angenehme Zugabe zu seinen zahlreichen Liebesabenteuern, bei denen das Geistige Nebensache war.

Eine seiner frühesten literarischen Freundinnen war die Präsidentin d'Ormoy, ein Blaustrumpf im schlimmsten Sinne des Wortes, seitdem sie als „Laurilla" Mitglied der „arkadischen Akademie" in Rom geworden war. Rousseau teilt im zweiten Kapitel seiner „Rêveries d'un promeneur solitaire" allerlei kuriose Details über diese von der literarischen Tarantel gestochene Dame mit. Ihr Salon stand allen Schriftstellern offen. Rétif fand erst Zutritt, als er selbst berühmt geworden war. Vorher hatte er aber schon die Korrektur ihrer Romane lesen dürfen. Ihre Tochter, die ebenfalls zweifelhaften literarischen Neigungen huldigte und den Dichter Mérard de Saint-Just geheiratet hatte, verbannte nach dem im Jahre 1791 erfolgten Tode der Mutter den schlecht gekleideten und als allzu krassen Naturalisten übel verrufenen Rétif aus ihren Salons. (Lacroix a. a. O. S. 24—25.)

Der Beziehungen Rétifs zu Mlle. de Saint-Léger ist schon oben gedacht worden; zeitlich früher wohl noch sind diejenigen zur Baronin von Montanclos, der Verfasserin von Gedichten und Theaterstücken, zu deren glänzendem Salon auch Rétif Zutritt fand. Cubières erzählt, daß auf Rétifs dringende Bitten Mercier ihn einmal so-

gar zu der berühmten Madame de Staël mitnahm, und daß Rétif über diesen Besuch mit „Bewunderung, Liebe und Enthusiasmus" sprach (Cubières bei Lacroix, S. 26—27). Er mußte in diesen Salons aus seinen Büchern vorlesen, und die Damen der Aristokratie gehörten bald zu seinen eifrigen Leserinnen. So schrieb ihm die Gräfin Rivarol nach der Lektüre der „Paysanne pervertie" einen überaus schmeichelhaften Brief (Inscr. 133).

In den „Nuits de Paris" spielen besonders zwei Frauen eine große Rolle, die eine ist die Marquise de Montalembert, die andere Madame Châtel.

Die Bekanntschaft der Marquise Marie de Montalembert machte Rétif laut Notiz in seinem Tagebuche am 30. April 1784 bei einem Souper bei Le Pelletier de Morfontaine (Inscr. 86). Er sah sie überhaupt nur dieses einzige Mal, wo sie ihm so viele Liebenswürdigkeiten erwies, daß er sich in sie verliebte. Sie beschäftigte unaufhörlich seine Gedanken, und alle diese von ihr ausgehenden „Suggestionen" sind in den „Nuits de Paris" als wirkliche Erlebnisse dargestellt (M. N. XI, 81). Sie wurde als Marquise de M*** seine „Muse", die Heldin der „Nuits de Paris". In der „Année des dames nationales" (Bd. V, S. 1312) hat er ihre anziehende Persönlichkeit sehr begeistert geschildert.

Eine andere „ungenannte Heldin" der „Nuits de Paris" ist Madame Châtel, eine jansenistische Retterin gefallener Mädchen, die sich auch für Rétifs ähnliche Bestrebungen lebhaft interessierte (M. N. XI, 158—160).

Wir haben die mannigfaltigen Gründe kennen gelernt, aus denen sich Angehörige der höheren Gesellschaft, Schriftsteller und Aristokraten, zu einer so originellen Persönlichkeit wie der Rétifs hingezogen fühlten und ihm dauernde Freundschaft entgegenbrachten. Der ursprüngliche Charakter, der kühne Realist besaß in der Tat für manche, selbst feiner organisierte Naturen, etwas Anziehendes, Interessantes. Auf der andern Seite aber war die Art von Rétifs schriftstellerischer Tätigkeit ganz danach angetan, ihm eine Menge von persönlichen Feinden zu schaffen, die ihm zeitweilig das Leben arg verbitterten.

Wohl kein Schriftsteller hat so rücksichtslos wie Rétif seine Feder zu Enthüllungen wirklich geschehener intimer Vorgänge im Leben seiner Mitmenschen benutzt. Was er sah und hörte, was um ihn geschah, schrieb er sofort nieder und — veröffentlichte es! Namentlich in den „Contemporaines" findet man hierfür die krassesten Beispiele. Er schildert z. B. die intimsten häuslichen Verhältnisse in den Straßen La Harpe und Saint-Jacques, berichtet genaue Einzelheiten über die Untreue eines Gatten, die geheimen Liebschaften der Frau, die erotischen Begierden der Tochter, druckt wörtlich galante Briefe ab, die ihm in die Hände gefallen sind, ohne eine Erlaubnis dazu eingeholt zu haben. Wenn er auch die Personen unter anderem Namen einführt, so waren sie oft so deutlich geschildert, daß die ganze Nachbarschaft sie erkennen konnte. Ja, bisweilen ging Rétif so weit, die Namen von Frauen, deren Reize er sehr offenherzig schildert, ruhig stehen zu lassen! Cubières berichtet,

daß Streitigkeiten, Prozesse und Ehescheidungen eine regelmäßige Folge dieser dreisten Enthüllungen waren (Lacroix S. 59). Da ferner Rétif auch das Publikum zur Mitarbeit an seinen Schriften aufforderte und von ihm geeignete „Stoffe“ und Erlebnisse zur literarischen Verwertung erbat, so kann man sich denken, welche neue ergiebige Quelle von Unzuträglichkeiten durch reichlich dargebotenen Klatsch und Verleumdung hier eröffnet wurde. Kein Wunder, daß der rücksichtslose Naturalist, der die Wahrheitsliebe bis zum Fanatismus übertrieb, mit dem jedesmaligen Erscheinen eines neuen Bandes die Zahl seiner Feinde vermehrte. Nach seiner eigenen Erklärung hatten ihm zeitweilig mehr als 200 Personen den Tod geschworen (Lacroix 58). So begegnete er im Jahre 1781 bei seinem Freunde Bultel-Dumont einem Herrn de Beauregard, der sich in einer Novelle der „Contemporaines“ allzu drastisch geschildert glaubte und nur mit Mühe von den Anwesenden daran verhindert wurde, sich tätlich an Rétif zu vergreifen.

Unter dieser großen Zahl der persönlichen Feinde Rétifs befinden sich auch zwei bekanntere Namen: Nougaret und der Marquis de Sade.

Nougaret, der einstige Freund, hatte sich später, wohl hauptsächlich aus literarischem Neide, in einen erbitterten Gegner Rétifs umgewandelt, der öffentlich gegen ihn schrieb und noch mehr heimlich alle Welt gegen ihn aufhetzte. Rétif richtete schließlich im November 1786 einen offenen Absagebrief an ihn (Inscr. 258—260). Einmal trafen sie sich in Gegenwart des Schauspielers Favart bei einem Buchhändler, wo Nougaret von beiden

Männern mit offenkundiger Verachtung behandelt wurde (Inscr. 259—260). Außerdem rächte Rétif sich noch auf andere Weise an Nougaret, indem er ihn als „Négret“ im „Paysan“ und als „Régret“ in den Contemporaines gebührend charakterisierte (M.N.XI,72). Und für den 14. Band der „Nuits de Paris“ trug er sich gar mit dem Plane einer heftigen Satire gegen Nougaret, den er unter dem Namen „Nihil“ anklagt, gegen seine eigene 16jährige Tochter sich vergangen zu haben (Lacroix 260).

Zu den persönlichen Feinden Rétifs scheint allem Anschein nach auch der Marquis de Sade gehört zu haben. Dies läßt sich schon aus der Bezeichnung „monstre“ schließen, mit der Rétif, wie wir sahen, die drei Individuen belegte, die ihm persönlich am meisten zu nahe getreten waren. Mit Recht vermutet Lacroix, der den Beziehungen zwischen dem „divin marquis“ und Rétif eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat (vgl. seine Bibliographie S. 416—424), daß die Äußerungen eines leidenschaftlichen Hasses gegen de Sade unmöglich auf bloße literarische Antipathien zurückgeführt werden können. Wenn auch Rétif öfter seinen Abscheu vor den spezifisch „sadistischen“ Elementen in der Schriftstellerei des berüchtigten Verfassers der „Justine“ ausspricht, so erklärt dies nicht die persönliche Gehässigkeit, mit der er überall de Sade verfolgte. Welche spezielle Ursache dieselbe hatte, ist nicht bekannt. Lacroix meint, daß Rétif beim Sammeln des Materials für seinen „Pornographe“ in irgendeinem Bordelle mit dem Marquis de Sade, der damals, Ende der 60er Jahre, die

Pariser „mauvais lieux" unsicher machte, ein Renkontre gehabt habe. Wahrscheinlicher ist, daß die persönlichen Beziehungen zwischen beiden erst in der Revolutionszeit begannen, wo der aus dem Gefängnisse befreite Marquis wieder anfing, eine gewisse Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Damals muß es dann wohl zu einem Bruche gekommen sein, der die heftige Feindschaft zur Folge hatte, der wir außer verschiedenen Schilderungen der Monstrositäten de Sades (hauptsächlich in den „Nuits de Paris") auch die „Anti-Justine" verdanken, das berüchtigte „Gegengift" gegen die „Justine".

Daß es vor diesem Bruche eine Zeit gab, in der Rétif mit de Sade auf ziemlich intimem Fuße stand, beweisen seine in meinen „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade" (Berlin 1904, S. 384ff.) mitgeteilten Äußerungen über die berüchtigte „Théorie du Libertinage" des Marquis de Sade, die dieser Rétif im Manuskript zu lesen gab. Der Haupttitel dieses Bordellromans wurde später etwas verändert und lautete „L'école du libertinage". (Vgl. auch M. N. XI, 207—208).

Endlich ist noch einer besonderen Klasse von Feinden Rétifs zu gedenken, der literarischen Kritiker, die bereits damals genau so in den großen Journalen die öffentliche Meinung zu beeinflussen verstanden wie heutzutage. Besonders schmerzlich war es Rétif, daß der berühmte La Harpe, das Haupt der zeitgenössischen Kritik, Rétifs schriftstellerische Leistungen sehr abfällig beurteilte und in der ersten Nummer des „Mercure de France" von 1777 den „Paysan" und die „École des Pères" böse mitnahm. Hierfür läßt ihm Rétif im „Mon-

sieur Nicolas" (XI, 79—80) eine scharfe Abfertigung zuteil werden.

Ein anderer scharfer Kritiker von Ruf war Fréron. Er gab in seiner Zeitschrift „L'année littéraire" Analysen von mehreren Schriften Rétifs, wie dem „Paysan", der „Prévention nationale" usw., die alle mit einem sehr ungünstigen Urteile über den Wert derselben schlossen (vgl. Inscripc. 101, 132, 295). Die Anhänger Frérons, die „Fréronistes", bliesen in dasselbe Horn, zu ihnen gehörten Royoux, Geoffroy, Terrin u. a. (M. N. XI, 78), und Rétif seinerseits füllt in den „Contemporaines" ganze Seiten mit den Polemiken gegen diese „sous-feuillistes", diese „feilen Automaten" und „literarischen Insekten".

5. Letzte Liebe.

Es scheint, als ob Rétif in dieser leidenschaftlichen Anteilnahme an den literarischen Kämpfen seiner Zeit einen Ersatz gesucht habe für den durch das Erlebnis mit Sara verloren gegangenen Glauben an die Liebe. Als daher noch einmal, im Jahre 1786, eine anziehende Frauengestalt ihm für kurze Zeit nahe trat und ihm das Glück einer letzten Herzensneigung verhieß, da war er von vornherein skeptisch. Die Leidenschaft triumphierte nicht wieder über den Verstand. Sie war deshalb nicht minder heftig. Diejenige, der er dieses „letzte große Abenteuer" verdankte, hieß Félicité Mesnager und war die Schwester eines höheren Beamten. Im „Monsieur Nicolas" nennt Rétif sie „Félicitette Prodiguer". Er machte ihre Bekanntschaft im Hause des Chevaliers de Saint-Mars („Saint-Sarm" im

M. N.), wo er seit Anfang 1786 ein gern gesehener Gast war. Rétif, der in Begleitung seiner beiden Töchter erschienen war, war überrascht von der Anmut und Liebenswürdigkeit der jungen Dame. Sie scherzte mit den beiden anderen Mädchen und dem Chevalier, einem schönen alten Manne: Anakreon, der mit den Grazien spielte! Nach Tisch plauderte Rétif mit Félicitette, die ihre beiden reizenden Füßchen vor dem Kamine wärmte. Sie sagten sich gegenseitig die größten Schmeicheleien. Und dieses „Gift der Schmeichelei machte Félicitette koketter, Rétif zuversichtlicher". Er spielte den Schwerenöter und glaubte einen Augenblick wirklich, daß er noch imstande sei, einem Mädchen wahre Liebe einzuflößen. Freilich war Félicitette eine Schöne von bereits 35 Jahren, aber sie war durch ihre Eleganz, ihr modisch kokettes Wesen eine Frau, wie Rétif sie noch nicht unter der großen Zahl seiner Geliebten gehabt hatte. Er fühlte sich „wie ein Tithon gegenüber einer neuen Aurora" und träumte sich in die schönsten Zeiten seines Lebens zurück. Bald entwickelte sich ein recht lebhafter Verkehr zwischen den beiden. Sie trafen sich beim Chevalier de Saint-Mars, sehr häufig auch bei Rétifs Busenfreunde, dem Dr. Préval, wo man oft die lustigsten und merkwürdigsten Debatten hatte; einmal z. B., als auch der berühmte Rivarol anwesend war, wurde über die sexuelle Kraft der beiden Geschlechter gesprochen. Der Doktor versicherte, daß diejenige der Frau sich zu der des Mannes verhalte wie 14:1! Außerdem bejahte Préval Rétifs Frage, ob man durch Liebe ein Brustleiden heilen könne, an dem er zu leiden glaubte. Und am folgenden Tage bewies

ihm Félicitette ihre „Sorge für sein Glück und seine Gesundheit", indem sie sich ihm bei seinem Besuche zuerst in einem sehr starken Negligé zeigte und ihm sehr deutlich ihre Bereitwilligkeit zu erkennen gab, seine Gesundheit bis zur „Unsterblichkeit" wiederherzustellen. Der Mai 1786 war dann wirklich ein „Wonnemonat" für den glücklichen Rétif. Sehr amüsant ist das ausführliche Verzeichnis der einzelnen Fortschritte im Liebesglücke, die Rétif in seinem Tagebuche sehr gewissenhaft angibt. So heißt es unter dem 7. Mai: „Mlle. Mesnager charmante; causé le soir; baiser sur la bouche deux fois" (Inscr. 198), und die Zärtlichkeiten werden dann im Laufe der nächsten Wochen immer kühner (vgl. besonders die drastische Notiz unter dem 21. Mai, Inscr. S. 202), in Nachahmung ähnlicher Schilderungen des Martial (Inscr. 203—204). Diese „soirées délicieuses", die Félicitette ihm Abend für Abend gewährte, waren aber leider, wie sich bald herausstellte, keine Geschenke der Liebe, sondern wohlberechnete Mittel, um den schriftgewandten Rétif zur Abfassung einer Denkschrift für ihren in einen Prozeß mit den Generalpächtern verwickelten Bruder und zur Verwendung für denselben bei seinen einflußreichen Freunden zu bestimmen. Dazu kam noch eine andere Intrige von ihrer Seite. Ein gewisser de Rosières hatte sich in die jüngere Tochter Rétifs, Marion, verliebt, die er im Hause des Herrn von Saint-Mars kennen gelernt hatte. Auch wollte er der Schwiegersohn des „einzigen Mannes, der J. J. Rousseau ersetzen könnte", werden. Rétif aber, der auf den alten Chevalier als eine bessere Partie für Marion spekulierte, wies den

jüngeren Bewerber ab. Auf der anderen Seite suchte Fräulein Mesnager, da sie selbst Absichten auf Saint-Mars hatte, eine Entfremdung zwischen diesem und Marion Rétif herbeizuführen, was ihr auch durch Inanspruchnahme des bösen Augé gelang. Bald erfuhr Rétif auch, daß Félicitette einen wirklichen Geliebten habe. Aber dieses Mal ließ er sich nicht von einer „zweiten Sara" und einem „zweiten Lavalette" düpieren. Er blieb ruhig und kühl und nahm mit Gelassenheit eine Untreue hin, auf die er von vornherein gefaßt gewesen war (M. N. XI, 92—112).

Dieser „letzten" Liebe folgte in den Jahren 1789 bis 1796 noch eine „allerletzte", die zu Filette, mit welchem Namen Rétif eine hübsche Uhrmachersfrau, Madame Folin, aus der rue Saint-Honoré bezeichnet. Es war mehr eine väterliche Liebe, die ihm diese reizende junge Frau einflößte, nur noch ein schwacher Abglanz der früheren Leidenschaft (M. N. XI, 134—137). „Les passions achevaient de mourir dans mon coeur" sagt er schon von der Zeit um 1788 (M. N. XI, 115), die Musendienste, die ihm einige junge Damen, z. B. die hübsche Mâris (M. N. XI, 115—117), leisteten, waren sehr platonische. In dem Tagebuche „Memento" finden sich noch einige Briefe an die Modistinnen der rue de Grenelle und der rue des Bons-Enfants. Einer davon möge als Beispiel für die übrigen mitgeteilt werden:

„Mein Fräulein, das folgende Lied ist die Übersetzung eines Liedes aus Cochinchina, das ich Ihnen eines Abends vorsang. Sie werden sicher neugierig darauf sein, Cochinchinesich zu lesen (es folgen einige angebliche cochinchinesische Worte). Ich lernte diese Sprache vor etwa zehn

Jahren, als ich eine Reise auf einem holländischen Schiffe machte. Ich habe viele Länder gesehen, habe viele Schönen kennen gelernt, aber die Schönste von all den Schönen ist doch diejenige unter ihnen, die ich anbete."

Das angeblich cochinchinesische Lied lautet:

Jeune poulette
Sage et discrette
De ce séjour
Le plus beau jour
De ma conquête
C'est ma défaite.
Le plus beau tour
D'une abat-jour
Ah! quel contour etc.

Der zweite darauffolgende Vers ist eine sehr zynische Schilderung des Liebesgenusses. Wir erkennen den Verfasser der früheren „moralischen" Episteln an die Modistinnen nicht wieder. Diese senile Erotik ist zynisch, pervers, brutal. „Mit der Abnahme der Lebenskraft", sagt Rétif, „schwindet auch jedes Zartgefühl in physischer und moralischer Hinsicht, und wenn nicht alle Greise Verbrecher werden, so macht dies nicht der Wille, sondern die Unfähigkeit." (M. N. XI, 118.)

So waren auch die „quelques aventurettes isolées" (M. N. XI, 117), die Rétif noch am Abend seines Lebens hatte, durchweg Beziehungen rein sinnlicher Natur, wie z. B. das Erlebnis mit Madame Maillot, mit der ihn der Gatte im zärtlichsten Tête-à-Tête überraschte (Inscr. 120, M. N. XI, 133), die Liebschaft mit Rosalie Compoin (Inscr. 127), das Abenteuer auf der Ile Saint-Louis (Inscr. 132).

Daneben befriedigte er jetzt seine erotischen Instinkte in ungeniertester Form, die vielfach den Gedanken an das Auftreten eines senilen Exhibitionis-

mus nahe legt. So machte es ihm Vergnügen, im Theater die vor ihm sitzenden Mädchen in indezenter Weise zu berühren (Inscr. 184) oder gar andere zur Masturbation zu verführen (Inscr. 237) bzw. selbst ähnlichen Versuchungen zu unterliegen (Inscr. 219). Mit einer geradezu fanatischen Aufrichtigkeit verzeichnet er in seinen Tagebüchern Tag für Tag seine Bordellbesuche. Die Worte „Lup. magn." (Lupanar magnum) oder „Sero lup." mit Angabe der Straße und der Bordellwirtin kehren immer wieder (z. B. Inscr. 133, 159, 163 u. ö.). Die am meisten von ihm besuchten Freudenhäuser waren diejenigen einer gewissen Catiche (Inscr. 179, 185, 225) und der schon genannten Leblanc (Inscr. 95, 97, 184, 185, 197, 269 u. ö.). Nach einer Angabe in dem Werke „Le Palais Royal" (Neudruck Bd. I, S. 80—81) waren es zwei Schwestern Leblanc, die dieses Bordell in der rue Saint-Jacques leiteten und daraus große Einnahmen hatten. Rétif gehörte jedenfalls zu ihren eifrigsten Klienten.

Übrigens besuchte er nicht selten mehrere Lupanare oder auch mehrere allein wohnende Dirnen an demselben Tage. Über dieses Auftreten einer Art von Satyriasis senilis geben die Tagebuchnotizen genügenden Aufschluß. Z. B. heißt es unter dem 18. Juni 1786: „Lief zu Mlle. Mesnager, die zum Diner beim Chevalier Saint-Mars ging. Danach bei Madame Bizet. Lief dann zur Leblanc. Sah die reizende Merlin, die jüngere. Dann war ich zweimal bei der Dumoulin, vergeblich. Grüßte Madame Laruel. Sah Charlotte usw." (Inscr. 214.)

Ein anderes Mal verzeichnet er gewissenhaft sämtliche erotischen Erregungen an einem einzigen

Tage und deren Folgen, wie sie z. B. beim Anblicke aller hübschen Mädchenfüße und Schuhe auftraten, die ihm bei seinen Spaziergängen in die Augen fielen. Unter dem 1. Oktober 1786 findet sich in den „Inscripcions" eine hierauf sich beziehende äußerst drastische Notiz (Inscr. 246—247).

Bei diesem senilen Erotismus hörte zuletzt jede individuelle Beziehung auf. Jedes ihm begegnende weibliche Wesen war ihm gut genug für die Befriedigung seiner Gelüste. In seinen Tagebüchern und im „Calendrier" finden wir denn auch ein genaues Verzeichnis von unzähligen Mädchen und Frauen, unter denen auch Bucklige (Inscr. 287) und ~~Hinkende~~ (Inscr. 302) nicht fehlen.
Einäugige

6. Literarische Tätigkeit von 1785—1789. Das Palais Royal.

Während also in dieser Zeit in sexueller Beziehung eine gewisse Decadence bei Rétif deutlich zu konstatieren ist, bewahrte der Geist dieses merkwürdigen Mannes nach wie vor die alte Frische und Energie. Wir sehen ihn gerade jetzt, am Vorabend der Revolution, mit Eifer und erstaunlicher Arbeitskraft mit der Abfassung mehrerer gigantischer Werke sich beschäftigen, die durch Konzeption, Umfang und Inhalt gleich bemerkenswert sind, wie z. B. der „Monsieur Nicolas", dessen Anfänge wir schon oben (S. 216) berührt haben, und die „Nuits de Paris".

Wie gewaltig allein die physische Arbeitskraft dieses unermüdlichen Schriftstellers gewesen sein muß, beweist die erstaunliche Tatsache, daß er ein großes Werk von vier Bänden, die „Françaises", laut Notiz in seinem Tagebuch in der Zeit vom 24. Mai

bis zum 19. Juni 1785 niederschrieb, also in 26 Tagen! (Inscr. 114). Ihnen folgten die „Parisiennes“, an denen er allerdings viel länger arbeitete, nämlich vom 28. Dezember 1785 (Inscr. 158) bis zum 20. Dezember 1786 (ibid. 270). Im März 1786 begann er die Abfassung der berüchtigten „Ingénue Saxancour ou la Femme séparée“ (Inscr. 179), die aber erst 1789 bei Maradan im Drucke erschien (3 Bände), so daß er noch die Geschichte einer gewissen Madame Laruelle, deren Bekanntschaft er im Jahre 1788 machte, mit hineinverweben konnte. Diese Frau hatte ein ähnliches Eheschicksal erlebt wie Rétifs Tochter Agnes. Ihr Mann war ein zweiter Augé, der aber noch scheußlicheren Perversitäten frönte als dieser. „Qu'il suffise de savoir,“ erzählte die unglückliche Gattin, „qu'aucune partie de mon corps n'était respectée: il m'avilissait au dessous des catins.“ Auf Wunsch der Laruelle übernahm Rétif diese „horreurs“ in den erwähnten Roman und verschmolz ihre Ehegeschichte mit derjenigen seiner ältesten Tochter (M. N. XI, 122—124).

Der Druck dieser verschiedenen Werke war noch nicht vollendet, als Rétif schon Ende 1786 (vgl. die Notiz in den „Inscripcions“ 261 unter dem 11. November 1786) und im Beginne des Jahres 1787 sich mit der Idee und den Vorarbeiten zu den „Nuits de Paris“ beschäftigte, für die er anfangs den Titel „Le hibou spectateur noturne“ geplant hatte. Er erzählt selbst im „Monsieur Nicolas“ (XI, 112—113) sehr anschaulich die Art und Weise der Konzeption dieses berühmten Gemäldes des nächtlichen Paris.

„Eines Abends, als ich in sehr gerührter Stimmung von meiner jährlichen Wallfahrt nach der rue Saintonge (vgl. oben

S. 177—178) zurückkehrte, nahm ich anstatt durch die schöne rue Louis meinen Weg durch kleine, unbekannte Straßen, und befand mich auf einmal in der rue Payenne, die schon am Tage, noch mehr aber bei Nacht einsam ist. In der Mitte der Straße, hörte ich über mir auf einem der kleinen Balkone, die man dort sieht, jemanden tief seufzen. Ich drehe mich um und sehe eine Frau, die ich dann ansprach. Es war nicht die Marquise de Montalembert. Aber damals schon amalgamierte sich ihre ausgezeichnete Idee mit dem, was ich sah, und meine Einbildungskraft wurde rege. Ich hatte den Zweck und die Entwicklung der „Nuits" klar vor Augen und faßte den Gedanken, sie aus allen wirklich geschehenen Vorfällen, deren Augenzeuge ich im Laufe meines Lebens während meiner nächtlichen Spaziergänge gewesen war, zusammenzustellen. Kaum war dieser neue Plan erwogen, so lächelte mir auch schon mein Werk und war zu drei Vierteln fertig."

Am 19. Dezember 1786, um 7 Uhr abends, begann er in der Tat die Arbeit an den „Nuits de Paris" (Inscr. 271), die ihn über sieben Jahre in Anspruch nahm, da der letzte, der 16. Band, erst im Jahre 1794 erschien.

Unter dem 11. März 1787 gedenkt er eines anderen Werkes (Inscr. 288), der „Mille et une Métamorphoses", d. h. der Darstellung der verschiedenen Veränderungen, denen Mann und Weib von der Geburt bis zum Tode unterliegen. „Es sollte nicht eine Schilderung der Leidenschaften, Gefühle und Sitten sein, sondern ein rein entwicklungsgeschichtliches Werk, eine Analyse der „Développements physiques" in Form von „tibetanischen Erzählungen". Die Einleitung zu diesem seltsamen Werke und die acht ersten Erzählungen hat er dann später in die „Nuits de Paris" (Bd. IX, S. 2072 ff.) eingefügt (vgl. Lacroix, 444—445).

Die Zeit von 1784 bis 1791 wird nach Rétifs eigener Erklärung (M. N. XI, 114) noch durch eine besondere Art seiner schriftstellerischen Betätigung charakterisiert, nämlich durch seine „Dramomanie“, die Abfassung von Theaterstücken. Die ersten Anfänge seiner dramatischen Schriftstellerei reichen sogar schon, wie er später in der Vorrede zum ersten Bande des Sammelwerkes „Théâtre de Rétif de la Bretonne“ mitteilt, bis ins Jahr 1770 zurück. Aber die oben angegebenen Jahre bezeichnen den Höhepunkt seines dramatischen Schaffens.

Unter diesen Theaterstücken sind zu erwähnen: „La fille naturelle ou la mère impérieuse“, nach seinem gleichnamigen Romane (Beginn Ende April 1785, Inscr. 111), ferner die beiden „Epimenides“, den alten oder den „griechischen“ und den neuen, mit dem Untertitel „La sage journée“, den „Père Valet“ nach einem Sujet aus den „Contemporaines“. Dieses Stück wurde auch zur Aufführung angenommen, was Rétif zur Abfassung der „Épouse comédienne“ nach einem Motiv der „Mimographe“ ermutigte. Ferner versuchte er sich an einem dramatischen Zukunftsbilde à la Bellamy, dem er, wohl in Anlehnung an Merciers 1770 erschienene Phantasie „L'an 2440“ den Titel „L'an 2000“ gab. In der „Marchande de mode“ (mit dem Untertitel „Le loup dans la bergerie“) schilderte er seine abendlichen Vergnügungen mit den jungen Modistinnen Monclar. Im Jahre 1786 erlebte er die Genugtuung, daß sein Drama „Les fautes sont personnelles“ mit Erfolg von Desessarts der Direktion des „Théâtre Français“ vorgelesen wurde. Leider gelang es dennoch dem Einflusse der Schauspielerin Bellecour, die

an gewissen allzu gewagten Situationen Anstoß nahm, eine Aufführung des Stückes zu verhindern. Am 8. November 1786 erhielt Rétif den Bescheid der definitiven Ablehnung (Inscr. 261). Er ließ sich aber hierdurch nicht entmutigen und verfaßte gleich darauf ein neues Stück „La Cigale et la Fourmi", eine dramatische Fabel in 5 Akten (November 1786, Inscr. 262), deren Aufführung am Theater von Audinot (Ambigu-Comique), schon beinahe gesichert, diesmal durch die Intrigen des eifersüchtigen Nougaret verhindert wurde. Eine Gönnerin Rétifs, Madame de Montesson machte dann noch den freilich auch vergeblichen Versuch, das Stück auf eigene Kosten im Theater Popincourt aufführen zu lassen.

Einige andere dramatische Werke aus dieser Zeit sind: „Le libertin fixé" (nach der „École de jeunesse"), „L'amour muet" (nach dem „Nouvel Abeilard"), „Edmond ou les Tombeaux" (nach dem „Paysan perverti").

Nachdem dieses Interesse für die dramatische Schriftstellerei so ziemlich erloschen war, wandte sich Rétif wieder seinem eigentlichen Berufe, der Beobachtung des wirklichen Lebens zu, und wählte dieses Mal einen bisher von ihm fast gänzlich vernachlässigten Gegenstand, nämlich die Zustände und das Treiben der Freudenmädchen im Palais Royal. Das ganze Jahr 1789 wurde den Sittenstudien in dieser großen Liebesbörse gewidmet, wo nicht weniger als 1500 Freudenmädchen jeden Alters sich täglich versammelten. In meinen „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade" habe ich über die von anderen Autoren geschilderten Zustände da-

selbst ausführlichere Mitteilungen gemacht (S. 137 bis 143). Rétif nahm sich bei seinen Wanderungen und Streifzügen durchs Palais Royal Mercier zum Vorbilde, dessen anschauliche Schilderung dieser Örtlichkeit im „Tableau de Paris" er auch zum Teil im „Monsieur Nicolas" wieder abdruckt (M. N. XI, 173 bis 174). Er trat im Palais Royal unter dem Namen „Aquilin des Escopettes" auf.

„Man weiß," erzählt er in seiner Lebensgeschichte, „daß das neue Palais Royal der allgemeine Mittelpunkt aller politischen Bewegungen, der Geschäfte, Vergnügungen, der Wollust, der Unzucht, des Spiels, der Agiotage, des Geld- und Assignatengeschäfts, und folglich der Tempel oder das Prostibulum der Beobachtung geworden ist. Dieser berühmte Basar lockte mich also allein schon durch sein Äußeres und durch die Annehmlichkeiten, die ich in demselben fand, an. Ich sah dort zuerst Daelie oder Adele, Madame Tesaumenu, Filette oder Alanette, die Töchter von Leonore Ebor, Cerisette, Prunette und Dapiette — diese Namen hatte ihnen ihr Onkel, der Dichter (Robbé de Beauveset), gegeben —, die Tochter der Limonadenhändlerin Pétronille von der Ecke der rue de Grenelle, Adelaïde Tipetin und endlich einige junge Mädchen, die mich außerordentlich interessierten. Zuerst beschäftigte ich mich wie alle Welt mit der Politik, versuchte in das Wesen der damals sich abspielenden Bewegungen einzudringen und erfuhr nicht ohne Erstaunen, daß sie fast alle vom Auslande her inspiriert waren. Ich hörte Camille (Desmoulins) stottern. Aber schon damals haßte ich ihn. Ich nahm keinerlei Anteil an diesem politischen Treiben, da ich keinem Klub, keiner Partei angehörte und gegen meine Überzeugung hätte handeln müssen, wenn ich der guten Sache einen Dienst leisten wollte. . . . Aber kehren wir zum Palais Royal zurück und zeichnen wir ein Gemälde, das die Nachwelt mit Erstaunen und Schrecken erfüllen wird. Ich Unglücklicher! Angezogen durch die reizenden Gesichter, durch die schlanken Gestalten, entfernte ich mich von den politischen Gruppen und folgte den Lockungen der Wollust,

bald einer Victorette, bald einer Septimanette, einer Seraphine, Estelle-Henriette, Cäcilie, Rosette, Lutine, Friederike, Sophiette. Eleorine, Yvette, Céleste, Dorothea, Nina. Reine, Alzacette, Issine usw. . . . Das waren die Zerstreuungen, die mich von der Politik fernhielten. Aber ich hatte noch andere. Bald suchte mich ein Bauernfänger zum Spielen zu verlocken, bald wurde ich von einem jungen Päderasten angesprochen, oder von einem Schurken, der diese Art zu fühlen erheuchelte. Bald drängte mich ein Marktschreier, in seine Bude einzutreten, um dort die Diebe in Wachsfiguren zu sehen, die in natürlicher Gestalt im Garten und unter den Arkaden umherlaufen."

Fortan war Rétif jeden Abend im Palais Royal, um hier im regsten Verkehr mit den Kupplerinnen und Freudenmädchen das Material für seine berühmte Sittenstudie „Le Palais Royal" zu sammeln. Er arbeitete, wie Lacroix sagt, „in anima vili wie der Anatom am Leichnam". Hierbei unterstützte ihn der Rat seines Freundes Guillebert de Préval, durch den er auf die verschiedenen Arten der geschlechtlichen Genüsse in Paris aufmerksam gemacht wurde. So machten die Einzelheiten dieses seltsamen Buches es zu einem französischen „Satyrikon" (M.N.XIV, 162). Das Werk erschien 1790.

Im Jahre 1789 veröffentlichte Rétif noch als fünften Band der „Idées singulières" den „Thesmographe", eine Schrift über die Reform der Gesetzgebung, und schrieb den Text zu Moreaus großem Kostümwerke „Monument du costume physique et moral de la fin du dix-huitième siècle", nachdem er kurz vorher zu desselben Künstlers „Tableaux de la bonne compagnie" (Paris 1787, 2 Bde.) ebenfalls einen sehr anmutigen Text geliefert hatte.

7. Die Revolutionszeit.

Die französische Revolution, dieses „merkwürdige Ereignis, dessen Lärm noch lange im Laufe der Jahrhunderte nachhallen wird“ (M. N. XI, 170) übergeht Rétif in seiner Lebensgeschichte mit Stillschweigen und verweist auf die beiden letzten Bände der „Nuits de Paris“, wo er ausführlich seine Beobachtungen und Erlebnisse in dieser stürmischen Epoche mitgeteilt habe. Diese beiden Bände (XV und XVI), deren außerordentliche Seltenheit ja bekannt ist, enthalten in der Tat eine Art von vollständigem Tagebuch während der Revolutionszeit, das vom 23. April 1789 bis zum 31. Oktober 1793 reicht, und das später noch durch den 15. Band des „Monsieur Nicolas“ ergänzt wurde. Paul Lacroix hat in seiner Bibliographie alles Wichtige aus diesen Quellen zusammengetragen (S. 277—297).

Im allgemeinen beschränkte sich Rétif während dieser Epoche einer allgemeinen politischen und sozialen Umwälzung auf die Rolle eines stummen Beobachters und Registrators der Ereignisse, die er allerdings mit lebhafter Unruhe und Neugierde verfolgte. Mit Vorliebe mischte er sich bei den Volksaufläufen unter die Menge, ohne mit seiner Person irgendwie hervorzutreten, für die er geflissentlich ein ständiges Inkognito bewahrte. Er gehörte wahrlich nicht zu den Helden der großen Revolution. Die Angst vor der Guillotine beherrschte ihn auf Schritt und Tritt, im Traume sah er oft das Fallbeil in seiner schauerlichen Tätigkeit und wohl niemand hat vor den Schergen der Revolution so gezittert wie gerade er. Diese Angst war wohl die einzige Ursache

seiner politischen Heuchelei, die ihn, den früheren Monarchisten, zu einem fanatischen Apologeten der Republik machte, und wenn er wirklich in seinen Schriften gegen die Grausamkeiten der Schreckensherrschaft protestierte, so geschah dies entweder anonym oder erst nach dem Sturze der Jakobiner.

Rétifs Mitteilungen über die große Revolution bieten auch insofern noch ein ganz besonderes Interesse dar, als er auch hier vorzugsweise ein „spectateur nocturne“ war und mit Vorliebe abendliche und nächtliche Szenen aus dieser bewegten Zeit schildert.

In den ersten Monaten des Jahres 1789 hatte Rétif eine Reise nach der Schweiz unternommen, um wegen des Verlages seiner Schriften mit Buchhändlern in Genf und Neuchâtel zu unterhandeln, weil er das Erscheinen im Ausland für die Verbreitung seiner Schriften für zweckmäßiger hielt und so auch die französische Zensur vermied. Bei seiner Rückkehr nach Paris am 23. Juni 1789 fand er die Geister in voller Bewegung, denn am 23. April waren die Generalstaaten zusammengetreten. Rétif wurde Zeuge der Anfänge der Volksbewegung. Er wohnte den bekannten Ereignissen der Julitage bei. So war er am 12. Juli zugegen, als in den Tuilerien ein Stein nach dem Kopfe des Kommandierenden der Gardetruppen, Prinzen von Lambesc geschleudert wurde, der darauf durch einen tätlichen Angriff mit dem Säbel antwortete und hierdurch die Volksleidenschaft aufs höchste erregte. Rétif schildert sehr anschaulich die tumultuösen Gruppen im Palais Royal und in den Tuilerien, und das Treiben derselben in dieser „ersten Nacht der Revolution“ (vom 12. zum 13. Juli 1789), in der mit Säbeln und Stöcken bewaff-

nete Briganten die Straßen durchzogen. „O mein Vaterland,“ ruft er damals noch aus, „du wirst durch diese Bastardkinder zugrunde gerichtet werden, sie werden deine legitimen Söhne ermorden.“

Während des 13. Juli zogen „die Banditen der Vorstadt Saint-Marcel vor meiner Tür in der rue de Bièvre vorbei, um sich mit denjenigen der Vorstadt Saint-Antoine zu vereinigen ... Alle diese bildeten eine furchtbare Masse, die den Gedanken auszudrücken schien: Heute ist der letzte Tag der Reichen und Glücklichen gekommen. Morgen kommen wir an die Reihe, morgen werden wir auf Eiderdaunen schlafen.“ Rétif selbst sagte sich, daß jetzt oder nie der Augenblick zur Bildung einer Volksmiliz gekommen sei. Er eilte zu den ihm bekannten Arbeitern und Artisten, unter anderem zu seinem Zeichner Binet und dem Kupferstecher Berthet und beauftragte sie, die anständigen Bürger zu den Waffen zu rufen, um sich gegen die Briganten und den Pöbel zu schützen. In der Tat organisierte sich die Nationalgarde, als deren Schöpfer Rétif sich betrachtete. Die Patrouillen derselben durchzogen die Stadt. Aber schon am folgenden Tage (14. Juli) geschah der Sturm auf die Bastille, der sich so schnell abspielte, daß Rétif ihn nicht mehr mit ansehen konnte und erst hinkam, als die wütende Volksmenge mit den auf Piken aufgespießten Köpfen von Flesselles und Delaunay ihm entgegenkam. Als er den Platz der Bastille betrat, war alles vorbei. „Rasende warfen die Papiere, für die Geschichte wertvolle Papiere oben von den Türmen in die Laufgräben.. Der Geist der Zerstörung wütete in der Stadt.“ Im Palais Royal, wohin Rétif dann eilte,

waren alle Läden geschlossen. Man sprach nicht mehr innerhalb der Gruppen von Politik. Man sprach nur noch von Töten, Hängen, Enthaupten. „Die Haare sträubten sich mir," sagt Rétif, der nicht ohne eigne Lebensgefahr nach Hause zurückkehren konnte.

Am 17. Juli verbreitete sich das Gerücht, daß der König nach Paris komme, um dadurch der Stadt zu zeigen, daß er ihr wegen der Erstürmung der Bastille nicht zürne. Rétif ruft voll Freude aus: „O König, Haupt der Nation. Indem sie dich ehrt, ehrt sie sich selbst, indem sie dich liebt, gibt sie das mächtigste Zeichen der allgemeinen Verbrüderung. Sei gesegnet, guter Ludwig XVI.!" Indem er so enthusiastisch die Ankunft des Königs begrüßte, klagte er den Adel und die Geistlichkeit an „diese Busiris in der Soutane", alles Übel durch die Opposition gegen die großmütigen und liberalen Pläne der Nationalversammlung verschuldet zu haben.

Am 23. Juli war Rétif unfreiwilliger Augenzeuge der schauderhaften Ermordung von Foulon und Berthier. Heftig erregt eilte er nach Hause, wo er vor Angst von einem heftigen Unwohlsein befallen wurde.

Am 5. und 6. Oktober begleitete er zwar nicht die nach Versailles ziehende Menge, aber er sah sich den Vorbeizug derselben an und erkannte darunter als Frauen verkleidete Spione, gewerbsmäßige Zuhälter und als Fischweiber verkleidete Prostituierte. Er berichtet merkwürdige Einzelheiten über den Einbruch in das Schloß von Versailles, wo Marie-Antoinette beinahe ermordet worden wäre. Dann war er Zeuge der Ankunft der königlichen Familie

im Pariser Stadthaus. Die nun folgenden Greuel der weiter vorschreitenden Revolution nötigen Rétif eine treffende Vergleichung der verschiedenen daran beteiligten Gesellschaftsklassen mit wilden Tieren wie Wölfen, Tigern, Hyänen, Krokodilen, Ratten, Schlangen usw. ab.

Während der nun folgenden Zeit ging Rétif zweimal täglich ins Café Robert (früher Manoury) auf der Place d'Ecole, um die Zeitungen zu lesen und Neuigkeiten zu hören. Jedoch schränkte er aus Furcht vor unangenehmen Erlebnissen seine abendlichen und nächtlichen Spaziergänge bedeutend ein. Man hatte ihn nämlich schon einmal auf eine Denunziation des infamen Augé hin als „espion du roi" bei einer solchen Promenade verhaftet. „Meiner Treu", sagte er, „ich bin der Spion des Lasters, aber nicht derjenige des Königs. Ich hatte niemals die Ehre, Beziehungen zu dem Haupte der Nation gehabt zu haben." Trotzdem wäre er gehängt worden, wenn nicht durch die Vermittlung einer seiner Gönnerinnen, Savinienne Froment, einer Freundin der Mlle. Mâris, die Sache beigelegt worden wäre. Später denunzierte ihn Augé noch einmal als Verfasser dreier berüchtigter antirevolutionärer Pamphlete. Man verhaftete ihn zum zweiten Male, ließ ihn aber wiederum frei.

Wohl unter dem Einflusse dieser unangenehmen Erlebnisse wandelte sich Rétif aus einem eifrigen Royalisten zu einem fanatischen Republikaner um und erging sich fortan in den heftigsten Anklagen gegen den Adel, die Geistlichkeit und besonders die Emigranten. Er beschuldigte den König, alles Unheil verschuldet zu haben, weil er nicht an der Kon-

stitution, diesem „Rettungsanker“ festgehalten habe, und die Königin, durch ihre Einmischung vollends alles verdorben zu haben. Am 2. April 1791 eilte Rétif zu den Tuilerien, um den König nach Saint-Cloud abfahren zu sehen und wurde so Zeuge der Gewalttätigkeiten der aufgeregten Bevölkerung, die den unglücklichen Monarchen zwang, diese Fahrt aufzugeben und aus dem Wagen zu steigen. Diese Szene veranlaßte Rétif zu der Prophezeiung, daß die Fürsten und Adligen nicht bloß Frankreichs, sondern von ganz Europa dem sicheren Untergange geweiht seien, der sich im Laufe des 19. Jahrhunderts vollenden werde.

In der Nacht vom 20. auf den 21. Juni 1791, die „diejenige des 21. Januar 1793 vorbereitete“, war Rétif bei der Flucht des Königs und der königlichen Familie zugegen. „Ich fühlte“, sagt er, „eine lebhafte Bewegung. Es war, als ob die Aufregung der Flüchtlinge mich elektrisierte.“ Ebenso sah er die Rückkehr der in Varennes aufgehaltenen königlichen Familie. „Ich sah die Rückkehr Ludwigs, den ich von diesem Augenblicke an als entthront betrachtete.“ Am 17. Juli versammelte sich das Volk auf dem Marsfelde, um eine Petition für die Proklamation der Republik zu unterzeichnen. Auch La Fayette war auf seinem Schimmel erschienen und ließ auf das Volk schießen, als es die Truppen beschimpfte und tätlich angriff. Rétif, Augenzeuge dieser Szene, vergleicht das Volk mit einem Hunde, der den Stock beißt an Stelle der Hand, die ihn gebraucht. Unter dem 26. und 27. September 1791 lesen wir in Rétifs Tagebuche: „Die Verfassung ist revidiert. Sie ist ganz zum Vorteile Ludwigs. Er

besteigt wieder den Thron in neuer Glorie. Marie-Antoinette empfindet ein leises Gefühl der Freude, aber ihr erbittertes Gemüt ist nicht zufrieden." Rétif verflucht die Gegenrevolution, die jetzt an Boden gewinnt. „Der ganze Stand der Kaufleute," sagte er, „die Schneider, Perrückenmacher, Buchhändler und besonders die alten Druckereibesitzer, alle diejenigen, die nur den reichen Leuten etwas verkauften und nur diesen, sind hoch aristokratisch gesinnt."

Erst im Juni 1792 nahm Rétif seine Tagebuchaufzeichnungen über die Revolution wieder auf. Die Emigration dauerte an. Man drängte Ludwig XVI., Frankreich zu verlassen und sich unter den Schutz der fremden Souveräne zu begeben. Die Jakobiner planten einen Einbruch des Volkes in die Tuilerien unter dem Vorwande, dem Könige eine Petition gegen das Veto zu überreichen. Diese angebliche Deputation der Vorstädte, unter der sich „zahlreiche verkleidete Briganten" befanden, drang bewaffnet am 20. Juni 1792 ins Innere des Palastes ein. Rétif war ebenfalls dort. Er erzählt, daß man den König nicht beschimpfte und ihm nichts zuleide tat, sondern daß einzig und allein einige rohe Patrone ihn aufforderten, die rote Mütze aufzusetzen und ein Glas Wein zu trinken. „Er tat es mit Heiterkeit, und ich bewunderte ihn." Nach dreistündigem Aufenthalt in den Tuilerien zog sich die Menge zurück. Rétif erklärt, daß diese Deputation zwar ungesetzlich gewesen sei, aber daß sie in passenderer Form nur als der Vollzug der legitimen Beziehungen zwischen Volk und König zu betrachten sei.

Rétif hütete sich sehr wohl, nachdem er dieser

Lärmszene beigewohnt hatte, noch einmal wieder in den Tuilerien zu erscheinen, namentlich nicht während des Kampfes vom 10. August 1792. Er kam erst an, als die letzten Schüsse abgefeuert wurden. Der König war jetzt nur noch ein „Verräter“ für ihn. Rétif trat ganz im Maratschen Geiste für eine schnellere und schärfere Verwirklichung der revolutionären Prinzipien ein, freilich wohl mehr aus Furcht als aus Überzeugung, da die Schreckensherrschaft auch ihm sich fühlbar machte. In der Nacht vom 27. auf den 28. August 1792 wurde er durch eine Haussuchung geweckt. Seitdem verdoppelte sich seine Angst und verließ ihn nicht mehr. Trotzdem war er Augenzeuge der entsetzlichen Septembermorde, von denen er in den „Nuits de Paris“ (XVI, 371—394) einen wahrheitsgetreuen, in seinen Einzelheiten entsetzenerregenden Bericht gibt. Er hatte alles gesehen. „Man muß mit Unparteilichkeit diese grausigen Ereignisse schildern, und der Schriftsteller muß kalt bleiben, wenn er schaudern macht. . . . Habe ich etwas aus dieser verhängnisvollen Nacht, dem Werk der Pétion und der Brissot und ihrer Clique (trotz ihrer heuchlerischen Ableugnung) vergessen? Ich weiß es nicht. Es ist mir zu lästig, mein Gedächtnis wegen dieser schrecklichen Einzelheiten anzustrengen. Die Feiglinge, die sie angestiftet haben, haben sich versteckt und wagen nicht, sich öffentlich zu zeigen.“ Auch als Ludwig XVI. sich im Gefängnisse des Temple befand, konnte Rétif es sich nicht versagen, dem Mute und der Resignation des hohen Gefangenen seine Anerkennung zu zollen. Aber er wies trotzdem jede mitleidige Regung für den unglücklichen Monarchen

weit von sich. Am 26. Dezember 1792 begann der Prozeß des Königs. Rétif erzählt: „Wir sahen Ludwig vorbeifahren. Wir gingen zum Konvent, wo der Sekretär mir den Eintritt gestattete. Ich wohnte dem Verhöre Ludwigs bei, hörte ihn antworten und überzeugte mich, daß er eine Kaltblütigkeit besaß, die ich nicht gehabt haben würde."

Am 15. Januar 1793, um 5 Uhr nachmittags, war Rétif gerade im Palais Royal, als der Gardist Pâris das Konventmitglied Michel Lepelletier, der für den Tod des Königs gestimmt hatte, ermordete. Rétif sah den Mörder fliehen, versuchte aber nicht, ihn aufzuhalten oder festnehmen zu lassen. Am 16. Januar begab Rétif sich zum Konvent, um die Verteidigungsrede des Desèze für Ludwig XVI. zu hören. Am Abend vorher erklärte er noch ganz im Geiste der Revolution den König für hundertmal schuldig, weil er eben blind und unwissend gewesen sei und sich von seiner Umgebung in allen seinen Handlungen habe beeinflussen lassen. Als er aber den König vor seinen Richtern sah und aufmerksam das Plaidoyer von Desèze angehört hatte, wurde er wieder Royalist, beklagte den König und weinte, als er beim Ausgange des Tuileriengartens ein Billett von der Erde aufhob, auf dem die Worte standen: „Der arme Mann ist verloren, verloren! Man darf ihm nicht mehr Hoffnung machen."

Am 20. Januar verließ Rétif um die Mittagszeit (gegen 2 Uhr) seine Arbeit und ging durch die Stadt mit „jener Erregung, die mit allen großen Ereignissen untrennbar verknüpft ist". Es war alles ruhig wie an anderen Tagen. Der König war verurteilt,

man sprach nur noch von der Ermordung Lepelletiers. Rétif besuchte mehrere Kaffeehäuser, um den Zustand der Geister zu studieren. Er erklärt: „Man sprach kaum noch von Ludwig. . . . Das Volk war bereits auf der Höhe der Revolution.“ In der Nacht zum 21. Januar ging Rétif nicht zu Bette, da er mit seiner Kompagnie der Nationalgarde bereits um 5 Uhr früh Spalier bilden mußte. „Ich nahm meine Pike“, erzählt er, „und begab mich an meinen Platz, obgleich ich vor Ermüdung ganz matt war. Unser Hauptmann erschien um 6 Uhr. Meine Blässe und mein Zittern veranlaßten ihn, mich nach Hause zu schicken.“ An dieser Stelle sind vier Druckseiten entfernt und durch einen Karton ersetzt worden, in dem er, nach dem Bericht eines Augenzeugen, einige Details über den Tod des Königs mitteilt, die wohl nur ein notdürftiger Ersatz für seine ursprünglichen, eigenen Eindrücke sind.

In der Nacht vom 27. zum 28. Januar 1793 befand sich Rétif im Palais Royal, dessen Ausgänge gesperrt wurden, weil das Überwachungskomitee des Konvents dort eine polizeiliche Untersuchung vornehmen ließ, in der Hoffnung, den Mörder Lepelletiers zu entdecken. Viele Personen wurden als verdächtig verhaftet. Auch Rétif wäre diesem Schicksale nicht entgangen, wenn er nicht seine Legitimationskarte als Bürger vorgezeigt hätte. Schon damals war er zu seinen früheren gemäßigten Anschauungen wieder zurückgekehrt. Die Menschen und die Ereignisse der Revolution stießen ihn in gleichem Maße ab, erfüllten ihn mit gleichem Abscheu. Als er am 26. Februar gegen 5 Uhr nachmittags sein Haus verließ, war er Zeuge der Plün-

derung der Kolonialwarenläden, und er rühmt sich, die Verhaftung mehrerer solcher Banditen bewirkt zu haben. Jetzt wagte er es schon, seine kühnen gegenrevolutionären Ideen zu formulieren, er hatte die traurigen Ergebnisse der Revolution klar vor Augen und verdammte sie. „Ich habe immer gesehen, gedacht, geschrieben, daß das niedere Volk ohne Bildung der größte Feind jeder Regierung ist. An dieses, an diese stupiden Individuen wendet sich der wie sie gekleidete Agitator. Ich kenne nur ein Heilmittel gegen dieses Übel, in einem Lande, wo das Volk die Herrschaft hat. Das ist nicht die gleiche Verteilung der Güter, die ist unmöglich, und man müßte jeden Tag von neuem damit anfangen, sondern der Kommunismus, wie ich ihn schon 1782 in meinem „Anthropographe" vorschlug." 1793 war also Rétif nicht mehr Republikaner, noch weniger Jakobiner, aber er blieb Kommunist.

Am 28. Februar 1793 schreibt Rétif: „Wir sind am Vorabend des größten Unglücks. Bewaffnete Banden waren in die Druckerei der Zeitung „La Chronique" eingedrungen und hatten die Pressen zerstört. Sie versuchten dasselbe bei Panckoucke, dem Drucker des „Moniteur universel" und bei Prudhomme, dem Redakteur und Herausgeber der „Révolutions de Paris", aber die Arbeiter bewaffneten sich und verteidigten ihre Werkstätten." Rétif selbst war ebenfalls seit Beginn der Revolution sehr schwer heimgesucht worden. In einem melancholischen Rückblick auf seine Lage in diesen Jahren heißt es: „Zuerst kam die Halsbandaffäre, dann die Notabeln, dann Calonne, Necker, endlich die Generalstaaten, die Nationalversammlung, die erste,

zweite und nun bald dritte Revolution. Alles wurde erschüttert. Ich verlor alles, was ich besaß, durch Entwertung, durch Nichtkauf, und durch die Abnahme der Zahl meiner Leser. Ich mußte alle Arbeiter entlassen und ganz allein zu gleicher Zeit den Autor, Drucker, Papierzusammenleger (assembleur), Bücherhefter, Buchhändler, Zettelanschläger und Kolporteur spielen. Nun übt aber ein Mensch, der so viele Berufe hat, sie alle schlecht aus. So ging es mir. Ich wäre verloren gewesen, wenn nicht im Januar 1793 ein großmütiger Mann mir zu Hilfe gekommen wäre. Er sei gesegnet. Es war Herr Arthaud."

Bei solchen Erinnerungen gerät Rétif in eine leidenschaftliche Aufregung und wendet sich in heftigen Worten gegen die Mißbräuche unter dem ancien régime als den Ursachen dieser Ereignisse.

Die Schreckensherrschaft machte auch Rétif zu einem unfreiwilligen Terroristen, der aber eine seltsame Rolle in der Beurteilung der Ereignisse spielte. So ruft er angesichts der Niederlagen der französischen Heere vom 2. bis 4. April 1793 aus: „Den Untergang allen Verrätern, allen Aristokraten im Lande, die sich über das Unglück ihres Vaterlandes freuen, aber auch den Untergang jenen Anarchisten und Verblendeten, die da glauben, daß wir in einem Zustande existieren könnten, der nur ihnen Vorteil bringt." Er spricht sich dann sehr scharf gegen das Verlangen der Arbeiter nach einer maßlosen Steigerung der Löhne aus. Denn „wenn die Handarbeit in einem Lande zu teuer ist, sinken alle Künste und Handwerke, die Bürger gehen ins Ausland und niemand kann von einer Nation etwas

kaufen, die eine zu kostspielige Produktion hat. Das begreift aber der stupide Arbeiter nicht." Noch härter urteilt Rétif über das niedere Volk: „Die Kanaille, die es eigentlich seit der Revolution nicht mehr geben dürfte, existiert noch. Sie ist sogar gefährlicher.... Ich kann gar nicht meine ganze Verachtung für diese Taugenichtse ausdrücken, die die besten Dinge beschmutzen, entehren, vergiften, in Unnatur verkehren. Man glaubt allgemein, daß die Selbstsucht der Könige und Mächtigen den Despotismus hervorgebracht habe. Nein, das war die Frechheit des Pöbels. O wie sehr müssen wir diese Kanaille ohne Verdienst, ohne Fähigkeit, ohne Tüchtigkeit hassen, die uns in diese grausame Not gebracht hat!"

Nach diesen Ausfällen ist es kaum verständlich, daß Rétif sich bereits unter dem 24. April 1793 für einen fanatischen Anhänger des blutdürstigen Marat erklärt. Es geschieht dies aber wieder in einem Ersatzblatt für den ursprünglich vorhandenen und wohl aus politischen Gründen entfernten Text. Später erklärte Rétif, daß ein Freund von ihm seinen (Rétifs) Tadel Marats durch Lob, seine Entrüstung durch Ausdrücke der Bewunderung ersetzt habe. Der Triumph Marats, dieses „berühmten Patrioten", wird auf sehr seltsame Weise geschildert. Alles was Marat seit Beginn der Revolution geschrieben und getan habe, sei durch die Ereignisse gerechtfertigt worden. Er sei ein Phänomen ohne Beispiel! Rétif, der „Maratist" ist, weil er sich einredet, daß Marat ebenfalls wie er kommunistischen Ideen huldigte, spricht sogar von dem „bewunderungswürdigen" Leben seines Idols.

Am Abend des 6. Mai 1793 sah man überall

Gruppen stehen. Die Regierung verlangte 12000 Freiwillige für den Krieg in der Vendée. Die Kommis und die Schreiber der Notare und Anwälte weigerten sich, sich in die Aushebungslisten einzeichnen zu lassen, Rétif stand dieser Weigerung sympathisch gegenüber. In der Nacht des 31. Mai bewaffnete sich die Nationalgarde und umgab das Konventgebäude. Die Anhänger Brissots wurden aus der Versammlung ausgeschlossen und trotz ihrer Unverletzlichkeit unter Anklage gestellt. Rétif sagt von ihnen: „Sie, die wir für wahre Patrioten und die festesten Stützen der Freiheit hielten, haben uns getäuscht. Ihr späteres Verhalten hat ihre Felonie bewiesen. Sie haben den Busen ihrer Mutter zerfleischen wollen und dem Vaterlande unzählige Übel zugefügt.“ Mehr sagt er nicht von den „Brissotins“, sie werden das Schafott besteigen, und damit basta. Aber plötzlich verbreitet sich die Nachricht von der Ermordung Marats. „Was war nötig,“ sagt Rétif mit feierlichem Ernst, „um Marat, dem geschickten Naturforscher, dem intelligenten Arzte, dem glühenden Patrioten, die ganze Reinheit seines Rufes wiederzugeben? Der Tod, der Tod fürs Vaterland, den er am 13. Juli 1793 zwischen 7 und 8 Uhr abends erlitt.“ Trotzdem verheimlichte Rétif nicht seine Sympathien für Charlotte Corday in einem Augenblicke, wo die Kundgebung derselben Sympathien den unglücklichen Adam Lux aufs Schafott führte. Rétif spricht von ihr als einer „jungen, interessanten Person“, als einem Mädchen, deren Tugend weit diejenige anderer Frauen übertroffen habe, so keusch und rein sei sie gewesen. Diese Vorstellung begeistert ihn zu dem Ausrufe:

„Es scheint, daß dieser vom heiligen Feuer der Vaterlandsliebe ergriffene Mann seine Tage nur durch die Hand einer Jungfrau beschließen sollte!" Rétifs Bericht über die Ermordung Marats und die Hinrichtung der Charlotte Corday, der er allerdings nicht persönlich beiwohnte, enthält sehr wichtige, von anderen nicht erzählte Einzelheiten. Rétif scheint übrigens nur ein einziges Mal den Hinrichtungen während der Revolution beigewohnt zu haben.

Das „Fest der Republik" am 10. August 1793, zu dem alle französischen Städte mit Ausnahme des aufrührerischen Lyon Deputationen entsandt hatten, war nach der Schilderung Rétifs herrlich.

Fortan vermeidet Rétif jede Einmischung in die Politik und berichtet nur als einfacher Erzähler über die Ereignisse, wie die Hinrichtung des Generals Custine am 27. August, der Verschwörer von Rouen am 6. September 1793, wobei er die Bemerkung macht, daß die meisten Todeskandidaten schon während des Weges zum Schafotte halbtot waren.

Unter dem 9. Oktober 1793 zählt er ohne irgendwelche Reflexion die Ereignisse seit dem 7. September bis zum Prozeß der Girondisten auf. Dann kommt die Herrschaft des „Berges". Robespierre und seine Genossen erklärten die Guillotine und das Revolutionstribunal in Permanenz. Die Schreckensherrschaft ist auf ihrem Gipfel angelangt.

Rétif war entsetzt über diesen Zustand der Dinge. Er zittert vor Denunziation, Verfolgung, Verhaftung und Verurteilung. Schleunigst bekennt er sich in seinem Buche zu den politischen Anschau-

ungen des Berges, in dem er die „wahre Nationalvertretung“ erblickt. Die Jakobiner sind ihm die einzigen Patrioten. Die Pétion und Genossen, die er ein Jahr vorher so sehr gelobt hatte, sind ihm jetzt Verräter. Marat und Robespierre haben allein das Vaterland gerettet. Die Hinrichtungen vom 2.—5. September waren notwendig als Kampfmittel gegen die widerspenstigen Priester, die Gegenrevolution der Laien usw. Der Tod des Louis Capet war gerecht und notwendig, damit der letzte Tyrann der Franzosen den Untergang fände. Das Verbrechen der Marie Antoinette, Brissots und anderer sei erwiesen und die Kommune von Paris habe sich durch ihren Eifer, ihren glühenden Patriotismus und ihre Tatkraft um die ganze Republik wohlverdient gemacht.

Er erwähnt dann die Verhaftung und Verurteilung von Gorsas (7. Oktober), eines halben Freundes, für den er aber kein Wort des Mitleids oder Bedauerns übrig hat. Ausführlicher beschäftigt er sich dagegen mit dem Prozeß der Marie Antoinette. Sehr bemerkenswert ist die Schilderung der letzten Stunden der unglücklichen Königin, mit welcher der 16. Band der „Nuits de Paris“ schließt. (Vgl. Lacroix, S. 291—292.)

Während der Schreckensherrschaft wagte sich Rétif weder bei Tag noch bei Nacht aus seinem Hause heraus und hielt sich bald bei seiner Tochter Marion, bald bei seiner älteren Tochter, Frau Augé, verborgen, die noch immer von ihrem von ihr geschiedenen Gatten verfolgt wurde. Einmal in der Woche speiste er bei seinem Wohltäter Arthaud, dessen Gattin die Rolle der „Marquise“ der ersten

14 Bände der „Nuits" übernommen hatte. Eines Tages sah er voll Schrecken den Polizeikommissar Hue mit zwei Polizisten in seine kleine Druckerei in der Rue de la Bucherie 27 eintreten und glaubte seine letzte Stunde schon gekommen. Glücklicherweise handelte es sich aber um einen gerichtlichen Akt in seiner Ehescheidungsangelegenheit. Trotzdem steigerte sich seine Angst immer mehr, da er wußte, daß das „Comité de salut public" ihm gewisse Handlungen und Worte zum Vorwurf machen konnte. „Ich hatte," sagt er, „von der Tribüne des Pantheon herab gesprochen, ich hatte den Minister Roland verteidigt, dem das souveräne Volk sein Vertrauen entzogen hatte. Ich fürchtete, daß man sich daran erinnerte, und dann war ich verloren." Seitdem er sich selbst vor der wütenden Demagogie nicht mehr sicher wußte, verabscheute er die Revolution und wünschte das ancien régime wieder zurück. Er blieb zwar Sozialist und Kommunist, aber nicht mehr Republikaner. Erst nach dem 9. Thermidor atmete er wieder auf. Diese Änderung seiner politischen Anschauungen wird ausführlich im 15. Bande des „Monsieur Nicolas" dargestellt. Dort läßt er die Hauptereignisse der Revolution Revue passieren und stellt sie als ein bemerkenswertes Beispiel einer Politik des Zufalls dar, die oft allen Regeln der Klugheit zuwider war, aber zu der die Franzosen als neue Phaëtons durch die Ereignisse ebenso gedrängt wurden, wie das dem Sohn des Apollo und der Klimene durch die allzu feurigen Rosse des Sonnengottes geschah.

Als aber der Terror und damit die ihm von seiten des Revolutionstribunals drohende Gefahr endgültig

geschwunden war, da wurde Rétif im Jahre 1797 plötzlich wieder Republikaner und der erbitterte Feind des Adels und der Geistlichkeit. Da rief er auf einmal wieder kühn aus: „Möge die perfide Aristokratie sich nur ja nicht einbilden, daß ich den Tod aller derjenigen für ungerecht halte, die die Terroristen und die Blutdürstigen haben guillotinieren lassen! Die meisten waren Schuldige. Wer auch immer bei einer Revolution gegen die Regierung und die allgemeine Richtung auftritt, ist des Todes oder wenigstens der Verbannung schuldig." Die Aristokraten haben die Hungersnot, die Royalisten die für ihn so verhängnisvolle Entwertung der Assignaten verschuldet. Er richtet an den Rat der Fünfhundert die dringende Aufforderung zu neuen terroristischen Maßregeln gegen die Urheber der Wertherabsetzung des Papiergeldes und schlägt ein neues, mehr naives als praktisches System zur Wiederherstellung des Vertrauens auf die Assignaten vor. Der „Held Buonaparte" wird ihm jetzt vorbildlich für eine tatkräftige Initiative, die er dem Direktorium eifrig empfiehlt. Für die Organisation des Kommunismus schien ihm jetzt der richtige Augenblick gekommen zu sein, und er folgte begeistert jenem Fanatiker, der den Versuch dazu unternahm: Babeuf. Dessen Zeitschrift „Le Tribun du peuple" hatte keinen eifrigeren Leser als Rétif. Als aber Babeufs Lehre als umstürzlerisch und antisozial verurteilt und ihr Urheber nach dem Versuche der Inszenierung einer zweiten Bartholomäusnacht der Reichen und Aristokraten am 17. Mai 1797 hingerichtet worden war, da wurde es auch Rétif müde, über politische Dinge zu schreiben, und gab die Hoff-

nung auf Verwirklichung seines geliebten Kommunismus endgültig auf.

Es ist hier zum Schlusse noch einiger spezifisch revolutionärer literarischer Produkte Rétifs zu gedenken, das sind erstens die gegen den Abbé Maury, den Gegner Mirabeaus, gerichteten Pamphlete aus den ersten Revolutionsjahren 1789—1791. Cubières teilt in seiner biographischen Notiz über Rétif mit, daß dieser einer der Verfasser der zahlreichen politischen Pamphlete gegen den Abbé Maury gewesen sei, die zusammen nicht weniger als drei Bände ausmachen. Maury war Gegner Mirabeaus und aller demokratischen Redner der Nationalversammlung. Rétif, der damals einen heftigen Feldzug gegen die Religion und die Priester führte und die Prinzipien der Revolution mit einem glühenden Eifer verteidigte, sich zudem in großer Not befand und von seiner anderweitigen literarischen Tätigkeit nicht leben konnte, ergriff gerne diese Gelegenheit, sich durch Abfassung von Pamphleten sein Brot zu verdienen. Wahrscheinlich hat er im Solde Mirabeaus gearbeitet, der am meisten daran interessiert war, auf diese Weise einen Gegner zu bekämpfen, dessen er auf der Rednertribüne nicht Herr werden konnte. Man muß daher wohl mit diesen anonymen Pamphleten die geheimnisvollen Besuche Rétifs bei Mirabeau in Zusammenhang bringen, über die er auf S. 4249—4305 des 15. Bandes des „Monsieur Nicolas" berichtet. Bei diesen historisch so interessanten Unterhaltungen war sehr oft die Rede vom Abbé Maury, und Mirabeau ließ es nicht an bitteren, herabsetzenden Worten gegen seinen gefährlichen Rivalen fehlen.

Übrigens erzählt Rétif selbst im 16. Bande der „Nuits de Paris" (S. 425ff.), wie man ihm noch im Jahre 1793 Geld für die Abfassung politischer Pamphlete anbot.

Unter den 50 bis 60 Schmähschriften gegen den Abbé Maury hat Paul Lacroix (a. a. O. S. 324 bis 326) 38 als wahrscheinlich aus Rétifs Feder stammend zusammengestellt. Außerdem schreibt er ihm noch die „Vie privée de l'abbé Maury" (1790, 8⁰) zu.

Lacroix hat ferner sehr mühevolle Nachforschungen über andere Pamphlete und „Straßenpublikationen" angestellt, die Rétif in den Jahren 1789 bis 1797 vielleicht verfaßt hat. So sah er einmal eine von Rétif mit vollem Namen gezeichnete Broschüre gegen Villeterque, den Herausgeber des „Journal de Paris" und des „Journal des arts". Sie hatte den Titel „A Villeterque, vil pamphlétaire". Leider gelang es Lacroix nicht, dieses höchst seltene Stück behufs genauer bibliographischer Beschreibung noch einmal wieder in die Hände zu bekommen. Villeterque hatte Rétifs Schriften mit äußerster Schärfe kritisiert und besonders hart seine politischen und moralischen Anschauungen mitgenommen. Schon früher hatte Rétif in einem am Schlusse des 19. Bandes der „Contemporaines" (2. Auflage) abgedruckten Briefe darauf geantwortet, ehe er, durch neue Schmähungen dazu veranlaßt, sich zur Abfassung des erwähnten Pamphletes entschloß.

Ohne Zweifel ist Rétif auch der Verfasser eines anderen wohl kaum noch auffindbaren Pamphlets „Le plus fort des Pamphlets. L'Ordre des Paysans aux Etats-généraux" (ohne Ort und Verlagsangabe,

1789, 8°, 80 Seiten). Bisher kam dasselbe nur in einem Kataloge der Buchhandlung der Witwe Hénaux vom 19. Juli 1869 vor. Es wurde daraus sofort zum Preise von 7 Francs verkauft, so daß Lacroix es nicht näher prüfen konnte.

Schon in der Vorrede zum „Thesmographe" hatte er auf die in dieser Schrift entwickelte Idee angespielt und den Generalstaaten den Vorschlag gemacht, außer den Ständen der Geistlichkeit, des Adels und der Bürger noch einen vierten Stand der Bauern zu schaffen, welcher Gedanke in dieser Broschüre weiter ausgeführt wird.

Es ist kaum zweifelhaft, daß Rétif während der Revolution noch andere Broschüren politischen und sozialen Inhalts verfaßt hat, die er alle anonym in die Welt schickte, um sich nach keiner Seite hin zu kompromittieren. Jedenfalls kam er in den Verdacht, der Autor der drei folgenden politischen Schmähschriften zu sein.

Auf eine Denunziation Augés hin mußte sich Rétif am 28. Oktober 1789 vor dem Polizeiausschuß der Pariser Kommune wegen angeblicher Abfassung eines Pamphletes „Moyen sûr à employer par les deux ordres, pour dompter et subjuguer le Tiers-État et le punir de ses exactions" (1789) verantworten. Rétif leugnete die Autorschaft ab und behauptete sogar, daß die Schrift seinen Grundsätzen zuwiderlaufe. In seinem Bericht über dieses Verhör sagte er später (Nuits de Paris XV, 213): „Ich behaupte, daß dieser dumme Titel von Augé stammt, er allein konnte einen solchen erfinden." Möglicherweise hatte Augé in der Tat den Titel einer von Rétif wirklich verfaßten Broschüre so entstellt.

Auch das folgende zweite Pamphlet: „Domine salvum fac regem. Sur les bords du Gange, 21 octobre 1789." (8⁰, 31 S.) war Gegenstand einer Denunziation Augés und eines Verhörs Rétifs an ebendemselben 28. Oktober 1789. Auch in diesem Falle bestritt Rétif die Urheberschaft und deutete ziemlich offen auf den wirklichen Verfasser hin. Dies war wahrscheinlich Peltier, der Herausgeber der „Actes des Apôtres". Lacroix vermutet aber, daß dies Pamphlet, in dem Mirabeau und der Herzog von Orleans beschuldigt werden, für die Ereignisse des 5. Oktober 1789 und die Exzesse in Versailles verantwortlich zu sein, zwar von Rétif nicht verfaßt, aber heimlich gedruckt worden sei. Er hatte damals in der Wohnung seiner Tochter Marion eine kleine Druckerei, in der er seine Werke und auch andere heimliche und verbotene Schriften druckte. Dieser gegen Mirabeau gerichteten Broschüre folgten mehrere andere in royalistischem Sinne gehaltene wie das „Credo du Tiers-État", „Veni Creator Spiritus", „Le De Profundis de la Noblesse et du Clergé" usw., die sehr wohl ebenfalls von Rétif gedruckt sein konnten. Denn erst im folgenden Jahre trat er wohl durch die Vermittlung von Arthaud in Beziehungen zu Mirabeau, um sich nun ganz in dessen Dienst zu stellen.

Endlich wurde an dem erwähnten Tage Rétif auf Veranlassung seines erbärmlichen Schwiegersohnes noch wegen eines dritten, sehr obszönen Pamphletes, dessen Autorschaft Augé ihm zuschrieb, verhört. Der Titel desselben lautete: „Dom Bougre aux États-Généraux, ou Doléances du Portier des Chartreux, par l'auteur de la Foutro-

manie", mit dem Epigraph: Latet anguis in herba (A Foutropolis, chez Bracquemart, libraire, rue Tire-Vite, à la Couille d'Or. Avec permission des Supérieurs. Sans date [1789], 8⁰, 16 S.).

Augé hatte ein Exemplar dieser Schandschrift in dem Bureau des Polizeikommissariats niedergelegt, Rétif als unzweifelhaften Verfasser derselben bezeichnet und besonders auf die häufigen Erwähnungen der Ideen Rétifs mit dessen Namen als Beweis dafür aufmerksam gemacht. Im Verhör verwahrte sich Rétif sehr energisch gegen diese Behauptungen, und da Augé dieselben nicht beweisen konnte, wurde er zur größten Genugtuung seines Schwiegervaters zu 5 oder 6 Tagen Haft verurteilt. Er verließ das Gefängnis nur um so wütender und hörte nicht auf, überall öffentlich Rétif als den Verfasser des „Dom Bougre aux États-généraux" zu bezeichnen. Lacroix ist geneigt, sich der Ansicht Augés anzuschließen, da der Inhalt dieser obszönen Schmähschrift ohne Zweifel vielfach ganz die Gedanken und die Ausdrucksweise Rétifs erkennen läßt. So heißt es z. B. ganz im Geiste des „Pornographe": „Ich will Euch die Mittel zeigen, um die Sitten zu reinigen, die Entartung des Menschengeschlechts zu verhindern und den Ehebruch, die Päderastie, Bestialität und andere Laster, die seit fünf oder sechs Generationen die Franzosen erniedrigen, auszurotten. Das Heilmittel würde, wie ich glaube, die Annahme des Systems des verstorbenen (sic) Herrn de la Bretonne, des großen Moralschriftstellers, sein. Er hat in seinem „Pornographe" den Vorschlag gemacht, alle Freudenmädchen nach Klassen einzuteilen und sie in verschie-

denen Häusern unterzubringen. Die verschiedenen Preise müßten auf den Türen bezeichnet, von 12 Livres bis zu 3 Livres, außerdem müßten dort noch andere Einzelheiten wie „kleiner Wuchs", „Blondine" etc. mitgeteilt werden." Wie Rétif später die „Anti-Justine" dem Advokaten Linguet zuschrieb, so ließ er hier den Verfasser der „Foutromanie", Sénac de Meilhan, als Autor figurieren. Damals stand er ja, wie wir oben (S. 242) sahen, in direkten Beziehungen zu diesem berühmten Schriftsteller und wurde gelegentlich eines großen Diners am Anfange der Revolution das Opfer einer gelungenen Mystifikation. Möglich, daß er seinem Gastgeber jetzt mit dieser weniger harmlosen Vergeltung antwortete.

Das Pamphlet, in Form einer Adresse an die Generalstaaten, enthält sechs Kapitel: I. Von den Freudenmädchen; II. Von den Päderasten; III. Von der Sodomie; IV. Vom Inzest; V. Vom Cunnilingus; VI. Von einigen anderen für die Fortpflanzung schädlichen Lastern.

U. a. wird darin empfohlen, daß den Männern gestattet werden solle, bei eintretender Schwangerschaft ihrer Frauen eine Konkubine zu nehmen und diese, falls der gleiche Fall bei ihr eintreten sollte, wieder mit einer anderen Maitresse zu vertauschen. Die Kinder der Konkubinen sollte dann der Staat adoptieren!

Lacroix meint, daß Rétif, wenn er nicht der Verfasser dieser schmutzigen Broschüre gewesen sei, jedenfalls sehr wohl fähig gewesen wäre, sie geschrieben oder doch gedruckt zu haben.

Neuntes Kapitel.

Die letzten Lebensjahre.

(Zehnte Epoche, 1797—1806.)

1. Lebensnöte.

Rétif hat niemals sehr viel geschäftlichen Geist in seinen ökonomischen Angelegenheiten entwickelt. Dieser große Beobachter und naturalistische Sittenschilderer war gegenüber den Verlegern und Buchhändlern von einer geradezu naiven Vertrauensseligkeit. So kam es, daß er sogar von seinen besten Büchern für sich selbst nur sehr wenig übrig behielt. „Ich verstehe nichts von Geschäften," sagt er sehr aufrichtig in einem Briefe, „nicht aus Unwissenheit, sondern meinem Charakter gemäß. Man sollte die Vormundschaft über Schriftsteller verlängern, die wirklich bis zum hundertsten Lebensjahre derselben bedürfen. Ich habe nicht wie andere mein Vermögen verschwendet, ich bin im Gegenteil sparsam, nüchtern, ordnungsliebend. Aber ich verstehe die Kunst nicht, aus meiner Arbeit einen Vorteil zu ziehen" (Lettres inédites S. 6—7).

Nur in einer Beziehung war er seiner Zeit weit voraus. Er setzte nämlich für das Bekanntwerden und die Verbreitung seiner Bücher eine echt moderne

Reklame in Szene. Nicht nur zeigte er im Anhange seiner Bücher die bereits erschienenen und die zukünftig erscheinenden sehr ausführlich mit Analyse des Inhalts, Wiedergabe der zeitgenössischen Kritik usw. an, sondern er ging auch so weit, direkt im Text seiner Schriften oft auf recht naive Weise seine früheren Werke anzupreisen, oder wenigstens darauf hinzuweisen. Am drolligsten und erheiterndsten wirkt in dieser Beziehung eine Stelle im dritten Bande des „Palais Royal" (S. 17 des Neudrucks). Da läßt er die „converseuse" Rose zu ihrer Gefährtin Aurore sagen:

„Wir hatten alle Erzählungen der Städte und aus den Provinzen erschöpft, wir hatten der Prinzessin alle „Contemporaines', des N.-E. Rétif, seine „Françaises", seine „Parisiennes" erzählt, die ihr durch ihre Naturwahrheit wie wirkliche Erlebnisse vorkamen, während Marmontels Erzählungen weiter nichts sind als eben hübsche Erzählungen. Ich hatte als neue Tatsachen die „Nuits de Paris" wiederholt und war am Ende meiner Weisheit, als ich einen wahren Schatz entdeckte! Das sind die 434 von Rétif gesammelten „histoires provinciales" über Stoffe, die aus allen Teilen des Königreichs ihm zugeschickt worden waren. Sie sind noch im Manuskript. Du und ich, wir werden täglich jede eine lernen und sie der Prinzessin wiedererzählen! Aurore war von dieser Entdeckung ganz entzückt. Sie erhielt aus Rosas Hand ihre erste vorzutragende Geschichte und las sie. Es war die „zweite Provinziale".

So bekam die Prinzessin jeden Tag bei der Toilette eine Geschichte zu hören und eine zweite nach dem Mittagessen. Man gab dieselben für eben geschehene Ereignisse aus und hierdurch wurde sie auf sehr wirksame Art unterhalten."

Ermutigt durch diesen Erfolg faßt Rose den Gedanken, in Gemeinschaft mit 17 anderen „converseuses" neue Erzählungen auszuarbeiten, die „Mille et une métamorphoses" Rétifs!

Eine andere nicht weniger wirksame Art der Reklame Rétifs war die öffentliche Aufforderung an das Publikum, selbst ihm Stoff für seine Schriften einzusenden oder sonst daran mitzuarbeiten. In anderem Zusammenhange werden wir auf diese seltsame literarische Gewohnheit noch zurückkommen.

Auch war er mit Freiexemplaren recht freigebig. So sandte er z. B. Ende 1798 an den Bürger Fontaine in Grenoble ein Paket mit nicht weniger als 98 Bänden seiner Schriften! (Lettres inédites 34—35.)

Erst diese riesige Reklame machte in Verbindung mit dem Inhalt seiner Schriften Rétif zu einem Volksschriftsteller im wahren Sinne des Wortes. Denn die niederen Volksklassen sind allezeit für solche sensationellen Mittel am meisten empfänglich gewesen. Und ihm selbst kam es vor allem auf Popularität an, auf möglichste Verbreitung seiner Schriften in weiten Volkskreisen, weniger auf geschäftliche Ausbeutung seiner Schriftstellerei. So erlebte er denn in letzterer Beziehung sehr viele Enttäuschungen und ging häufig gänzlich leer aus, wenn er nicht gar noch bei einem Buche zusetzte. An vielen Stellen seiner Werke macht er interessante Mitteilungen über diese pekuniären Verhältnisse. Schließlich hat er in dem „Grand état de mes affaires“ am Schlusse der „Inscripcions“ (316—322) eine interessante Zusammenstellung seiner schriftstellerischen Einnahmen und Ausfälle gegeben, die wir ohne die beigegebenen Erläuterungen hier folgen lassen:

Famille vertueuse	750 l(ivres)
Lucile	72 „
Total	822 l(ivres)

	Report	822 l(ivres)	
Pied de Fanchette	00	,,	Jaugin me doit ces 2 ouvrages.
Fille naturelle	00	,,	
Confidence nécessaire	00	,,	Kolman[1]) (?)
Pornografe	00	,,	Edme
Mimografe	00	,,	Edme Michel
Lettres d'une fille à son père	600	,,	
École de la jeunesse, environ	300	,,	
Femmes trois états	00	,,	Costard
Ménage parisien	00	,,	,,
Nouvaux mémoires d'un H.deq.	00	,,	,,
Fin matois	00	,,	,,
Paysan perverti	9000	,,	
École des pères	00	,,	Costard
Gynografes et Andrografes .	00	,,	En nature
Quadragénaire	480	,,	
Malédiction paternelle	1500	,,	
Nouvel Abeillard	2400	,,	
Vie de mon père	4800	,,	
Découverte Australe	1500	,,	
Dernière aventure	500	,,	
Prévencion nationale	800	,,	
Oribeau	1200	,,	
Les Contemporaines, environ	27000	,,	
Les Françaises (choiries ou séparément)	2734	,,	
Total	53886	l(ivres)	

La femme infidèle	00	l(ivres)
Ingénue Saxancour	00	,,
Le Thesmografe	00	,,
Les Nuits de Paris	00	,,
La Semaine nocturne . . .	00	,,
Les Filles du Palais-Royal	600	,,
Les Tableaux de la vie . . .	150	,,
Ci-contre	53886	,,
Total	54636	l(ivres)

[1]) Hier und bei den folgenden Namen ist zu ergänzen: blieb den Betrag schuldig.

Sur la „Femme infidelle", vendue à 30 s. à Maradan, perdu		1200	l(ivres)
Sur „Ingénue". perdu les		600	„
Sur le „Thesmografe", toujours au même, perdu		888	„
Sur les „Nuits de Paris", qui me coutent d'impression et mss., 22 mille livres, perdu, avec Maradan		4000	„
Avec Perlet, brocheur, 3000 l		700	„
Avec Dubosc, colporteur, 1200 l		200	„
Volés		400	„
Donné à vil prix la moitié de l'edition pour	9000 l(ivres)		
Reçu de Petit	1700 „		
Belin	600 „	perdu 335	„
Duchesne	1040 „		
Regnaut	400 „		
Ai retiré	17940 „	4060	„
	Total de mes pertes	12378	l(ivres)

Pertes anciennes et nouvelles	21707	l(ivres)
	12378	„
Total	34185	l(ivres)

Es stand also der obigen Einnahme von 54636 Livres ein Verlust von 34185 Livres gegenüber. Das macht einen Überschuß von 20451 Livres für die Zeit von 24 Jahren, also noch lange nicht tausend Livres pro anno! Zu dieser traurigen Bilanz gibt Rétif noch die folgende Erläuterung: „Es folgt daraus, daß ich nicht mehr als tausend Livres jährlich ausgegeben habe und daß man mir viel mehr von der Frucht meiner Arbeit gestohlen hat, als man mir dafür gegeben hat. Ich habe zwei Kinder erzogen, ich habe drei oder vier Personen unterstützt. Meine persönliche Ausgabe hat also nicht mehr als 400 Livres das Jahr betragen."

Freilich hatte er fast nur diese geringen schriftstellerischen Einnahmen für seinen Lebensunterhalt verwendet, während er ein von seinem Vater und dem Abbé Thomas ererbtes nicht unbeträchtliches Vermögen (vgl. über die einzelnen Bestandteile desselben die Zusammenstellung bei Cottin a. a. O. S. 172 bis 173) möglichst unangetastet ließ. Die Assignatenwirtschaft der Revolution beraubte ihn dieses Vermögens gänzlich, so daß er sich am Ende seines Lebens dem bittersten Elend preisgegeben sah. In den „Lettres inédites" (z. B. S. 20) und in dem Bericht über die „gegenwärtige Lage des Herausgebers" am Ende der „Posthumes" tritt uns diese Lebensnot des bedauernswerten Mannes auf eine ergreifende Weise entgegen.

In dieser Bedrängnis fand Rétif die Teilnahme und Hilfe zweier edler Männer, des berühmten Carnot, Mitgliedes des Direktoriums, und eines höheren Zollbeamten namens Lecomte. Der letztere verschaffte ihm im Jahre 1799 eine Stellung in der Verwaltung der Zölle mit einem Jahresgehalte von 4000 Francs. In dem letzten Briefe der „Lettres inédites" berichtet Rétif voll Freude seinem Freunde in Grenoble über den Empfang der ersten Monatsrate dieses Gehaltes im Betrage von 333 Francs. Voilà un petit commencement de bonheur (Lettres inédites S. 61). Nach Cubières bekleidete er dieses Amt bis zu seiner letzten Krankheit, bis zu dem Augenblicke, wo er nicht mehr imstande war, zu gehen oder die Feder zu halten (Cubières bei Lacroix a. a. O. S. 65).

Der letzte Trost seines zur Neige gehenden Lebens war die Freundschaft einer edlen, geistreichen

Frau, in deren Hause er schon seit langer Zeit verkehrte und die ihm fast allein von seiner ganzen früheren vornehmen Bekanntschaft die Treue bewahrt hatte. Diese „femme céleste", wie Rétif sie nennt, sein „Engel", wie Cubières sagt, war die Gräfin Fanny de Beauharnais, die Tante der Kaiserin Josephine.

2. Fanny de Beauharnais und ihr Kreis.

Die Gräfin Fanny de Beauharnais (1738 bis 1813), eine literarisch sehr gebildete und auch selbst produktive Frau, war in den 70er, 80er und 90er Jahren des 18. Jahrhunderts der Mittelpunkt eines literarischen Salons, zu dessen ständigen Besuchern Männer wie Dorat, Pezay, Collé, Colardeau, Crébillon fils, Cailhava, Bonnard, Gudin, Dusaulx, de Coth, Cubières-Palmézeaux und der berühmte Naturforscher Buffon gehörten. Hier gab es aber mehr geistige als körperliche Nahrung. Denn die geistreiche Wirtin kümmerte sich weniger um die Details der Haushaltung und Küche als um ihre Verse. Dorat und Buffon waren ihre leidenschaftlichsten Verehrer, und Cubières zeigt uns in einem hübschen Genrebilde den großen Naturforscher im Salon seiner Freundin:

Buffon ne cessa point d'admirer ses talents.
Que de fois je l'ai vu, malgré le poids des ans,
De la beauté sensible enviant le suffrage,
Venir à Beauharnais offrir un pur hommage
Et daigner applaudir, avec un doux souris,
A des vers faits par elle, ou pour elle entrepris!

Mit dem Tode Dorats und Buffons veränderte sich die Zusammensetzung des Salons der Beauharnais ein wenig, der bis dahin rein literarische Interessen gepflegt hatte. Jetzt kamen Schriftsteller dorthin, die den großen Begebenheiten der Zeit mit leidenschaftlicher Anteilnahme folgten und die Politik des Tages in die Stille des Salons trugen. Es waren Männer wie Mercier, der Verfasser des Kulturbildes „Le tableau de Paris", der Dichter und Illuminat Cazotte, der berüchtigte Baron von Clootz, Rabaud de Saint-Étienne, Boissy d'Anglas und Cubières. Man vereinigte sich an jedem Zweiten, Zwölften und Zweiundzwanzigsten des Monats und besprach hier literarische und politische Fragen, wobei oft die sonderbarsten Behauptungen aufgestellt wurden. „Ihr kleiner Salon in Blau und Silber," sagt Cubières, „ist gewissermaßen das Ei der Nationalversammlung gewesen, und aus diesem Ei sind die Keime hervorgegangen, die durch den Einfluß der öffentlichen Meinung die Früchte der Freiheit hervorgebracht haben." Die edle, gutherzige Frau ließ dem Redestrom freien Lauf, sie war nicht imstande, die Debatte zu leiten und die Unterhaltung in vernünftige Bahnen zu lenken. Sie hatte nur ein hilfloses Lächeln, wenn die Geister gar zu heftig aufeinander platzten.

Man plauderte gewöhnlich bis kurz vor Mitternacht. Dann wurde im Speisezimmer ein Souper eingenommen. Man kehrte dann in den Salon zurück und es wurde bis gegen 3 Uhr morgens vorgelesen. Manche blieben auch dann noch, um zu plaudern und zu diskutieren. Die Herrin des Hauses zog sich erst nach dem Weggange des letzten Besuchers zurück.

Berühmte Fremde, vornehme Personen waren nicht selten als Gäste zugegen, aber auch manche Abenteurer und zweifelhafte Gestalten.[1])

Rétif machte die Bekanntschaft der Komtesse de Beauharnais bereits am 8. Juni 1787, wo er ihr durch seinen Freund Mercier vorgestellt wurde (Inscr. 304, M. N. XI, 154), er speiste zuerst am 22. Juni dieses Jahres bei ihr zu Abend (Inscr. 307). Sie empfing ihn mit großer Liebenswürdigkeit und Wohlwollen, das sie ihm bis zu seinem Tode bewahrte. Rétif war entzückt von ihrer Schönheit, ihrem „wollüstigen" Gange. „Wenn man sie sieht, hört, liest, fühlt man, welche Wonne es sein muß, von ihr die Freuden der Liebe zu empfangen." Leider wurde er niemals dieser letzteren teilhaftig, sondern mußte dieselben seinem glücklicheren Nebenbuhler Cubières überlassen, dem erklärten Geliebten der Beauharnais und dem „Nachfolger Dorats" (M. N. XI, 156) in ihrer Gunst.

Rétif ging jeden Freitag Abend zur Komtesse und blieb oft in Gesellschaft der anderen bis 5 Uhr morgens dort. Dort las er in späterer Zeit die verschiedenen Partien des „Monsieur Nicolas" vor, oder nahm an der Unterhaltung teil, die vor der Revolution meist die Chronique scandaleuse von Hof und Gesellschaft betraf — es war die Zeit der „Anecdotes secrètes" —, später mehr den öffentlichen Angelegenheiten gewidmet war.

„Nach drei Uhr erzählte gewöhnlich der Marquis de la Grange, ein verabschiedeter Offizier von den Musketieren, die Anekdoten von den Höfen Ludwigs XV. und Lud-

[1]) Vgl. G. Desnoiresterres „Le Chevalier Dorat et les poètes légers au XVIII[e] siècle", Paris 1887, S. 379—392.

wigs XVI. Dieser Mann war zwar kein Genie, hatte aber ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Ich habe diese Anekdoten des alten Offiziers in den „Provinciales" benutzt, wo man ganz erstaunliche Dinge findet, auch in den „Parisiennes", im „Drame de la Vie" und im 15. und 16. Bande der „Nuits de Paris".

Ich sah bei der Komtesse Cubières, den Nachfolger Dorats, Cazotte, der mir die zärtlichste Freundschaft entgegenbrachte, Rabaud Saint-Étienne, damals ein großer Geck, La Ferté und seinen Schwager Vic-d'Azir, den italienischen Grafen Arconati, einen Kosmopoliten, der die ganze Erde, selbst Lappland besucht hatte, den Engländer Robinson, den Sohn einer Hindufrau, der ganz den romantisch exaltierten Charakter dieses Stammes geerbt hatte, Stanislaus Potocki, Bruder des Großmarschalls der Krone von Polen, einen sehr geistreichen, liebenwürdigen Mann, der einen ebenso reinen französischen Stil schrieb, wie unsere besten Autoren. Im 14. Bande der „Nuits" habe ich einen sehr geschmackvollen und kenntnisreichen Essay von ihm über die Gemälde im Salon von 1788 abgedruckt. Endlich den jungen Prinzen Czartoriski, einen schönen, gebildeten und bescheidenen Mann. Indessen hatten wir eines Abends eine kleine Differenz. Ich kannte ihn nicht, er trug eine gewöhnliche graue Kleidung. Er setzte Aristoteles herab. „Junger Mann," sagte ich zu ihm, „sprechen Sie von großen Männern mit mehr Ehrerbietung. Kennen Sie denn überhaupt diesen Aristoteles, über den Sie zu urteilen wagen? Es ist der Vater des gesunden Menschenverstandes, der Logik und guten Regeln der Literatur. Man lästert ihn, wie man heute die Gottheit lästert." Nach dieser Erklärung gestand der junge Prinz sein Unrecht mit Sanftmut ein. Ich lernte noch einen anderen polnischen Grafen oder Prinzen kennen, ich glaube Malakeuski, mit dem wir bei einem fast einsamen Souper eine köstliche Unterhaltung hatten. Alle Polen, die ich bei der Gräfin gesehen habe, waren die liebenswürdigsten Menschen. Dort war auch der Prinz Gonzaga, dessen Großvater von Österreich der Herrschaft über Mantua beraubt worden war, weil er im spanischen Erbfolgekriege auf seiten der Franzosen gestanden hatte. Dieser an unseren Soupers

teilnehmende Prinz war der letzte seines Namens. Ferner waren anwesend der Sohn Buffons, ein schweizerischer Graf mit seiner Tochter, die ebenso schön war wie Julie d'Étange, fast alle berühmten Schriftsteller, eine Menge vornehmer Offiziere, kurz, fast ganz Europa.

Vor dieser intelligenten Gesellschaft las ich meine ersten „Epochen" vor. O wie wurde Madame Parangon dort bewundert! „Die himmlische Frau!" rief die Gräfin aus. Wie liebte man Zephire. Weiter als bis zur Episode „Louise und Therese" ging ich nicht, da ich nicht unbekannten Leuten meine letzten Erlebnisse offenbaren wollte.

Bei unserer intimeren Unterhaltung nach drei Uhr erzählte die Komtesse oft sehr interessante Dinge, wie z. B. jene Geschichte, aus der ein bekannter Schriftsteller ein Werk mit dem pikanten Titel „Les Posthumes" gemacht hat, ebenso andere Anekdoten, die sie selbst betrafen." (Monsieur Nicolas XI, 155—158.)

Cubières berichtet (bei Lacroix a. a. O. S. 54), daß Rétifs Beziehungen zu Fanny de Beauharnais bis zu seinem Tode unverändert freundschaftliche blieben. Noch in den letzten Lebensjahren sah man den Greis trotz seiner mehr als fragwürdigen äußeren Erscheinung in den Gesellschaften der Gräfin. Der Baron de Lamothe-Langon, der Rétif in den Jahren 1803 und 1804 in dem Salon der Beauharnais begegnete, erzählt uns, daß er einen kläglichen Eindruck machte und allen Personen, die ihn zum ersten Male sahen, einen gewissen Abscheu einflößte. Dieser wurde hauptsächlich durch sein stolzes, hochfahrendes Wesen und durch seine schmutzige und schäbige Kleidung hervorgerufen, die nicht selten die Geruchsnerven der Anwesenden in empfindlicher Weise beleidigte. Es bedurfte der ganzen Güte und Liebenswürdigkeit der Gräfin, um ihre übrigen Gäste zur Nachsicht und Toleranz gegen

diesen Sonderling zu bewegen (Lacroix a. a. O. S. 21, nach eigener Mitteilung von Lamothe-Langon). — Diese Schilderung von Lamothe-Langon ist vielleicht ein wenig zu parteiisch gefärbt, wenn wir den Eindruck dagegen halten, den Helmina von Chézy von Rétif de la Bretonne empfing und über den wir in anderem Zusammenhange berichten.

3. Letzte literarische Pläne und Arbeiten

Bis zum letzten Augenblicke seines Lebens ist Rétif literarisch tätig gewesen. Die Hauptkraft verwendete er auf die möglichste Vollendung seiner monumentalen Selbstbiographie, des „Monsieur Nicolas". Die ersten acht Teile waren im Jahre 1794 erschienen, aber wie wir aus den Notizen in seinem Tagebuche sowie aus den chronologischen Bemerkungen selbst wissen, schon lange vorher geschrieben worden. Im Jahre 1796 folgten Teil 9 und 10. Der Rest erschien im Laufe des Jahres 1797. Nur unter den größten pekuniären Schwierigkeiten konnte der Druck eines so umfangreichen Werkes von 16 Bänden vollendet werden, und wie wir wissen, scheiterte an diesem Geldmangel die Fortführung des Unternehmens in der ursprünglichen Form einer fortlaufenden chronologischen Erzählung. Außerdem verminderte sich trotz des interessanten Inhalts mit jedem Bande die Zahl der Käufer. Rétif faßte den Plan, das Werk auf dem Wege der Subskription zu vertreiben, mit Beteiligung der Subskribenten am Gewinne aus einer zweiten Auflage! Zu diesem Zwecke versandte er einen Prospekt mit einer völlig imagi-

nären Subskribentenliste. Er bekam auch etwas Geld, aber die ganze Sache wurde durch die politischen Ereignisse inhibiert. Trotzdem es den Buchhändlerfirmen Veuve Duchesne und Nicolas Bonneville, denen er die ersten acht Bände in Kommission gegeben hatte, nicht gelungen war, einen nennenswerten Absatz zu erzielen, setzte Rétif unverdrossen den Druck der weiteren Bände fort. Wo sollten auch die Käufer sein, da die meisten begüterten Liebhaber solcher Werke, die als Subskribenten in Betracht kamen, eingekerkert, ausgewandert oder gar guillotiniert waren? Damals, zur Zeit der Schreckensherrschaft, las man nur erotische und rein obszöne Schriften, und die durften meist den Umfang von zwei kleinen Bändchen nicht überschreiten. Ein Werk von 16 Bänden hatte allein schon durch diesen Umstand etwas Abschreckendes für die damalige Zeit. Man kaufte es nicht, ja es ist zweifelhaft, ob überhaupt irgendein Journal das Werk erwähnt hat.

Trotz allem opferte Rétif seine letzten Mittel, um dieses kühne Unternehmen zu vollenden. Man sieht aber deutlich, daß Druck und Papier der Bände 9—16 gegenüber den ersten Bänden sehr viel schlechter geworden sind. Rétif betrachtete diese Ausgabe nur als eine für den Autor und eine kleine Zahl seiner ständigen Leser bestimmte „Druckkopie" des Manuskripts, die später durch eine definitive für die große Öffentlichkeit bestimmte Ausgabe ersetzt werden sollte. Deshalb bemaß er die Auflage nur noch auf 250 Exemplare statt der 450 der ersten acht Bände. Selbst diese geringe Auflage blieb unverkäuflich, schließlich mußte Rétif sie von Du-

chesne und Bonneville wieder abholen lassen und in großen Ballen verpackt in dem elenden Erdgeschoß in der rue du Fouarre Nr. 26 aufstapeln, das er zusammen mit seiner zur Witwe gewordenen Tochter Marion bewohnte. Ein Mann, der Rétif dort noch gesehen hatte, erzählte Lacroix, daß er bisweilen unter Tränen diese staubigen Bücherballen betrachtet und zu seiner Tochter gesagt habe: „Da liegt ein Vermögen. Aber ich muß erst unter der Erde ruhen, um nach meinem wahren Werte geschätzt zu werden und den mir gebührenden Platz als einer unserer ersten Romanschriftsteller und Philosophen zu erhalten" (Lacroix 403). Unwillkürlich denkt man bei diesen Worten an das ziemlich, wenn auch nicht ganz ähnliche Schicksal der Bücher Arthur Schopenhauers.

Selbst nach dem Erscheinen des letzten, 16. Bandes des „Monsieur Nicolas" zeichnete Rétif seine Memoiren weiter auf. Seine Frau und seine Töchter übergaben das Manuskript dieser späteren Lebenserinnerungen nach dem Tode Rétifs seinem Freunde Mercier zur Herausgabe. Obgleich dieser ihn um neun Jahre überlebte, veröffentlichte er nichts von dem hinterlassenen Werke seines ehemaligen Freundes und literarischen Nebenbuhlers. Beider Manuskripte wurden um 1819 von einem gewissen Lallement verbrannt, dem Mercier sie vermacht hatte (Lacroix 406—407). Wie wir aber sahen, sind doch einige Manuskripte Rétifs gerettet worden, und es ist zu hoffen, daß noch mehr davon ans Tageslicht kommt.

Im Jahre 1797 veröffentlichte Rétif noch die „Philosophie des Monsieur Nicolas" unter Mitwir-

kung seines Freundes Bonneville, der auch den Druck überwachte, und 1798 erschien die berüchtigte „Anti-Justine", dieser seltsame Niederschlag der erotischen Phantasien Rétifs, ein in eine kondensierte Form gebrachtes System seiner sexuellen Ausschweifungen und Perversitäten, wie er sie wirklich begangen hatte (s. unten).

In den aus den Jahren 1797—1799 stammenden „Lettres inédites" spricht Rétif öfters von einem noch unveröffentlichten Werke, den „Lettres du Tombeau", von dem er in pekuniärer Beziehung sehr viel erhoffte. „Dieses Werk ist von einer beispiellosen Originalität und zugleich voll von tiefen Erkenntnissen, merkwürdigen naturwissenschaftlichen und philosophischen Ideen, die ich für die Leser beider Geschlechter gemeinverständlich dargestellt habe" (Lettres inédites 30).

Es ist dies dasselbe Werk, das dann im Jahre 1802 unter dem Titel „Les Posthumes; lettres reçues après la mort du mari, par sa femme, qui le croit à Florence" (Paris, 4 Bände) erschien, und auf dessen Titel der verstorbene Cazotte als angeblicher Verfasser bezeichnet war. Auf der Rückseite des Titels führt Rétif dies weiter aus, indem er erklärt, daß Cazotte, mit dem er seit 1786 bekannt gewesen sei und den er dann später zweimal wöchentlich bei der Gräfin Beauharnais getroffen habe, ihm diese im Geiste der französischen Illuminaten verfaßte Schrift übergeben und ihn beauftragt habe, sie zu veröffentlichen.

Cubières macht in seiner biographischen Notiz über Rétif einige interessante Mitteilungen über das Zustandekommen der „Posthumes" oder wie er sie

ebenfalls nennt der „Lettres du Tombeau“. Danach gab Madame de Beauharnais Rétif das Sujet dieses Romans, und diese „einfache, natürliche, gefällige“ Idee arbeitete Rétif zu vier dicken Bänden aus. Er brachte ihr jeden Freitag, wenn er bei ihr soupierte, fünf oder sechs solcher „Briefe aus dem Grabe“, die er mit großer Selbstgefälligkeit vorlas und die alle bewunderten, weil „in einer Privatgesellschaft jedermann alles bewundert“. Diese Vorlesung dauerte für gewöhnlich bis 5 oder 6 Uhr morgens, die meisten Zuhörer schliefen dabei ein.

Die Regierung verbot, wie Cubières weiter berichtet, die Publikation des Werkes, seiner Ansicht nach nicht mit Unrecht. Denn dasselbe wimmelt trotz seiner „erhabenen Bizarrerie“ von den empörendsten Obszönitäten und indiskreten Enthüllungen über hervorragende politische Persönlichkeiten (Cubières bei Lacroix 71—72). Die Veröffentlichung veranlaßte in der Tat eine Vorladung des Verfassers vor den Untersuchungsrichter und eine Konfiskation des Werkes selbst. Dank den Bemühungen seiner Gönner, namentlich der geistigen Urheberin des Werkes, der Gräfin Fanny de Beauharnais, blieb aber Rétif selbst unbehelligt.

In demselben Jahre wie die „Posthumes“ erschienen die „Nouvelles Contemporaines ou Histoires de quelques femmes du jour“ (Paris, 1802, 2 Bände), eine Sammlung freier Erzählungen aus den früheren Schriften des Verfassers, besonders dem „Monsieur Nicolas“, mit Einfügung von Dialogen und neuen Einzelheiten und Veränderung der Namen, wie z. B. die gänzlich umgestaltete Episode von Louise und Therese in Bd. II S. 80—151 beweist,

wo sie als eine Novelle „Louise Elisabeth Allan" wiedererzählt wird. Rétif hat dieses Werk selbst gedruckt zugleich mit einigen auf der Rückseite des Titels angezeigten kleineren erotischen und bizarren Romanen aus anderer Feder wie dem „Faublas moderne", „Selisca", „Théodorine", „Adrien ou les aventures d'un jeune Séminariste" etc.

In den Gesellschaften bei der Gräfin Beauharnais sammelte Rétif auch das Material für eine Schrift, die er im Manuskript hinterließ und die erst nach seinem Tode erschien. Es ist die „Histoire des Compagnes de Maria, ou Épisodes de la vie d'une jolie femme" (Paris, 1811, 3 Bände). Die darin enthaltenen Erzählungen hörte Rétif von der Beauharnais, es sind die der Gefährtinnen der Gräfin in dem Kloster, wo sie erzogen wurde. „Maria" ist sie selbst. Sie wird auf jeder Seite erwähnt. Drei Novellen beziehen sich ausschließlich auf sie. „Rêve de Maria, ou la Femme d'un Barbe-Bleue" ist die Geschichte ihrer unglücklichen Ehe; „Les Distractions de Maria", eine feine Schilderung ihrer Persönlichkeit; „Liste des ouvrages de Maria", eine Apotheose der Schriftstellerin.

In den „Lettres inédites" spricht Rétif auch von seiner Arbeit an den schon früher erwähnten „Mille et Une Métamorphoses", einem Werke, das er bereits seit 1783 anzeigte, dessen ersten Teil er aber erst im Jahre 1797 im Manuskript vollendet hatte. In einem Briefe vom 28. März 1798 sagt er aber: „Unglücklicherweise muß ich noch ein Werk mit dem Titel „Les mille et une Métamorphoses" beendigen. Ich sehe aber keine Möglichkeit, dies zu tun" (Lettres inédites 42).

In demselben Briefe (S. 43) spricht er von einem anderen im Manuskript vorhandenen Werke unter dem Titel „L'Enclos ou les Oiseaux", das seit 1797 für den Druck fertig war. Es sollte eine Ergänzung, der letzte Teil der „Contemporaines" sein. Ausführlicher äußert er sich über dieses umfangreiche Manuskript, das nach Lacroix (a. a. O. S. 442) vielleicht noch vorhanden ist, im 16. Bande der Original-Ausgabe des „Monsieur Nicolas" (S. 4754 ff.). Danach sollte es sechs Teile in drei oder vier Bänden umfassen. Der „Enclos" (eingeschlossener Platz) ist der Ort, wo ein Herzog aus der Familie Mazarin seinen durch den Genuß von Sperma (sic!) unsterblich gemachten Sohn „L'Immortel" durch Vögel, große Adler, bewacht aufwachsen läßt, um der Stammvater eines neuen unsterblichen Menschengeschlechts zu werden! Es ist zugleich der Wohnsitz von 366 Gattinnen, die der Herzog diesem glücklich-unglücklichen Sohne gibt, ohne die aus verschiedenen Serails und Harems der Türkei herbeigeholten Beischläferinnen mitzuzählen. Denn die Vögel geben ihrem Besitzer eine übermenschliche Potenz. Jede Schöne muß am Abend ihrer Hochzeit die Geschichte ihrer Mutter erzählen. Das macht eine Folge von 60 interessanten Novellen. Dann wird die allmähliche Ausbreitung dieser neuen Menschenrasse über den ganzen Erdball geschildert, die Geschichte ihrer Sitten und ihrer Sprache in 10, 20, 30, 100, 100000, einer Million, 100 Millionen Jahren erzählt! So weit hat der Verfasser mit Hilfe des „Unsterblichen" bis ans Ende der Zeit und der individuellen Existenz unseres Erdballs in die Zukunft vordringen können (M. N. XIV, 181—184).

Über zahlreiche andere literarische Pläne gibt Rétif an derselben Stelle (M. N. XIV, S. 188—190) Nachricht, er verzeichnet hier nicht weniger als 28 Titel. Besonders die „tausend und ein" scheinen es ihm angetan zu haben. Außer den „mille et une métamorphoses" (Nr. 1) sehen wir da „Mille et une Faveurs" (II), „Mille et une résolutions d'une jeune fille à marier" (III), „Mille et une Ingénuités" (XIV), „Mille et une infidélités" (XV), „Mille et un Plaisirs" (XVI), „Mille et une Manières de plaire aux filles" (XXI) usw.

Auch von Rétif kann man sagen, daß er mit der Feder in der Hand starb. In dieser Beziehung erinnert er lebhaft an einen deutschen, ebenso leidenschaftlich in seinem Berufe aufgehenden Schriftsteller, an Karl Gutzkow, den typischen „Helden der Feder" des neunzehnten Jahrhunderts.

4. Krankheiten und Ende.

Im Jahre 1795 wurde Rétif von einer gefährlichen Krankheit befallen — es war der Rückfall eines alten Leidens —, von deren Folgen er sich nicht wieder erholte. Die letzten zehn Jahre seines Lebens waren durch beständige körperliche Leiden getrübt. Jene Krankheit von 1795 gab ihm die Veranlassung, im elften Bande des „Monsieur Nicolas" eine interessante Übersicht über alle körperlichen Leiden seines Lebens zu geben (M. N. XI, 193—206).

„Wir sterben allmählich von dem Moment an, wo wir aufhören zu wachsen, kaum erfreuen wir uns einiger weniger Tage unserer vollkommenen Entwicklung." So urteilt Rétif (M. N. XI, 197) über das menschliche Leben nach eigener Erfahrung.

In der Kindheit litt er sehr häufig an Unterleibsbeschwerden, da er zu hastig aß und zu viel durcheinander. Wenn er infolge dieser Mißhandlung seiner Verdauungsorgane eine sehr heftige Kolik bekam, pflegte er sich auf den Bauch zu legen und den Unterleib fest gegen eine heiße Wärmflasche anzudrücken. Dann hörten die Schmerzen sofort auf. Diese auf Verdauungsstörungen beruhenden Koliken hörten schon mit seinem zwölften Lebensjahre auf, um später kolikartigen Schmerzen anderer Art, die eine genitale Ursache hatten, Platz zu machen. Sie traten vornehmlich nach vergeblichen erotischen Erregungen auf (M. N. XI, 199).

Als Kind litt er auch an einem harmlosen Übel, das er selbst mit dem lateinischen Worte „lectiminction“ bezeichnet; ferner wurde er nacheinander von verschiedenen Infektionskrankheiten heimgesucht, den Röteln, Wechselfieber und Pocken. Namentlich die letzteren nahmen ihn arg mit und hätten ihn beinahe des Augenlichtes beraubt. Im Jahre 1757 machte er eine schwere Lungenentzündung durch, die sich 1758 wiederholte. Nur dank der zärtlichen Pflege seiner Zephire und den „englischen Tropfen“ des Apothekergehilfen Bonnet kam er mit dem Leben davon. 1759 hatte er nach der Rückkehr von Dijon wieder ein Wechselfieber, das er durch eine wahre Pferdekur von schweißtreibenden Tränken heilte. 1764 trat zu einer Verletzung am Beine die Wundrose.

Diese vorübergehenden Leiden waren aber nicht so schlimm wie die häufig sich wiederholenden venerischen Erkrankungen, die er sich infolge seines ausschweifenden Lebenswandels oder besser

seines wahllosen Geschlechtsverkehrs zuzog und an deren Folgen er bis ans Ende seines Lebens zu leiden hatte. Gonorrhoe und Syphilis haben ihm das Dasein am meisten verbittert. Damals rechnete man die Gonorrhoe noch zu den syphilitischen Erkrankungen, wenn man auch sehr streng ihre im wesentlichen rein örtliche Natur von der konstitutionellen Erkrankung des Organismus durch Syphilis unterschied und die neuzeitliche Natur der „haïtischen Krankheit" (M. N. XI, 203) gegenüber der Existenz der Gonorrhoe im Altertum ausdrücklich betont. Die Frage nach dem Ursprunge der Syphilis war damals von dem genialen Astruc genau untersucht und im Sinne der amerikanischen Herkunft (aus Haïti), am Ende des 15. Jahrhunderts, beantwortet worden.[1])

Wie Voltaire im „Candide" hat auch Rétif im „Monsieur Nicolas" (XI, 202—203) seine Ansicht über diese interessante Streitfrage ausgesprochen.

„Ich denke auch, daß die große Schwester der Blattern[2]) alt ist. Man liest im Leviticus, Kap. XV, Vers 1—18, daß der an Samenfluß leidende Mann unrein sein und aus der Gesellschaft verbannt werden soll. Nun frage ich, ob ein harmloser, kaum merklicher Ausfluß ein solches Gesetz nötig gemacht hätte? Nur die Gonorrhoe allein war für diesen Zweck ausgesprochen genug. Die Juden bekamen sie von den Ägyptern, die sie ohne Zweifel von den Äthiopiern erwarben, diese von den Negern, bei denen sie endemisch, aber sehr wenig gefährlich und leicht zu heilen ist. In Spanien ist die Syphilis eine Bagatelle. Weniger in Guinea. In Haïti oder Sankt-Domingo, von wo die Europäer die neue Auflage dieser Krankheit mitgebracht haben, wurden wenige Karaïben von ihr belästigt, obgleich sie alle den Keim des

[1]) Vgl. J. Astruc, De morbis venereis libri novem, Paris 1740, 2 Bände.

[2]) Blattern = petite vérole; Syphilis = grosse vérole.

Leidens in sich trugen. Ihre Frauen teilten dasselbe den europäischen Matrosen mit. Selbst Jungfrauen konnten es übertragen. In kalte Klimate verpflanzt, wurde die Syphilis schrecklich. Denn die Kälte verhindert die Transpiration, die allein in den heißen Ländern in Verbindung mit dem Guajakholztrank die Krankheit heilt."

Aus diesen sehr verworrenen und phantastischen Anschauungen geht jedenfalls ziemlich deutlich hervor, daß Rétif die Syphilis selbst für eine neuzeitliche Krankheit hielt.

Die erste venerische Infektion zog er sich im Jahre 1757 einige Monate nach dem Tode der Madame Parangon zu, die zweite 1770; sie wurde 1771 rückfällig. Eine neue venerische Erkrankung erfolgte 1776. Als Folgen der häufigen Gonorrhoen stellten sich zwei sehr unangenehme Leiden ein, die Rétif Jahrzehnte hindurch arg gequält haben: eine Strangurie mit zeitweiliger Harnverhaltung (seit 1770, öfter sogar eine Retentio completa wie 1775 und 1795) und Spermatorrhoe (seit 1779). Dazu kamen noch, um das Maß seiner Leiden voll zu machen, seit 1786 Stein- und Hämorrhoïdalbeschwerden.

Kein Wunder, daß der so Geplagte wie ein richtiger Hypochonder sich fortwährend mit all seinen körperlichen Leiden beschäftigte, über die er stets ein genaues Tagebuch führte und die er in einer größeren Schrift „Mes maladies" ausführlich darstellen wollte. Er beschäftigte sich auch viel mit den medizinischen Schriftstellern des Tages, besonders natürlich mit den Schriften über venerische Krankheiten. Er las z. B. das große Werk von Astruc, gab aber nach der Lektüre allen kranken Personen den sehr zutreffenden Rat, niemals medizinische oder chirurgische Schriften zu lesen, die

über ihr betreffendes Leiden handelten. Ihn habe die Lektüre des Astruc beinahe zur Verzweiflung gebracht (M. N. XI, 200).

Von Ärzten, die ihn behandelten, nennt Rétif Dr. Choppart, der ihm wiederholt bei einer kompleten Harnverhaltung durch seinen raschen und geschickten Eingriff das Leben rettete (M. N. XI, 205), dann den berühmten Tissot, der ihm für ähnliche Beschwerden während seiner Anwesenheit in Paris im März 1780 die Einführung von Bougies verordnete (Inscr. 8), vor allem aber seinen Freund, den berüchtigten Dr. Guilbert (oder Guillebert) de Préval, für den er eine leidenschaftliche, übertriebene Bewunderung hegte, den er unzählige Male in allen seinen Schriften, immer nur lobend, erwähnt und sogar in der Novelle „La perfide horlogère" aus den „Contemporaines du commun" unter Anführung des Namens eine Rolle spielen läßt. Jedenfalls konnte dieser viel angefeindete Charlatan sich keine bessere Reklame wünschen, als ihm durch Rétifs gesprochenes und gedrucktes Wort zuteil wurde.

Guilbert de Préval hatte sich bei schottischen Wunderdoktoren ein unfehlbares Spezifikum und vor allem Verhütungsmittel gegen die Syphilis geholt und dies auch, wie die „Mémoires secrets" von Bachaumont unter dem 6. Mai 1771 erzählen, in Gegenwart des Herzogs von Chartres und des Prinzen von Condé selbst praktisch bei einer Puella publica erprobt. Am 10. Juni hatte er dieses sehr realistische Experiment in Gegenwart des Leibarztes des Grafen de la Marche wiederholt. Gegen dieses standesunwürdige Verhalten schritt alsbald die Pariser medi-

zinische Fakultät ein und verkündete unter dem 21. Dezember 1772, daß eine solche „öffentliche Prostitution eines ihrer Mitglieder ehrlos und schändlich sei“ und daß sie infolgedessen den Dr. Guilbert de Préval aus der Liste ihrer Mitglieder gestrichen habe. Hierauf strengte der so Gemaßregelte einen Prozeß gegen die Fakultät an, der erst im Jahre 1777 mit der gerichtlichen Billigung des Vorgehens der Fakultät sein Ende fand.

Während dieser Prozeß noch schwebte, machte Rétif im Jahre 1774 die Bekanntschaft Prévals, der, wie so oft, aus dem Streit mit der übrigen Ärztezunft Kapital für sich schlug und sich eine große Praxis speziell auf dem Gebiete der venerischen Krankheiten erworben hatte. Rétif konsultierte ihn ebenfalls wegen solcher Leiden und wurde, wie er oft versichert, durch den Gebrauch seines berühmten „Wassers“ geheilt, das Préval als Geheimmittel verkaufte. Nach seinem Tode scheint die Witwe dieses gewiß einträgliche Geschäft weiter betrieben zu haben, denn Rétif erzählt, daß er dann von ihr dieses Heilwasser bezogen habe (M. N. XI, 205).

Nach Art berühmter Charlatane hatte Préval es verstanden, gesellschaftliche Beziehungen mit der vornehmen Welt und der Geistesaristokratie anzuknüpfen. Er gab in seinem Hause Diners, an denen Männer wie Rivarol, Morel de Rosières, Goldoni, der Historiker Turpin, Mercier, Robbé de Beauveset u. a. teilnahmen. Auch Rétif war ein häufiger und gern gesehener Gast (vgl. Inscr. S. 191—192, S. 203, 206—207 u. ö.), der sich an den interessanten Diskussionen eifrig beteiligte (M. N.

XI, 98). Préval war ein genauer Kenner der galanten Welt und in bezug auf viele Dinge aus derselben der Ratgeber Rétifs, z. B. bei der Abfassung des Buches über das Palais Royal.

Zum größten Schmerze Rétifs starb Préval bereits im Jahre 1788. In den „Nuits de Paris" (XIV, 3263 ff.) widmet er ihm einen pathetischen Nachruf und schlägt eine Grabinschrift vor, in der es unter anderem heißt, daß dieser große Mann 60000 Kranke (!) geheilt habe.

Nun mußte sich Rétif doch wieder anderen Ärzten anvertrauen. Sein altes Leiden zeigte sich in den letzten zehn Jahren seines Lebens wieder in bedrohlicher Weise. Am 27. Germinal (16. April) 1795 trat plötzlich unter den heftigsten Schmerzen wieder eine komplete Harnverhaltung ein. Rétif sagte zu seinem Drucker: „Ich habe keine 24 Stunden mehr zu leben," und sein einziger Schmerz war, daß der „Monsieur Nicolas" erst bis zum siebenten Bande gedruckt war, und das übrige Manuskript noch ungenau und unvollendet war. Die Familie ließ eiligst ein paar Chirurgen kommen. Diese beiden Ignoranten bemühten sich vergeblich, einen Katheter einzuführen und verletzten den Kranken dabei ziemlich erheblich. Da „erschien ein Gott, Äskulap selbst, in der Gestalt von Choppart". Der eine Pfuscher hatte ihn, beschämt über seine Ungeschicklichkeit, selbst herbeigeholt. Anfangs glaubte Choppart, daß der Fall verloren sei. Aber es gelang ihm nach vielen Mühen und unter „unbeschreiblichen Schmerzen" des Patienten, ihn von seinem Leiden zu befreien. Damit war Rétif gerettet. Aber noch am achten Tage fühlte er sich so krank, daß er sein Testament machte.

Er empfing den Besuch des Professors Lassut, der ihm Bäder in den „Écoles de Santé" verordnete, wohin Rétif dann nach einer Stunde getragen wurde. Er war so schwach, daß der Professor Pelletan an seinem Aufkommen verzweifelte. Aber schon nach dem ersten Bade besserte sich sein Allgemeinbefinden ganz bedeutend. Er nahm im ganzen 25 Bäder bis zum 1. Prairial (20. Mai) 1795. „Choppart rettete mir das Leben, Lassut erhielt es mir, unterstützt von dem geschickten Pelletan", sagt Rétif. Er rühmt sehr den Aufenthalt in dem Hospital „Écoles de Santé", die reine, frische Luft, die ausgezeichneten Betten, die gute Küche. In Vergleichung damit sei das Hotel-Dieu ein „Aufenthalt des Todes". Er führt für dieses Urteil ein trauriges Beispiel aus eigener Beobachtung an (M. N. XI, 190—193).

Diese vortreffliche Behandlung von seiten ausgezeichneter und kenntnisreicher Ärzte, denen er, wie man sieht, diesesmal alle Gerechtigkeit widerfahren ließ, hatte leider bei dem Alter des Patienten keinen dauernden Erfolg. Die Rückfälle wiederholten sich. In den „Lettres inédites" klagt er auch in den Jahren 1797—1799 öfter über sein altes Leiden, die Harnbeschwerden, gegen die er jetzt den überreichlichen Genuß von Getränken anwende, was ihm zwar Erleichterung bringe, aber zugleich den Magen ruiniere (Lettres 32).

In den letzten Jahren seines Lebens steigerten sich seine körperlichen Beschwerden so sehr, daß er gezwungen wurde, seine oben erwähnte Stellung aufzugeben. Er verbrachte die ihm noch beschiedenen Tage fast ganz in seinem Hause in der rue de la

Bucherie 27 (jetzt Nr. 16), das von oben bis unten mit den übriggebliebenen Exemplaren seiner Werke angefüllt war. Hier erfreute er sich der aufopfernden Pflege von seiten seiner beiden Töchter, die bis zuletzt bei ihm wohnten, und der stets bereiten Hilfe eines edlen Arztes, des Dr. Nauche. Auch sein Schwiegersohn Vignon, ferner Cubières-Palmézeaux und die alte Freundin Fanny de Beauharnais taten alles, um die letzten Tage des Kranken freundlich zu gestalten. (Vgl. Cubières bei Lacroix a. a. O. S. 74.)

Rétif starb am 3. Februar 1806, im 72. Jahre seines vielbewegten Lebens. Nach seinem Tode erwies man ihm eigentlich größere Ehren als zu Lebzeiten. Die Akademie, die ihn als Mitglied verschmäht hatte, entsandte jetzt eine Deputation zu seinem Leichenbegängnis, dem mehr als 1800 Personen beiwohnen. Der Schriftsteller de Fontanes hielt einen der Zipfel des Leichentuches. Man bestattete die irdischen Reste des merkwürdigen Mannes auf dem Friedhofe Montparnasse, der damals Friedhof Sainte-Cathérine hieß.

Unter dem 8. Februar 1806 brachte das „Journal de Paris" die folgende Notiz:

„Man zeigt soeben den Tod des Herrn Rétif de la Bretonne an, des Verfassers einer großen Zahl von Romanen, die wenigstens originell sind, wenn sie auch nicht alle von Geschmack zeugen, und unter denen man besonders den „Paysan perverti" und den „Nouvel Abailard" hervorheben muß."

Am folgenden Tage widmete dasselbe Blatt Rétif einen sicher wenig wohlwollenden Artikel von drei Spalten, in dem es u. a. hieß: „Herr Nikolaus

Rétif de la Bretonne ist soeben in Paris, 68 (sic) Jahre alt, in Elend und im Dunkel gestorben. Sein Leben selbst war nur ein trauriger Roman, dessen Moral die sein könnte, daß das Talent ohne maßvolles Betragen eine böse Himmelsgabe ist."

Auf diese anonyme Notiz antworteten die beiden Töchter des Verstorbenen in der Nummer vom 15. Februar mit folgendem offenen Briefe:

„Meine Herren,

Die Lektüre Ihres Artikels über unseren Vater, Herrn Rétif de la Bretonne, läßt uns einen Augenblick aus unserer Trauer, in die uns sein Verlust versetzt hat, hervortreten, um die Wahrheit festzustellen.

Da wir in dieser Beziehung besser unterrichtet sind, als Sie, so dürfen wir keinen Augenblick dulden, daß das Publikum, das immer der bevorzugte Vertraute unseres Vaters war, daß dieses unparteiische Publikum, das ihn so oft angehört hat, nun auf Kosten des Freundes der Wahrheit getäuscht werde.

Unser verehrungswürdiger Vater hat sein Leben am 3. Februar, mittags, im Alter von 72 Jahren beschlossen, umgeben von seinem Hause, das aus seinen Kindern, seiner Dienerin und seinem Wärter bestand. Er schied schmerz- und furchtlos. Wenn Sie ihn als 68jährigen sterben lassen, so haben Sie ohne Zweifel von der Zeit an datiert, wo er krank geworden ist.

Niemals hat es ihm am Allernotwendigsten gefehlt. Seine Kinder und Enkel, seine Schwestern, Freunde, und selbst seine Nachbarn würden das nie geduldet haben. Sein Leiden war eine Folge seines Unglücks und nicht eines Mangels an Betragen. Welcher Mann war arbeitsamer, unermüdlicher als er? Gewiß konnte er nicht im Wohlstande leben, nachdem er durch Bankerotte und Zurückzahlungen von Anweisungen ruiniert worden war. Seine Lage war nur schwierig, aber nicht erniedrigend. Die Regierung eines menschlich fühlenden und großen Kaisers trug für ihn in würdiger Weise Sorge.

Wenn diese öffentliche Huldigung, die wir dem Andenken des würdigsten aller Väter schulden, von Ihnen, meine Herren, angenommen wird, so wird unsere Dankbarkeit nicht weniger groß sein wie die ausgezeichnete Hochachtung, mit der wir die Ehre haben zu verbleiben

Ihre ergebenen

A. Rétif, verheiratete Vignon
Witwe M. Rétif-d'Annay."

Eine ähnliche Erklärung veröffentlichten Agnes und Marion Rétif im „Mercure de France" (Nr. 239 vom 15. Februar 1806, S. 372). Jener ausfallende Artikel gegen Rétif im „Journal de Paris" wird von Paul Lacroix dem Journalisten L. de Villeterque, einem persönlichen Feinde des Verstorbenen, zugeschrieben, demselben, gegen den sich das oben erwähnte Pamphlet Rétifs richtete.

Etwas später erschien in der „Revue philosophique littéraire et politique" vom 11. April 1806 (S. 120—126 des zweiten Bandes) noch eine „Notice nécrologique et bibliographique" über Rétif aus der Feder des gelehrten Bibliographen Beuchot, und in demselben Bande findet sich noch als Ergänzung zu dieser Notiz ein Brief von Jouyneau-Desloges über die Manuskripte und unveröffentlichten Werke Rétifs (Lacroix a. a. O. S. X—XI).

Im gleichen Jahre 1806 traf Rétifs intimster Freund, Cubières-Palmézeaux die Vorbereitungen zu einer ausführlicheren biographischen Würdigung und holte zu diesem Zwecke Informationen bei Rétifs Verwandten, Freunden und Bekannten ein. U. a. erhielt er den folgenden interessanten Brief von Rétifs geschiedener Frau, Agnes Lebègue, den er dann in der vor der 1811 erschienenen

„Histoire des Compagnes de Maria“ abgedruckten Biographie veröffentlicht hat:

Paris, den 18. Oktober 1806.

„Ich bin zu erfreut, mein Herr, über die Ehre, die Sie mir mit der Bitte erwiesen haben, Ihnen einige für den Nachruf auf meinen Gatten bestimmte Charakterzüge mitzuteilen, als daß ich nicht sofort darauf antworten sollte. Aber da mich seit dem Jahre 1784 Unglücksfälle, die keine menschliche Weisheit voraussehen konnte, von diesem verdienstvollen Manne getrennt haben, so kann ich leider nicht das Vergnügen haben, sein Lob zu singen, welches Vergnügen ich gehabt haben würde, wenn der Dämon der Zwietracht nicht das Gemüt dieses von Natur guten Menschen vergiftet hätte. Das war die Ursache, weshalb ich während 26 Jahren weder von seinen Angelegenheiten noch von seinem Lebenswandel irgendwelche Kenntnis hatte. Vergebens schrieb ich ihm, man unterschlug meine Briefe. So kann ich Ihnen nur sagen, daß während der ganzen Zeit unseres Zusammenlebens ich in ihm einen dem Publikum auf verschiedene Weise nützlichen Mann kennen gelernt habe. Ich habe mit Bewunderung gesehen, wie mehr als 20 Familienväter eine ganze Reihe von Jahren nur von der Arbeit existiert haben, die ihnen dieser so unermüdlich tätige Schriftsteller verschaffte. Er bevorzugte stets die Väter und Mütter mit zahlreicher Familie. Denn er war sehr wohltätig. Wenn ein alter Mann oder eine alte Frau ihn um ein Almosen baten, führte er sie in eine kleine Herberge, um ihnen ein Mahl und einen Schoppen Wein geben zu lassen. Um einen Greis abzuweisen, hätte er schon selbst nichts mehr besitzen müssen. Es ist für die Armen ebenso traurig wie für ihn, daß seine Geschäfte schlecht gingen. Aber da er unglücklicherweise sein Erbteil ganz in seine Werke gesteckt hatte, so fand er sich eines Tages durch die Assignaten und andere Ursachen ruiniert, vor denen er sich wegen seiner großen Güte nicht hatte schützen können.

Ich möchte wohl, daß es möglich wäre, das Wesentliche aus seinen sehr zahlreichen Schriften herauszuheben. Dies würde gewiß für die Öffentlichkeit etwas sehr Wertvolles sein, besonders wenn das Genie und der Geschmack der

Herren Palmézeaux und Mercier ihm eine neue Feile gegeben hätten. Wenn ich den Geist und das Talent der Frau Gräfin Fanny de Beauharnais besäße, so würde ich Ihnen meine Dienste anbieten. Aber, um mir gerecht zu werden, kann ich Ihnen nur das Bedauern über meine Unfähigkeit aussprechen, wie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich verbleibe usw.

Witwe Rétif, geborene Lebègue."

Man muß gestehen, daß dieser Brief die Absenderin eigentlich noch mehr ehrt als den Gegenstand ihrer ehrlichen Lobesworte.

Zehntes Kapitel.
Persönlichkeit und Charakter.

1. Äußere Erscheinung.

Rétif berichtet im ersten Bande des „Monsieur Nicolas" (S. 48), daß er als Kind von außergewöhnlicher Schönheit gewesen sei, wie dies so häufig bei Kindern von ausgesprochen italienischem Gesichtstypus der Fall sei. Diese Schönheit daure aber nur bis zum Jünglingsalter. Er schildert sich folgendermaßen (M. N. I, 87):

„Ich war schön; meine kastanienbraunen Haare lockten sich und verliehen mir das Aussehen der Engel, die sich auf den Bildern italienischer Maler finden. Mein zartes Gesicht zierte eine Adlernase, schöne Augen und frische Lippen. Ich war blaß, schlank und schmächtig in einem Lande, wo die Körpergestalt stark und dick zu sein pflegte."
(Übersetzung von J. Nestler.)

Die Pocken taten seiner Schönheit großen Eintrag, so daß er in der Nähe gesehen nicht mehr hübsch war, aber in einer gewissen Entfernung noch einen angenehmen Eindruck machte. Ein schlanker Wuchs, ein paar leuchtende Augen, die nicht unedle Adlernase — ein Charakteristikum der Familie Rétif —, das natürlich gelockte Haar waren die „beaux restes", die ihm auch in späterer Zeit die Herzen der Frauen gewannen. Er hatte, wie man

sagt, einen „charakteristischen" Kopf, der sofort die Aufmerksamkeit auf sich zog.

Wir haben außer Rétifs eigenen keine Schilderungen seiner Persönlichkeit aus jüngeren Jahren. Zwar hat Octave Uzanne seiner schönen Ausgabe des „Pied de Fanchette" (Paris 1881) ein von T. de Mare gestochenes Jugendbildnis Rétifs beigegeben. Es ist wohl ein Phantasiebild. Rétif selbst sagt in den „Lettres inédites" (S. 28), daß nur ein einziges Porträt von ihm existiere, das von Binet gezeichnete, von Berthet gestochene. Im Alter von 30 Jahren — so ungefähr hat ihn de Mare in seinem Bildnis aufgefaßt — war Rétifs Erscheinung die eines Mannes von mittlerer Größe, schüchterner Haltung, mit großen, schwarzen Augen, deren lange Brauen von derselben Färbung dem Gesichte ein kühnes Aussehen gaben, mit einem fein geschnittenen Munde und einer Adlernase. In der Tracht eines Arbeiters, mit nackten Armen und offener, zottiger Brust machte er den Eindruck eines Herkules von seltener Kraft.

Die Schilderungen der Zeitgenossen führen uns nur den Mann in reiferen Jahren vor. Aus demselben Jahre (1785) wie Binets Porträt stammt auch die Schilderung von Rétifs Freund Cubières. Danach war er 5 Fuß 2 Zoll groß, hatte eine breite, offene Stirne, große, schwarze Augen, aus denen das Feuer des Genies leuchtete, eine Adlernase, einen kleinen Mund, sehr starke, schwarze Augenbrauen, die im Greisenalter seinem Gesichte eine seltsame Mischung vom Blicke des „Adlers und der Eule" gaben. Der Gesamteindruck seiner Erscheinung war ein vortrefflicher. Als eine sehr vornehme Dame ihn

zum ersten Male sah, rief sie aus: „O, der schöne Kopf!“ und bat um einen Kuß. Rétif ließ sich natürlich nicht zweimal bitten. Cubières, der dies erzählt, bestätigt, daß Rétif den „schönsten Kopf von der Welt“ hatte (Cubières bei Lacroix a. a. O. S. 74—75).

Wilhelm von Humboldt schilderte in einem Briefe vom 18. März 1799 an Goethe Rétif, den er persönlich kannte, als einen wohlgestalteten Mann von kleinem Wuchse, aber robuster Konstitution. Auch er hebt den auffallenden Anblick des Gesichtes hervor, die hohe Stirne, die große Adlernase, die schwarzen, flammenden Augen mit den außerordentlich langen, buschigen Augenbrauen, die fast über die Augen herabfielen. Trotzdem kein harter oder wilder Gesichtsausdruck. Er spreche sehr laut und viel und mit großer Leidenschaftlichkeit. Diese laute Stimme fiel namentlich in seinen letzten Lebensjahren allen den Personen auf, die Rétif täglich im Café Manoury zu sehen Gelegenheit hatten, wo er die Zeitungen las und eine Schachpartie machte. Monselet ließ sich diese Tatsache von mehreren dieser ehemaligen Gäste im Café Manoury mitteilen (Monselet S. 76).

Wohl die interessanteste Schilderung von Rétifs Persönlichkeit in dieser letzten Zeit verdanken wir einer deutschen Schriftstellerin, der bekannten Dichterin der „Euryanthe“, Helmina von Chézy. Zufällig stieß ich auf diese Stelle bei der Lektüre ihrer anziehenden, namentlich für die Geschichte der deutschen Romantik so wichtigen Lebenserinnerungen, die unter dem Titel „Unvergessenes, Denkwürdigkeiten aus dem Leben von Helmina von

Chézy" nach ihrem Tode veröffentlicht wurden (Leipzig, Brockhaus, 1858, 2 Bände). Da heißt es auf S. 104—105 des zweiten Bandes:

„Tieck war folgende Stelle aus meinen „Erinnerungen" aufgefallen, ich mußte ihm noch viel über den Gegenstand derselben sagen; es war folgende:

„Ich lernte beim Grafen Escherney Fanny Beauharnais kennen, eine Frau, deren Geist und Herz in seltenem Einklange standen. Ich besuchte sie von Zeit zu Zeit und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie war Tante der Kaiserin Josephine, hielt aber damals, 1802, noch kein glänzendes Haus, und vereinigte um sich her nur einen kleinen Kreis von Schöngeistern, die nicht in dem Rang eines Delille, Legouvé u. a. unter den beliebtesten standen, deren Gespräch doch anziehend und belehrend war. Der genialste unter diesen Männern war Rétif de la Bretonne; seine Erscheinung hatte etwas Gewinnendes und Anziehendes. Er war von ziemlich großer Gestalt, ziemlich beleibt, er trug sein Haar wie Bernardin de St. Pierre in natürlichen Locken bis auf den Hals herabfallend, sein Gesicht war oval, die Nase sanft, der Mund angenehm, die großen Augen ausdrucksvoll, die Blicke liebend und leuchtend, seine sanfte Stimme traf das Herz. Er zeigte sich gegen mich so gütig, wie ein Mann an der Neige des kräftigen Mannesalters ein junges Mädchen zu behandeln pflegt. Ich hätte ihn gern oft gesehen, allein das Anathema, welches die Welt über ihn ausgesprochen, schreckte mich zurück. O die Welt, wie gern und voreilig urteilt sie ab! Welche Blüten zertritt sie mit eisernem Fuß! Lange, nachdem ich Rétif de la Bretonne bei Frau Beauharnais begegnet, fand ich von ungefähr seine „Contemporaines" vor, ich las darin mit heftigem Schmerz."

Wir kennen Rétifs Erscheinung nur aus dem berühmten Porträt von Binet, das 1785, zuerst allein, später als Beigabe zu einer kleinen Zahl der Exemplare des „Drame de la Vie" erschien. Übrigens findet es sich auch in vortrefflicher Ausführung, auf großem Papier, im ersten, 1788 erschienenen Bande

der „Nuits de Paris", was Lacroix in seiner Bibliographie nicht anführt. Ich habe es jedenfalls in meinem Exemplar dieses Bandes vorgefunden und nach diesem Originalporträt, nicht nach den späteren Reproduktionen in Monselets oder Lacroix' Buche die der Luxusausgabe des vorliegenden Buches beigegebene, sehr gelungene Radierung herstellen lassen.

Ursprünglich hatte Binet das Porträt im Auftrage der Familie Rétifs gezeichnet, und nach dieser Zeichnung waren von Berthet einige Stiche angefertigt worden. Zufällig hörte der Advokat Marandon in Bordeaux, ein leidenschaftlicher Verehrer Rétifs, von diesem Porträt und ließ es sich kommen, worauf er im Oktober 1785 folgenden Brief an den Kupferstecher Berthet schrieb:

„Das lebhafte Interesse, das die Persönlichkeit des Herrn Rétif allen seinen Lesern einflößt, hatte längst den Wunsch in mir erweckt, sein Porträt der fast vollständigen Sammlung beizufügen, die ich von seinen erstaunlichen Werken zustande gebracht habe. Da ich aus dem „Journal de Paris" von dem von Ihnen gestochenen Porträt erfahren habe, habe ich die Herren Bouillon, Bilderhändler in dieser Stadt, beauftragt, mir zwei Abzüge kommen zu lassen, die ich in der Tat vorige Woche erhielt. Ich werde nicht das Lob dieses Rundbildes singen, mein Herr. Es entspricht vollkommen der Erwartung, die man von Ihrem Talent und demjenigen des Herrn Binet haben mußte.

Da mir der von Ihnen unter dem Sockel freigelassene Raum für eine Unterschrift geeignet erschien, habe ich es gewagt, diejenige dorthin zu setzen, die ich Ihnen anbei zu übersenden mir erlaube, und die die Herausgeber des „Journal de Guyenne" bereitwilligst aufgenommen haben. Bitte übergeben Sie dieselbe Herrn Rétif als ein geringes Zeichen meiner Achtung und hohen Verehrung für den Verfasser der „Vie de mon père" und des „Paysan perverti".

Marandon, dessen Vierzeiler wir oben (S. 249) mitgeteilt haben, ging so weit in seiner „Restifomanie", daß er seinem Sohn den Namen Edmund gab, nach dem Helden im „Paysan perverti" und auf dem Theater von Bordeaux nach Sujets aus Rétifs Schriften von ihm selbst verfaßte Theaterstücke aufführen ließ.

Die Kosten für die Herstellung des Porträts hatte sicherlich der jüngere Grimod de la Reynière getragen, er selbst hatte sich zu gleicher Zeit von Binet porträtieren lassen. In einem Briefe vom 7. April 1786 (abgedruckt als Brief 145 am Ende des 20. Bandes der „Contemporaines") schickt er Rétif eine Einladung zu einem Diner bei Beaumarchais und bittet ihn gleichzeitig am folgenden Tage bei ihm zu frühstücken in Gesellschaft Binets, der „uns auf die Nachwelt kommen lassen soll".

Auf diesem Porträt ist Rétif im Alter von 51 Jahren dargestellt. Der plebejische Zug seines Wesens ist sehr gut wiedergegeben, überhaupt läßt sich beinahe das ganze merkwürdige Naturell dieses Mannes aus diesen Zügen lesen. Er trägt auch seinen bekannten großen, bis oben zugeknöpften Mantel auf diesem Bilde, aber der Kopf ist unbedeckt, die Haare sind glatt anliegend. Deutlich erkennt man die charakteristischen Merkmale: die großen, lebhaft funkelnden Augen, die Adlernase, die sinnlichen Lippen, die er selbst „appétissantes" nannte. „Etwas vom Bourbonen und vom Arbeiter steckt in diesem Kopfe", sagt Monselet (S. 173).

In seinen Lebensgewohnheiten, die sich auch in seiner äußeren Erscheinung ausprägten, blieb er aber zeitlebens der bloße Arbeiter, im guten und schlech-

ten Sinne des Wortes, wenn man letzteren dahin auslegen will, daß er über seiner andauernden, rastlosen Tätigkeit seine äußere Erscheinung vernachlässigte. In der Kindheit konnte er sich noch, wie er dies in den ersten Bänden des „Monsieur Nicolas“ erzählt, mit neuen und schönen Kleidungsstücken freuen. Später, als die Lebensnot ihn zu einem mehr als frugalen Leben zwang und er oft monatelang von ein paar Louisd'ors sich erhalten mußte, konnte er auf Kleidung und Aussehen nicht mehr die frühere Sorgfalt verwenden, und behielt diese Gewohnheit bei. In der Kindheit war es, wie z. B. in Bicêtre, Schüchternheit gewesen, die ihn monatelang seine Kleider nicht wechseln ließ, in der späteren Zeit war es Bequemlichkeit, allzu große innere geistige Tätigkeit und Geldmangel, die jene von den Zeitgenossen so unangenehm empfundene Vernachlässigung seiner äußeren Person herbeiführte.

Rétif hat selbst mit einer Art von Stolz seine miserable Lebensweise in den folgenden lapidarischen Sätzen geschildert (M. N. X, 247—248):

„Ich trinke keinen Wein, außer wenn ich in Gesellschaft bin. Ich esse wenig und nur die frugalsten Gerichte. Ich wohne im vierten Stock und habe nur die notwendigsten Möbel.

Ich mache Feuer nur für die Arbeit der anderen. Ich selbst schreibe im Bette. Aber das ist für die Gesundheit ebenso gefährlich wie für die Sittlichkeit. Oft hatte ich, wenn ich aufstand, Anfälle von Erotismus, weil das Bett mich zu sehr erhitzt hatte. Schwache Entschuldigung! Von 1773 an bis heute, 6. Dezember 1796, habe ich keine Kleidungsstücke mehr gekauft. Es fehlt mir an Hemden. Ein alter blauer Rock, das älteste von meinen Kleidungsstücken, ist meine tägliche Tracht, weil mein ganzes Geld für den Druck meiner Werke verbraucht wird, an denen ich (aber nicht die

Buchhändler) seit 1789 beständig zusetze ... Ich bin aber ruhig wegen meiner Not und überlasse mich ganz der Natur."

Man kann sich vorstellen, zu welchen Folgen dieses „sich der Natur überlassen" führen mußte. „Man kann sich keine Vorstellung von der Unreinlichkeit Rétifs machen, wenn man ihn nicht gesehen hat," sagte der Baron von Lamothe-Langon zu Paul Lacroix (a. a. O. S. 54), und Cubières bestätigt, daß Rétif sehr nachlässig in seiner Kleidung war, daß sie bald zerrissen, bald voll Schmutzflecken war. Rétif habe es bequemer gefunden, in seiner Arbeitertracht Besuche zu machen als in einem vornehmen Gewande. Cubières sieht sogar in dieser Verachtung des äußeren Anstandes eine der Hauptursachen der literarischen Berühmtheit Rétifs! (Cubières bei Lacroix S. 56—57.)

Eines Tages traf Cubières seinen Freund auf der Straße und war erstaunt, daß er sich einen sehr langen Bart hatte wachsen lassen. Als er ihm Vorstellungen darüber machte, sagte Rétif: „Der Bart wird nicht eher fallen, als bis ich den Roman, an dem ich arbeite, vollendet habe." „Himmel," sagte Cubières, „aber wenn dieser Roman mehrere Bände hat?" — „Er hat fünfzehn," antwortete Rétif kaltblütig und fügte hinzu, daß er erst drei davon vollendet habe. Als dann Cubières meinte, daß bei einem Bande jährlich dann der Bart noch zwölf Jahre stehen bleiben würde, sagte Rétif herablassend: „Beruhigen Sie sich, junger Mann. Ich schreibe täglich einen halben Band, also werde ich in 24 Tagen wieder ein so bartloser Adonis werden wie Sie." Se non è vero, è ben trovato.

Auf den Bildern zu den „Nuits de Paris“ erblicken wir Rétif als „nächtlichen Zuschauer“ oder „Nachteule“ (hibou nocturne) in einem historisch gewordenen Kostüm, einem langen, weiten Mantel mit großem Kragen und einem Filzhut mit sehr breiter Krempe.

2. Das Charakterproblem.

Wie ist das Charakterproblem „Rétif“ zu lösen? Die Überzeugung, daß er einer der seltsamsten und merkwürdigsten Menschen war, wird der Leser bereits aus der Darstellung seines Lebens gewonnen haben. Aber das Epitheton eines „Originals“, eines „Sonderlings“, das man Rétif gegeben hat, ist doch nur eine ganz allgemeine Bezeichnung, die uns über die typischen, individuellen Charakterzüge gar wenig sagt. Tiefer hat schon Cubières das Wesentliche seiner Natur erfaßt, wenn er Rétif im Anfange seiner biographischen Notiz als „un assemblage de tous les contrastes“ bezeichnet und ihn einen „mehr physischen als geistigen, immer aber natürlichen Menschen“ nennt (Cubières bei Lacroix S. 1 und 5).

Wir wissen, daß in jedem Menschen die merkwürdigsten Gegensätze nebeneinander existieren können. Bei Rétif aber machen diese Gegensätze geradezu das Geheimnis seines Wesens aus. Sie verstehen und erklären, heißt den ganzen Menschen verstehen.

Rétif selbst fordert seine Leser auf, von den körperlichen Grundlagen seines Charakters auszugehen, um seine geistige Natur kennen zu lernen. (M. N. I, 156.) Er bezeichnet, wie wir sahen (oben

S. 36) eine außergewöhnliche körperliche Erregbarkeit, die die geistige zur notwendigen Folge hatte, als den Grundzug seines Wesens. Mancherlei Symptome der Schreckhaftigkeit, die sich auch im sogenannten „pavor nocturnus" äußerte, die Gespensterfurcht, die Idiosynkrasie gegen gewisse Tiere, gegen Blut, das frühe Auftreten erotischer Regungen, die abnorme Schüchternheit und Menschenscheu, die ihn übrigens auch im späteren Leben nicht verließ, die auffälligen Ohnmachten in der Kindheit und im Jünglingsalter lassen vermuten, daß Rétif zu den sogenannten „nervösen Kindern" gehört habe. Er schildert sich selbst als Kind folgendermaßen:

„Ich war damals sehr zart. Beim geringsten Kitzeln wurde ich ohnmächtig. Ein leichter Schlag auf eine empfindliche Stelle hatte dieselbe Wirkung, ebenso die Erzählung von einer abstoßenden Krankheit oder der Anblick von Blut, noch bevor mir der Gebrauch der Vernunft ein vollkommenes Verständnis dessen ermöglichte, was man sagte. Das beweist, daß weder die Einbildungskraft noch ein Vorurteil daran schuld waren. Ich hatte eine so große Empfindlichkeit (sensibilité) gegen alles, was unsere Organe affizieren kann, daß Diebs- und Gespenstergeschichten mich ebenso furchtsam machten wie Epikur, dessen Charakter, wie ich bei tausend Gelegenheiten bemerkt habe, ich besaß. Ich wäre gestorben, wenn ich im Alter von 5 bis 16 Jahren und sogar noch später an einem Kirchhof hätte vorbeigehen müssen. Dabei fand ich ein schreckliches Vergnügen daran, die Geschichten zu hören, die man des Abends beim Schneiden des Hanfes erzählte. Und wenn mich ein natürliches Bedürfnis zwang, vor die Tür zu gehen, dann sträubten sich mir die Haare und ich sah stets im Hof häßliche Ungeheuer mit feurigen Augen. Sie spieen Flammen und zeigten mir die Zähne. Ich lief eiligst zurück, oft ohne mich wieder angekleidet zu haben, und trat so in den Kreis der Gesellschaft von Burschen und Mädchen, wo man sich dann über mich lustig machte. . . . Ich habe schon erzählt, welche Schrecken

mich von meinem dritten Lebensjahre an des Nachts heimsuchten. Ich rief meine Mutter, wenn ich davon erwachte, und war nicht eher ruhig, als bis sie mir geantwortet hatte.... Meine Furchtsamkeit war eine lange und grausame Krankheit, aber sie war nicht die einzige, neben ihr bestand noch eine andere.

Die Menschenscheu war eine seelische Affektion, die noch viel länger als die Furcht mich heimsuchte. Ja, ich bin von ihr nie ganz befreit worden. Der Anblick anderer Menschen machte mich verlegen, erschreckte mich sogar, seitdem ich vernünftig denken konnte. Die Natur hatte mich nicht zu einem sozialen Menschen bestimmt. Ich bin in Verlegenheit, die wahre Ursache meiner Schüchternheit anzugeben. Ich habe sie lange meinem ältesten Bruder zugeschrieben, der bei jedem Besuche im väterlichen Hause sich bei der Mutter nach meinen kleinen Vergehen erkundigte und mir dann unter dem frommen Vorwand, daß er als mein Pate für meine Sünden verantwortlich sei, die Rute gab. Aber seitdem hat mich Nachdenken belehrt, daß mein Bruder nur mein Leiden verschlimmert hat, das von der seltsamen Erregbarkeit meiner Phantasie stammte. —

Diese Schüchternheit, die mich alle Mitmenschen fürchten ließ, hat bis zum Alter von 40 Jahren angedauert, und wenn sie heute nicht mehr da ist, so kommt dies daher, daß der Geist über den Körper aus zwei Gründen den Sieg davonträgt. Erstens macht mich der Anblick so vieler Menschen, die nicht so viel wert sind wie ich, gleichgültig gegen ihr Urteil, und zweitens hat meine Sensibilität abgenommen . . . Mit 63 Jahren, an diesem 9. Januar 1797, bemerke ich deutlich diese Abnahme der Empfindlichkeit, die ich so lange für gleich stark geblieben gehalten hatte."

(Monsieur Nicolas XI, 194—197.)

In Wahrheit haben ihn die Phantome der Kindheit niemals verlassen. Was dem Kinde die Gespenster waren, die Schreckgebilde der Nacht, das waren dem reifen Manne und dem Greise die phantastischen Ideen, die uns in seiner Lebensbeschreibung und allen seinen Werken so oft frappieren und

manche oberflächliche Kenner dieser Werke zu dem kategorischen Urteile veranlaßt haben, Rétif sei einer der größten Erfinder und Lügner gewesen. Nein, so einfach liegt die Sache nicht. Richtiger muß man sagen: In Rétif war eine merkwürdige Mischung von Wirklichkeit und Phantasie. Das phantastische Element in seinem Charakter tritt sogar durchaus zurück hinter dem leidenschaftlichen Streben, die Wirklichkeit zu erkennen wie sie ist, die Welt, die Menschen und vor allem das eigene Ich mit einer naiven Neugier zu beobachten. Dieser stark ausgeprägte Wirklichkeitssinn trieb Rétif dazu, seine Eindrücke, Stimmungen, Erlebnisse und Beobachtungen genau zu registrieren, nach Stunden, Tagen, Jahren, nach ihren inneren und äußeren Beziehungen. Er war beinahe mehr als bloß ein „Realist", er faßte sein und der anderen Leben als einen naturgeschichtlichen Vorgang auf und suchte noch nach Jahren die Wirkung gewisser Ereignisse auf spätere Vorgänge nachzuweisen, etwa wie der Astronom aus gewissen Himmelsvorgängen den Zustand des Kosmos nach Hunderten von Jahren berechnet. Sein Leben lag vor ihm ausgebreitet wie eine einzige Kausalitätsreihe, wie eine höchst interessante Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung. Die Gegenwart diente ihm nur dazu, um Vergangenheit und Zukunft logisch miteinander zu verknüpfen. Rétif ist der Mann der Erinnerung, des Gedenkens, der ewigen Jubiläen. Der französische Philosoph Fr. Paulhan hat in seinem interessanten Buche über die „Funktion des Gedächtnisses und die affektive Erinnerung" Rétif de la Bretonne mit Recht als einen typischen Repräsentanten dieser

letzteren hingestellt.[1]) Die Erinnerung ließ ihn die Vergangenheit noch einmal in ihrer ganzen Wirklichkeit erleben, alles wurde wieder real, der alte Schmerz, die alte Lust kehrte wieder. Wohl kein Mensch hat so die Erinnerung als Mittel benutzt, sein Dasein zu fühlen, hat so zugleich in der Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft gelebt wie Rétif. Unzählig sind die Gedenktage, die „anniversaires" in diesem Leben. Sie gehören nicht bloß der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft an. „Die Zukunft", sagt er, „ist für mich ein tiefer Abgrund, der mich erschreckt, so daß ich nicht wage, ihn näher zu untersuchen (sonder). Aber ich mache es wie die Leute, die das Wasser fürchten. Ich werfe einen Stein hinein. Da ist z. B. ein Ereignis, das mir jetzt zustößt. Ich schreibe es nieder, dann füge ich hinzu: „Was werde ich in einem Jahre denken, an demselben Tage, in der gleichen Stunde?" Dieser Gedanke kitzelt mich. Ich bin das ganze Jahr hindurch gleichsam die Entwicklung desselben, und da fast alle Tage Jahrestage irgend eines von mir aufgezeichneten Zuges sind, so führen sie alle einen neuen Genuß herbei. Dann sage ich mir: Da bin ich ja jetzt, in dieser Zukunft, deren Schleier ich einst nicht hätte lüften mögen, wenn ich es gekonnt hätte. Jetzt ist sie Gegenwart. Ich sehe sie. Aber alsbald wird sie Vergangenheit, wie die Tatsache, die mir sie ankündigte! Ich koste die Gegenwart aus, dann wende ich mich zur Vergangenheit, ich genieße das, was nicht mehr ist, ebenso wie das, was ist, und wenn meine Seele in der geeigneten

---

[1]) Fr. Paulhan, La Fonction de la mémoire et le souvenir affectif. Paris 1904. S. 16—17.

Verfassung ist, was nicht immer der Fall ist, so werfe ich einen neuen Stein in die Zukunft, den der Strom der Zeit, wenn er abläuft, wieder aufs Trockene bringt. Das ist die Ursache der genauen Zeitangaben in meinen Tagebüchern." Zwölf Jahre hindurch, von 1755—1766, unterbrach er diese Aufzeichnungen. Das sind die zwölf Jahre seines Todes! Sowohl in seinen Tagebüchern wie auf den Inschriften der Ile Saint-Louis kehrt der lateinische Satz immer wieder: „Hodie dico: quid anno sequenti, tali die, sentiam, dicam aut agam?" So verfolgte er an der Hand der Tagebücher und Steininschriften die einzelnen Gedenktage, fügte neue Bemerkungen hinzu, beging viele derselben in feierlicher Weise durch Aufsuchen der Stätten, wo er an jenen Tagen weilte, durchlebte noch einmal die Empfindungen von damals. Besonders die Feier der „anniversaires" aus der Jugendzeit wird ihm zur Quelle seligster Freuden. „O meine jungen Freunde," ruft er aus, „schreibt auf, was ihr in der Jugend tut! Beim Durchblättern meiner Hefte stoße ich auf die Zeit vom 1. August bis Ende Dezember 1754, und versetze mich mit Entzücken in die Zeit, wo ich sie schrieb. Ich finde mich dort wieder, ich fühle mich dort, und vierzig Jahre sind wie ausgelöscht! Es ist ein herrlicher Rausch, der zwar nur einige Minuten dauert, der aber die Seele mehrere Stunden mit einer berauschenden und feenhaften Ambrosia erquickt . . . Die Lebhaftigkeit meiner Vorstellung verwirklicht die Trunkenheit der Jugend und der Liebe, deren Illusion so herrlich ist."

Derartige Feiern waren stets von leidenschaftlich heftiger Gemütsbewegung begleitet. Wenn sie trau-

rige Erinnerungen betrafen, wurde Rétif oft vom Schmerz so überwältigt, daß er zur Arbeit unfähig war. Hier hat wahrscheinlich die Sentimentalität des 18. Jahrhunderts auch eine bedeutende Rolle gespielt, gerade sie mußte diese „affektiven Erinnerungen" außerordentlich begünstigen.[1])

Aus den „Souvenirs inédits" von E. J. Delécluze, von denen Cottin einen Teil in der „Revue rétrospective" (1888—89) veröffentlicht hat, zitiert er eine Stelle, die auffallende Ähnlichkeit mit Rétifs obigen Auslassungen hat. Delécluze hatte sich als Knabe einmal bei Tisch einen Tadel seiner Eltern zugezogen und schrieb, allein im Speisezimmer zurückbleibend, auf das Holz des Tisches die Worte: „Armer Étienne!" „Lange nachher," erzählt er, „habe ich diese beiden Worte wiedergefunden und sie versetzten mich alsbald in denselben Seelenzustand, in dem ich mich befand, als ich sie niederschrieb." (Cottin a. a. O. S. XXXIV.)

Besonders die täglichen Spaziergänge auf der Ile Saint-Louis, die eigentlich nur den Zweck einer „Revision" der Inschriften hatten, waren Rétif ein unentbehrliches Bedürfnis geworden. Hier verdoppelte sich ihm das Glück, sich „leben zu fühlen". Wenn er von einer Krankheit genesen war, wenn er Trauer oder Unruhe empfand, wenn er sich von der Arbeit ausruhen wollte, war sein erstes ein Spaziergang auf der Insel (M. N. XI, 43). „Ach, ein solch geliebter Platz ist wie ein heilender Balsam!

---

[1]) „Oh que la sensibilité est quelquefois délicieuse! Oh que la sensibilité est, quelquefois, cuisante, affreuse, déchirante!" sagt Rétif selbst einmal bei einer solchen Gelegenheit der Feier eines Gedenktages.

Es schien mir, als ob ich dort neu geboren würde." (Nuits de Paris I, S. 3.)

Besonders lebhaft erstand ihm sein früheres Dasein an den Gedenktagen, die er als „sacra", als „heilige" bezeichnete. So versäumte er, wie wir schon sahen, niemals, am 14. September die „berühmte" Inschrift in der rue Saintonge aufzusuchen, die ihm das Gedächtnis an Victoire Dorneval und an das Liebesglück mit ihr zurückrief. Auch der Todestag seines teuren Freundes Pidansat de Mairobert war ein solcher heiliger Tag (M. N. X, 240). Zu den wichtigen „anniversaires" gehörten der Anfang und das Ende eines Liebesverhältnisses, der Beginn und Abschluß der Arbeit an einem Buche, die Besuche bei den Zensoren. Daten von sekundärem Interesse waren der Empfangstag eines Briefes, die Begegnung mit einem Freunde, der Anblick eines hübschen Frauenfußes, die Korrektur eines Druckbogens (!), ein Anfall von Jähzorn usw.

Je älter er wurde, um so größer wurde bei ihm diese Leidenschaft, sein ganzes vergangenes Leben in solchen von ihm selbst genau festgesetzten Erinnerungen wieder zu genießen, er hatte dabei die seltsame Vorstellung, als ob er durch Wiederholung der Daten bei dem jährlichen Aufsuchen der alten Inschrift seine Existenz „vereinfachte". Wenn er z. B. in sechs aufeinanderfolgenden Jahren das Datum des 6. Dezember sechsmal wieder eingekritzelt hatte, glaubte er die sechs Jahre auf bloße sechs Tage reduziert zu haben: „Ich sehe nur diese sechs Tage seit 1779 und ich stelle sie mir ganz allein vor ... Die Promenade auf dieser Insel ist für mich etwas Köstliches geworden. Alle Tage

sind dort in den Stein eingegraben. Ein Wort, ein Brief drückt den Zustand meiner Seele aus. Das z. B. geschah vor drei Jahren. Ich lebe viermal, in einem einzigen Augenblick, im gegenwärtigen Moment, und in den vorübergehenden drei Jahren. Vor drei Jahren, im selben Augenblick, am selben Tage war ich so! Vor zwei Jahren, ebenso! Voriges Jahr, ebenso! Und habe ich heute ein Glück verloren oder gewonnen? Ich drücke meine Situation durch das geeignete Wort aus. Ich vergleiche das Bild, und diese Vergleichung läßt mich Vergangenes wieder wie etwas Gegenwärtiges erleben. Sie verhindert durch die Erneuerung, daß entschwundene Zeiten verloren gehen und daß ich mir selbst ein Fremder werde." (Nuits de Paris, S. 2888, S. 2506.)

Nicht selten ergötzte er sich schon im voraus an gewissen Daten der Zukunft. So schrieb er einmal im Jahre 1783 das Datum des 6. Oktober 1785 auf, sah es sich von Zeit zu Zeit an, frischte es auf und als endlich der Tag gekommen war, schrieb er darunter: Video tandem!

Man sieht, daß dieser Gefühlsschwelgerei in der eigenen Lebensbetrachtung sehr viel Phantastisches anhaftet, aber deshalb werden die einzelnen Ereignisse dieses Lebens nicht selbst zur bloßen Erfindung, zum Phantom, wie manche Kritiker gesagt haben. Auch ohne die Nachprüfung durch die vorhandenen Tagebücher können wir mit Leichtigkeit die subjektiven Zutaten Rétifs, wie sie durch seine lebhafte Phantasie, durch gewisse eigentümliche Vorstellungen bedingt werden, von den objektiven Ereignissen und Lebenserfahrungen unterscheiden. Wahrheit und Dichtung gehen bei Ré-

tif niemals so unmerklich ineinander über wie etwa bei Goethe und Rousseau. Überall ist leicht festzustellen, was Wahrheit ist und was Dichtung. Die Tagebücher liefern dafür die besten Kriterien. So z. B. hat sich die romantische „Histoire de Sara" in allen wesentlichen Dingen wirklich so begeben, wie die Vergleichung mit den Tagebuchnotizen in den „Inscripcions" ergibt. Im ganzen sind Rousseaus „Bekenntnisse" gewiß weniger zuverlässig, weil sie später aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben worden sind. Und daß auch so noch wenigstens eine der objektiven Wahrheit nahekommende subjektive Wahrheit erreicht werden kann, beweisen die neuerdings ohne frühere Notizen, bloß nach der Erinnerung verfaßten klassischen Lebensdenkwürdigkeiten des berühmten Naturforschers Carl Vogt.[1])

Ziehen wir die Bilanz von Rétifs Autobiographie, so müssen wir sagen, daß in ihr mehr objektive Wahrheit als subjektive, daß ihr Verfasser sich ganz in ihr offenbart und sein Wesen als eine kühne Verbindung eines scharf ausgeprägten realistischen Sinnes mit einem glühenden Phantasieleben erkennen läßt.

---

[1]) Carl Vogt, Aus meinem Leben. Erinnerungen und Rückblicke. Stuttgart 1896. Er sagt in der Vorrede S. VI: „Es ist eine eigene Sache mit dem Gedächtnisse. Mit zunehmendem Alter verwischen sich die zuletzt beschriebenen Blätter des Gehirnbuches zuerst. Desto lebhafter treten die in der Jugend empfangenen Eindrücke hervor. Aber trotz aller Deutlichkeit, welche die einzelnen Buchstaben haben mögen, mischt sich ihnen doch ein eigentümliches Dämmerlicht, wie im Traume, bei. Mag es so sein! In unserer Zeit hat es ja auch wohl sein Gutes, wenn man zuweilen träumen kann!"

Aber für diesen zweiten Casanova ist kein neuer Barthold nötig. Die Wahrheit der geschilderten Ereignisse und Erlebnisse läßt sich in allen Fällen nachweisen.

Dieselben Gegensätze, die wir soeben in seinem Seelenleben festgestellt haben, finden sich auch in dem Gefühls- und Willensleben Rétifs. Er ist der Mann der heftigen, verzehrenden Leidenschaften, denen er blindlings nachgibt, aber auch der Mann der andauernden, ruhigen, nüchternen Arbeit, der rastlos idealen Zielen zustrebenden Energie. Er selbst hat in der Einleitung zum „Monsieur Nicolas“ dieses sein zwiespältiges Wesen sehr aufrichtig geschildert:

„Ich bin mit heftigen Leidenschaften geboren. Sie haben mich glücklich und unglücklich gemacht. Wenn man mich unter dem ersten Gesichtspunkt betrachtet, so gab es keinen Monarchen, keinen Günstling des Glückes, der mehr Freuden gehabt hätte als ich. Wenn man aber meine Entbehrungen, meine Leiden ins Auge faßt, wer war da jemals mehr zu beklagen! Gehaßt, verachtet, verfolgt, verraten, durch die Armut zur rauhesten und andauerndsten Arbeit verurteilt, mit Vorwürfen überhäuft, denjenigen untergeordnet, die mir nicht das Wasser reichten, lange Zeit Mangel am Notwendigsten leidend, für die Freiheit zitternd, für das Leben fürchtend, ohne Freude, ohne Trost als die Aussicht auf ein baldiges Ende, das war mein Schicksal. Dieses schreckliche Gemälde ist nicht übertrieben. Wenn man meine Charaktereigenschaften ins Auge faßt und sie aufzählt, so wird man finden, daß ich immer mäßig, arbeitsam, sparsam, mitleidig bis zum Übermaß gewesen bin, daß ich weder ein Spieler noch ein Trinker und Feinschmecker war. Bescheiden für mich selbst, errötete ich schon über die mir von anderen entgegengebrachte Achtung. Ich bin oft selbst der strengste und klarste Kritiker meiner Werke gewesen. Oft habe ich selbst mein Honorar herabgesetzt, indem ich sagte, daß ich so viel nicht verdient hätte.

Aber auf der anderen Seite war ich leidenschaftlich, brutal, jähzornig. Ungebärdig gegenüber jedem Zwang, hart, herrschsüchtig, opferte ich alles meiner wahnsinnigen Leidenschaft für die Frauen und gab mich, um sie zu befriedigen, strafbaren Ausschweifungen hin, weder Scham noch Anstand achtend, indem ich mich selbst und noch unschuldige Wesen den traurigen Folgen der Libertinage preisgab und junge Mädchen, die mir nahegekommen waren, in diesen Abgrund der Unreinheit hineinstürzte. Bisweilen geizig bis zur Unmenschlichkeit, verweigerte ich eine Kleinigkeit, oft war ich so verschwenderisch, daß ich in niederträchtiger Weise das Laster reich entlohnte, als ob ich mich wie ein Feigling ausplündern ließe. Aufgeblasen vor Stolz, dabei gierig nach Lob, obgleich ich es zu verachten schien, aus Faulheit sorglos und uneigennützig, zynisch, lächerlich kokett, eifersüchtig, neidisch, bissig, grotesk, unverschämt, welche Fehler hatte ich nicht! — Und dennoch habe ich mich oft für einen Armen des Notwendigsten beraubt, ich bin oft im geheimen wohltätig gewesen, ich habe meine Feinde unterstützt, ohne daß sie davon erfahren haben, ich habe meinen Freunden geholfen unter dem Namen von Personen, die gar nichts davon wußten, weil ich den Titel eines Freundes demjenigen eines Wohltäters vorzog. Ich habe die letzten Augenblicke eines Sterbenden versüßt, indem ich vorgab, der Überbringer einer Versöhnung zu sein, die ich dann erst in der Folge bewerkstelligte. Ich habe die Ehre von Mädchen und drei Frauen gerettet, habe meine stärksten Leidenschaften besiegt, habe unfreundliche Reden anderer als freundliche wiedererzählt, um Feindschaften zu beseitigen. Aber auf der anderen Seite hat man erlebt, daß ich mich mit Freunden aus Unklugheit und Leichtsinn überwarf. Ich habe mit heiterer Stirn gelogen, ich habe durch zweideutige Ausdrücke Frauen und junge Mädchen insultiert. O unbegreifliches Labyrinth des menschlichen Herzens! Chaos, das du alle Gegensätze in dir birgst, wer kann dich entwirren? Ich — in mir selber."

(Monsieur Nicolas I, 24—27.)

Ist auch viel Pose in dieser öffentlichen Zurschaustellung der geheimsten Regungen seines

Wesens, fällt uns auch bei dieser drastischen Schilderung namentlich seiner schlechten Seiten unwillkürlich jener antike Philosoph mit dem durchlöcherten Mantel ein, so ist an diesem Nebeneinander der schroffsten Gegensätze in der Menschennatur, die uns diese Selbsterkenntnisse enthüllen, weiter nichts Erstaunliches. Uns bleibt in diesem speziellen Falle nur übrig, einige der am meisten charakterisierten Grundzüge in Charakter und Wesensart Rétifs noch genauer hervorzuheben.

Kurz und treffend hat er sich in dem von Franz Funck-Brentano aufgefundenen Notizbuch „Memento" als eine Natur von „Eisen und Feuer" bezeichnet. (Inscripc. 323.) In der Tat vermochte ein Leben voll der glühendsten Leidenschaft, das die Kräfte eines anderen weniger Widerstandsfähigen frühzeitig verzehrt hätte, seine wirklich eiserne Energie nicht zu lähmen, die Beharrlichkeit seines Strebens nicht zu erschüttern. Wenn wir im nächsten Kapitel ihn als den begeisterten Apostel der Liebe als des höchsten Daseinszweckes kennen lernen werden, so hat er auf der anderen Seite beinahe nicht weniger enthusiastisch durch Wort und Tat das Lob und den Wert der Arbeit für das Glück des Menschen verkündet. Dieser Mann war kein Quietist und ist auch am Ende seines Lebens keiner geworden wie so viele andere, die das Leben und namentlich die Liebe bis zum Überdruß genossen haben und dann im Nirwana das Quietiv des Willens suchen. Bis zuletzt gewährt uns Rétif ein Bild rastlosen Strebens im Dienste der Menschheit. Der Wille war da, wenn auch die Kräfte endlich versagten. Wie Zola im 19., so hat Rétif im 18. Jahr-

hundert seinen Landsleuten das Evangelium der Arbeit gepredigt.

„Meine Frau arbeitet, meine beiden Töchter arbeiten. Die Arbeit ehrt den Menschen. Ich arbeite selbst so lange wie ich kann. Es ist nicht notwendig, daß ich ein feiner Schriftsteller sei, aber es ist nötig, daß ich ein nützlicher Bürger werde." (Memento, Fol. 123.)

Nichts, selbst die Liebe nicht, konnte ihn von seiner Arbeit abhalten. Er ließ sich selbst durch die grausamsten körperlichen Leiden[1]) und durch andere Unannehmlichkeiten nicht darin stören. Er verlor keine Minute, und verfaßte z. B. während der Korrektur einer fertigen Schrift schon wieder eine neue.[2]) Niemand durfte ihn während der Arbeit besuchen. Einmal sagte seine Wirtin aus der rue de Bièvre zu einem solchen Besucher: „Kommen Sie am Abend wieder. Am Tage würde selbst der Herzog von Orléans ihn nicht sprechen können." (Nuits de Paris, Bd. IV. S. 1878.) Die Arbeit war ihm eine Leidenschaft wie die Liebe. Im fünften Bande der „Nuits de Paris" hat er dieses intellektuelle Vergnügen an der Arbeit sehr eindrucksvoll geschildert:

„Wenn ich meinen Tag nicht zur Genüge ausgefüllt habe, bin ich mit mir selbst unzufrieden und tröste mich nur durch die Verdoppelung der Anstrengungen, die ich mir für den folgenden Tag vornehme. Wenn ich arbeite, betrachte ich

---

[1]) Z. B. arbeitete er im Februar 1785 trotz unerträglicher Qualen infolge einer Strangurie an verschiedenen Schriften (Inscr. 106—107).

[2]) So verfaßte er am 15. Juni 1787 ein Kapitel der „Physique", während er zugleich die Korrektur eines ihm eben zugegangenen Druckbogens las (Inscr. 305).

mich als ein nützliches, brauchbares Individuum, als eine Art öffentlicher Persönlichkeit, die mit erhabenen Funktionen betraut ist. Ich fühle dann, daß ich etwas wert bin. So lange ich noch nicht systematisch arbeitete, war ich furchtsam, schüchtern, menschenscheu. Ich floh und fürchtete andere Leute. Es war mir, als könnten sie auf meiner Stirn lesen: „Das ist ein nutzloses Wesen", und ich konnte den Gedanken an ihre Verachtung nicht ertragen. Aber seitdem ich arbeite, habe ich eine würdevolle Sicherheit gewonnen. Ich trete jedem ohne Frechheit und Prätentionen entgegen, aber mit einem Gefühl der Ebenbürtigkeit, das mir Haltung gibt. Ich verdanke alles meiner Arbeit, sowohl den Frieden im Innern wie die Achtung nach außen. Bevor ich nicht arbeitete, existierte ich nicht. Ich war ein Unbekannter, ein Nichts. Wie muß ich diese Arbeit lieben, die mich aus dem Nichts hervorgezogen hat, die mir Kenntnisse, Freunde gegeben hat! — O, meine lieben Mitbürger! Wenn ihr niemals versucht habt, zu arbeiten, fangt an damit. Genießet dann recht eure Empfindungen. Werdet nicht mutlos! Ich habe lange mit Gleichgültigkeit gearbeitet. Aber endlich fand ich Geschmack daran. Die Arbeit allein hält uns aufrecht, belebt uns. Lernt die unaussprechliche Befriedigung kennen, die während einiger Tage die Vollendung eines Werkes uns gibt. Dann würdet ihr die Entzückungen der Arbeit fühlen. Sie werden euch Kraft verleihen, eine neue zu beginnen!"

Eine solche Arbeitsfreudigkeit, Arbeitsfrische und Arbeitskraft, wie Rétif sie während eines langen Lebens bis zum letzten Augenblicke besaß, wäre besonders im Hinblick auf seine ebenso erstaunlichen Leistungen in der physischen Liebe nicht möglich gewesen, wenn er nicht sonst eine durchaus mäßige und enthaltsame Lebensweise geführt hätte. Er war weder ein Spieler noch ein Trinker. Den Alkoholgenuß mied er fast gänzlich, ein paarmal trank er sich einen Rausch an, um seinen Zustand in demselben zu studieren und er fand nach dem Sprich-

worte: „In vino veritas", daß der Wein ihn heiter, sanft und gut mache (M. N. III, 178). Übrigens ist auch hier der Rausch cum grano salis zu nehmen, da Rétif — ein Beleg für seine nervöse, sensible Natur — sehr intolerant gegen Alkohol war und schon nach dem ersten Glase Wein oder Bier einen Rausch bekam. In diesem Sinne ist das Wort „gris" aufzufassen, das sich bisweilen in seinem Tagebuch findet (z. B. Inscripc. S. 291, S. 304). Für gewöhnlich genoß Rétif als Tafelgetränk nur Wasser. Im Café Manoury, wo er auch Schach zu spielen pflegte, trank er ab und zu ein Glas Bier (Inscr. 218).

Diese mäßige Lebensweise machte es möglich, daß Rétif trotz seiner sexuellen Ausschweifungen und trotz so vieler widrigen Zufälligkeiten und äußeren Unregelmäßigkeiten seines Lebens doch im ganzen einer geregelten, in sich gefestigten Existenz sich erfreuen konnte. Es ist nichts Unzusammenhängendes in seinem Dasein. Rétif war keine Augenblicksnatur, kein eigentlicher Bohémien, wenn auch die äußere Misère und gewisse Gewohnheiten bisweilen an einen solchen erinnern. Er hatte bestimmte Ziele und Aufgaben, die er mit beharrlicher Ausdauer, in unermüdlicher Arbeit in Angriff nahm und von deren Vollendung er sich durch keinerlei äußere Schwierigkeiten abschrecken ließ. Die Probleme, die er sich stellte, mußten gelöst werden. Darin war er konsequent und unerschütterlich. Man denke nur an das Riesengemälde der damaligen weiblichen Welt, an die „Zeitgenossinnen" und ihre 42 Bände, ferner an die nicht minder schwierige Aufgabe eines Studiums des nächtlichen Paris, die er in den 16 Bänden der „Nuits de Paris" glänzend gelöst hat.

Da er selbst auf Arbeit und geregelte Lebensweise den höchsten Wert legte, so konnte er oft bei andern den Mangel einer solchen nicht ertragen. Er empfand tief das Unglück eines solchen Zustandes und war immer und gern bereit, zu helfen, wo es sich um die Rettung Verlorener und dem Elend einer unsicheren Existenz preisgegebener Individuen handelte. Hier war die Wurzel seiner Wohltätigkeit, die er, wie wir schon aus dem Briefe der Agnes Lebègue erfahren haben, so vielen bedürftigen Leuten erwies, um ihnen einen geregelten, anständigen Lebenswandel zu ermöglichen. Nach seiner eigenen Versicherung hat er allein fünf Prostituierte durch pekuniäre Unterstützung von im ganzen 5000 Livres ihrem schändlichen Gewerbe entzogen, und zwei von ihnen waren ihm noch später dankbar dafür (Inscr. 77 und 79). Viele arme Leute, besonders Greise, unterstützte er in freigebiger Weise. Unzählige Male ließ er hungrigen Bettlern ein reichliches Mittagessen geben.

Gerade weil er selbst so oft in die Lage kam, Wohltaten empfangen zu müssen, hatte er ein starkes Gefühl für die Bedürftigkeit anderer. Er war zwar dankbar für das Gute, das ihm von seinen Freunden erwiesen worden war, wie er denn zeitlebens Männer wie Butel-Dumont und Pidansat de Mairobert als seine Wohltäter pries, aber er besaß manchmal nach dem Ausdrucke von Cubières, ohne undankbar zu sein, doch den „Despotismus der Erkenntlichkeit“ (Lacroix 60) und stellte an seine Freunde, z. B. an Mercier, Ansprüche, denen sie mit dem besten Willen nicht gerecht werden konnten. Das nahm er dann sehr übel, und die Folge war

nicht selten Bruch der Freundschaft und offene Feindseligkeit von seiner Seite. Doch war er der Versöhnung leicht geneigt.

Meist war verletzte Eitelkeit die Ursache solcher Entfremdungen und Zwistigkeiten. Denn eine naive Eitelkeit, ein phantastischer Größenwahn waren ein ganz besonders hervorstechender Charakterzug Rétifs, nach dem man ihn sehr oft allein be- und verurteilt hat. Hier schien ihm der Sinn für die Wirklichkeit ganz abhanden gekommen zu sein.

Diese Selbstüberschätzung entsprang wesentlich aus seinem Phantasieleben, das ihm die größte Maßlosigkeit als etwas Natürliches erscheinen ließ. Er gefiel sich wie Narciß in einer verzückten Selbstbetrachtung, die nicht bloß seine körperlichen, sondern auch seine geistigen Eigenschaften betraf. Der „Monsieur Nicolas" liefert unzählige Beispiele dafür. Keiner war so gewandt in körperlichen Übungen wie er, in Auxerre bewunderte jeder seinen Mut, man proklamierte ihn zum „Verteidiger des schönen Geschlechts". Niemand tanzte so schön wie er, er lief schneller als ein Hase, besaß äußerst feine Sinne, eine sanfte, modulierfähige Stimme, die ihm beinahe ein Engagement in der Opéra-Comique eintrug. Kein Wunder, daß er eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf das schöne Geschlecht ausübte, daß er heftige Leidenschaften einflößte, die er auch mit einer erstaunlichen Leistungsfähigkeit zu befriedigen vermochte. Nicht minder herrlich waren nach seiner Versicherung seine intellektuellen und moralischen Eigenschaften. Schon in Auxerre galt er als der klügste junge Mann. Parangon, der ihn als Menschen haßte, konnte ihn doch wegen seiner her-

vorragenden Tüchtigkeit als Arbeiter nicht entbehren. In „Ingénue Saxancour“ (Bd. III, S. 126) schildert er sich durch den Mund von Félicité Mesnager folgendermaßen: „O! wenn Sie wüßten, wie verführerisch er (Rétif) ist! Er gehört zu jenen Menschen, die nicht jung zu sein brauchen, um geliebt zu werden. Selbst sein zerstreutes Wesen, seine in Gedanken verlorene Miene sind reizvoll, weil man merkt, daß es nicht Affektation ist. Er sagt kein Wort, das nicht der Ausdruck eines Gefühls ist. Wenn er ein Kompliment macht, ist es zart und wahr. Er schildert Ihnen Ihre Reize und stellt sie so vollkommen dar, daß man den Mann, der uns so durchschaut und unseren Wert erkennt, lieben muß.“

Die berühmte „Genealogie“ gehört auch hierher, ebenso die Vorahnung berühmter Entdeckungen, die er sich in kindlicher Freude zuschrieb. So hatte er Herschells astronomische Entdeckungen schon selbst früher gemacht oder vielmehr „erraten“, wie er in den „Nuits de Paris“ erklärt.

Natürlich trat diese Eitelkeit, dieser Größenwahn am meisten auf schriftstellerischem Gebiete in die Erscheinung. Im Notizbuch „Memento“ (Fol. 118) erklärt er stolz: „Oft haben weder Voltaire noch Rousseau noch Buffon Ideen wie ich gehabt. Seht meine Eitelkeit! Sie ist erstaunlich und kostet mich nichts. Ich schreibe alles, ohne mich um Früheres zu kümmern, als wenn es einzig wäre.“ Als ihn eine Nachtpatrouille bei seinen Promenaden anhielt und nach seinem Namen fragte, antwortete er kurz, mit einer stolzen Kopfbewegung: „Ich bin der „Paysan perverti“ und der „Contemporaniste“ (Monselet 65), den „Monsieur Nicolas“ bestimmte

er laut Prospekt für „ganz Europa“ und auf einem Reklameplakat, das die „Philosophie des Monsieur Nicolas“ ankündigte, hieß es: „N. Rétif de la Bretonne ist ohne Zweifel bei der Bildung des Institut national vergessen worden, wie man in der Enzyklopädie den Artikel „Paris“ vergessen hatte!“ Millin, der in seinem „Magasin encyclopédique“ (Bd. IX, p. 550) diese köstliche Stelle mitteilt, macht sich natürlich weidlich über Rétif lustig. An anderer Stelle (M. N. XI, 211) sagt Rétif ausdrücklich, man habe in ihm ein „Genie“ aus der Akademie ausgeschlossen. Er verfehlt nicht, alle die hervorragenden Stellen in seinen Schriften, die ihn zu einem solchen stempeln, namhaft zu machen. So ist die Widmung an die Jugend in seinem 1771 erschienenen „Marquis de Tavan“ eine „Perle“. Es gibt keine Frau, die nicht seine „Fille naturelle“, dieses „chef-d'œuvre de célérité, peut-être chef-d'œuvre de pathétique“, gelesen hat. Wenn ein Dramatiker den Stoff aus seinen Erzählungen entnähme, so sei er sicher, das beste Stück zu machen. In der „Année des dames nationales“ benachrichtigt Rétif seine Leser, daß die „Contemporaines“ das „Entzücken“ von Europa bilden. Schon vor der Veröffentlichung des „Monsieur Nicolas“ ruft er aus: „Ich bereite ein unsterbliches Werk vor!“ Der Roman „La dernière aventure d'un homme de quarante-cinq ans“ enthält „Gemälde, die eines Albano würdig sind“. Zwischen sich und Beaumarchais konstatiert er eine merkwürdige literarische Ähnlichkeit (M. N. XI, 162). Er träumt sich ein Grab, auf dem die Inschriften seiner Werke verzeichnet sind! (M. N. I, 131).

Eine anschauliche Schilderung von dieser Schriftstellereitelkeit gibt der Graf Alexander von Tilly an jener interessanten Stelle[1]) seiner Memoiren, wo er über seine Begegnung mit Rétif de la Bretonne berichtet:

„Meine Höflichkeit und meine Komplimente entzückten ihn; noch mehr aber war er von seinen Schriften eingenommen und bezaubert. Er trug kein Bedenken, mir seinen „Paysan perverti" als ein Buch erster Klasse zu nennen und zu empfehlen; es sei ein Werk wie kein anderes; es werde so lange bestehen als die Sprache, die er gelehrt habe, alles auszudrücken, und als die Natur, die er überall nach dem Leben geschildert, und bei ihrer geheimsten Toilette beschlichen habe. Er wünschte sich Glück, daß ihn sein fades, beengtes Jahrhundert durchaus verkenne; die Verleumdungen der Journalisten und Akademiker, sagte er, deren Maß nicht an sein Knie reiche, wären für ihn die ersten Titel und Rechte auf die Unsterblichkeit."

Graf von Tilly verfällt aber mit Recht nun nicht in den Fehler, den so viele Kritiker und oberflächliche Leser Rétifs gemacht haben, aus diesen Übertreibungen auf die Minderwertigkeit der Schriften Rétifs einen Schluß zu ziehen. Er erkennt durchaus die Originalität und die Bedeutung derselben an. Wahrscheinlich kann man ein System in Rétifs fortgesetzten Selbstberäucherungen erblicken, wenn man eine Stelle in den „Nuits" ins Auge faßt, wo es heißt: „Man kann sich selbst aus Entrüstung über die Ungerechtigkeit der anderen loben". Auch spielt er einmal auf seinen Größenwahn mit spöttischen Worten an (M. N. I, 28). Man wird deshalb nicht allzu sehr über-

[1]) Memoiren des Grafen Alexander von T(illy). Aus der Französischen Handschrift übersetzt. Berlin 1826. Bd. II, S. 427—428.

rascht sein, ihn öfter eine berechtigte Selbstkritik üben zu sehen. So gibt er in einem Dialog zwischen einem Arzte und dem Herausgeber im 30. Bande der „Contemporaines" ein Verzeichnis seiner besten Novellen, aber er bekennt, daß die Nrn. 70 und 71 „recht leer" sind, die Nrn. 81—83 „unwahrscheinlich", Nr. 97 und 98 wenig interessant und daß sowohl Kunst als Natur ihnen abgeht. In der „Revue des ouvrages" erklärt er selbst, daß die „Nouveaux mémoires d'un homme de qualité" eine seiner mittelmäßigsten Produktionen seien.

Nichtsdestoweniger war er gegen fremde Kritiken äußerst empfindlich. Wehe demjenigen, der sich solche herausnahm! „Lügner", „Schändlicher", „Elender", „Fälscher", „dumm", „feige", „bösartig", das waren die schmeichelhaften Beiworte, die er oft Kritikern an den Kopf warf, die es gar nicht so böse mit ihm gemeint hatten. Dabei war er in seinen heftigen Antworten ehrlich genug, auch jene Äußerungen der Kritik in extenso mit abzudrucken, so daß der Leser in die Lage versetzt wurde, sich ein unparteiisches Urteil zu bilden.

Er gesteht selbst, daß der geringste Tadel ihm einen „grausamen Schmerz" verursache. Es war die häufigste Ursache der Zwistigkeiten selbst mit seinen intimsten Freunden. So überwarf er sich mit Nougaret, Fräulein von Saint-Léger, mit dem Abbé de Fontenay, mit Mercier und sogar mit Marlin, dem begeistertsten Verehrer, den er überhaupt hatte. Doch waren diese literarischen Rankünen nicht von langer Dauer. Rétif versöhnte sich bald wieder mit den oben Genannten, auch mit dem Zeichner Sergent, der die Stiche zu den „Contempo-

raines" getadelt hatte, mit dem Schauspieler Granger, der angeblich die Aufführung eines seiner Stücke verhindert hatte.

Über eine in der Nummer des „Mercure" vom 1. Januar 1777 erschienene abfällige Besprechung des „Paysan" sagte Rétif noch nach Jahren ergrimmt: „Über diese infamen Schurken, die einen wahnsinnigen, ebenso boshaften wie dummen Artikel gegen ein Buch schreiben, das ein Meisterwerk ist! Elende Buben! Und du, oberflächlicher und eifersüchtiger Verfasser des Artikels im „Mercure", der du nicht gemerkt hast, daß dieses unsterbliche Werk das nützlichste und wirklich am meisten philosophische in unserem Jahrhundert ist, wie hasse ich dich! Wie verachte ich dich! Wie, ihr brutalen und blinden Schufte, habt ihr nicht gesehen, mit welcher Feinheit der Verfasser dem arbeitenden Bauern die Stadt, die Fabriken und Künste entfremdet! Undankbares Publikum!" (Nuits de Paris, S. 2781.) Bisweilen reagierte er selbst sehr boshaft und witzig auf Angriffe seiner literarischen Gegner. So gab er, nachdem ihn die „pédants de collège" in der Zeitschrift „L'Année littéraire" heruntergemacht hatten, dieser letzteren die Bezeichnung „l'Ane littéraire" (M. N. XIV, 114). Die Zensoren, die an seinen Werken Anstoß nahmen, waren „misérables", die Theaterdirektoren, die seine Stücke ablehnten, waren einfach „bêtes". Als der Abbé Simon, königlicher Zensor, die „Confidence nécessaire" nur unter der Bedingung zahlreicher Änderungen durchgehen lassen wollte, und ein anderer Zensor Lebrun-Maupeou sie dagegen ohne weiteres angenommen hatte, sagte Rétif: „Der Abbé Simon war ein Dumm-

kopf, den das Studium nur noch anmaßender gemacht hatte, dagegen Lebrun-Maupeou ein Mann von Welt mit gesundem Menschenverstande". (M. N. V, 153.)

Am empfindlichsten war er gegen Ironie und Satire in jeder Form.

Sie waren ihm stets der Beweis eines schlechten Herzens, ja sogar der Verruchtheit. „Das Wort ist nicht zu stark", sagt er. Ein sarkastischer Mensch sei eine Henkernatur. Archilochus und selbst Aristophanes seien keine anständigen Charaktere gewesen. Er erwähnt einen Buchdrucker in Paris, den die einen fürchteten, die andern schonten, den aber alle Welt verabscheue, da er ein Spötter sei (M. N. I, 60). Eine von ihm erzählte hübsche Anekdote illustriert, daß er schon als Kind keinerlei Spaß verstand und alle Dinge zu ernst und wörtlich nahm (M. N. I, 64—65). In seinen letzten Lebensjahren steigerte sich diese Empfindlichkeit in solchem Maße, daß Rétif in seinen damals noch veröffentlichten Büchern fast keinen Schriftsteller des Tages mehr verschonte und nach Cubières von dieser allgemeinen Ächtung nur den in mancher Beziehung ihm ähnlichen Le Suire ausnahm, mit dem er in bezug auf seine politischen und extravaganten Anschauungen harmonierte. (Vgl. Lacroix, S. 62.)[1])

Um alle wesentlichen Züge in diesem Charakterbilde zu berühren, muß noch die Frage beantwortet werden: Gehörte Rétif zu den den Willen verneinenden oder bejahenden Naturen? Huldigte er einer pessi-

[1]) Le Suire ist u. a. Verfasser eines Buches „La Courtisane amoureuse et vierge", das sehr viel Analogien mit Rétifs „Palais Royal" aufweist.

mistischen oder optimistischen Welt- oder Lebensanschauung? Wir müssen sagen, daß er eine durch und durch das Leben bejahende Natur war, ein unverwüstlicher Optimist. Zwar findet er schöne und treffende Worte für die Vergänglichkeit des Lebens (z. B. M. N. V, 243), für die Realität des Unglücks, der Leiden und die Nichtigkeit und kurze Dauer des Glücks (Inscr. 6), aber immer wieder bricht wie Sonne durch dunkles Gewölk seine Lebenslust, die Freude am Dasein und Wirken durch alle trüben Stimmungen hindurch. Einmal ruft er aus: „Ich bin noch! Der Tod, der furchtbare Tod hat mich nicht hinweggemäht. Ich sehe noch das Licht der Sonne. Ich sehe noch, o Seine, deine flüchtige Welle wie die Tage, die dahingingen, seitdem ich auf diesen Stein schrieb. Noch einmal will ich darauf schreiben! Und ich schrieb: Bis anniversarium mali. — Seitdem habe ich jedes Jahr diese Inschrift wieder aufgefrischt; beim dritten Male ein „ter", beim vierten ein „quater", beim fünften ein „quinquies" und im letzten Jahre ein „sexies" darüber gesetzt." (Inscr. 13).

Vielleicht ist niemals von einem Menschen das bloße Daseinsgefühl so intensiv und wunderbar empfunden worden wie von Rétif de la Bretonne. Und am mächtigsten empfand er dieses Daseinsgefühl in der Liebe, deren Betrachtung wir das nächste Kapitel widmen, um damit das Wesen des merkwürdigen Mannes ganz zu erklären.

Elftes Kapitel.

Sein Liebesleben.

1. Die Liebe als Lebenszweck.

Arbeit und Liebe sind die beiden Pole, zwischen denen sich das Leben Rétifs bewegt. „Die Liebe", sagt er, „ist die wichtigste Angelegenheit des Menschen nach der Arbeit, die ihm seinen Unterhalt verschafft" (Inscr. 64). Seine Devise war gerade entgegengesetzt derjenigen eines Strindberg oder Weininger in unserer Zeit. Sie lautet: Alles durch und für die Frauen. Das Weib war der höchste Zweck seiner Existenz, seine einzige Leidenschaft, Liebe, physische und ideale, der ewige Traum seines Lebens. „Die Frauen waren immer Feuer, Luft und Wasser für mich." Er mußte lieben und geliebt werden. Die physische Liebe ist ihm das „größte Gut" und die „schönste Funktion", die seelische die „erste Tugend". Durch die erstere wird der Mensch unmittelbar mit dem Universum verknüpft, durch die zweite empfindet er das höchste Glück. (Nuits de Paris II, 504.)

Blicken wir auf Rétifs Leben zurück, so treffen wir viele Ansätze und Versuche zur Gestaltung einer individuellen Liebe — sah er doch in jeder Frau etwas Reines, Heiliges, Wunderbares (Nuits de Paris

II, 505) — und können hierfür auf Jeannette Rousseau, Colette Parangon und Zephire verweisen, aber im ganzen galt seine Liebe dem Weib an sich, nicht einem bestimmten Individuum. „Ich liebte immer weniger eine Frau als die Frauen, und ließ mich mehr vom Geschlecht an sich berauschen als vom Individuum.“ (M. N. III, 77). Das Weib ist das Zentrum seines Lebens. Ihm bringt er unendlich mehr Vertrauen entgegen als dem Manne. Hat doch das Wesen der Frau einen „unbeschreiblichen, unsagbaren“ Reiz für ihn, fühlt er doch bei ihnen ein „Vertrauen“, eine „Hingebung“, wie er sie nie bei einem Manne empfunden hat. Wohl gibt es böse Frauen, aber das Geschlecht als solches ist „himmlisch“ (Lettres inédites, S. 21—22).

„Mein Herz“, sagt er, „war so beschaffen, daß ich durchaus die Liebe oder wenigstens die Freundschaft einer Frau nötig hatte, um es auf angenehme Weise zu füllen. Ohne die Frauen war ich nichts, ohne Kraft, ohne Energie, ohne Tätigkeit, ja ohne Seele. Deshalb war ich mein ganzes Leben hindurch auf der Jagd nach Liebe oder wenigstens nach der Freundschaft einer Frau, die mir gefiel. Mein Unglück war eben nur, daß ich mich fast immer in der Wahl täuschte oder überhaupt nicht zum Ziel gelangte.“ (M. N. VII, 149.)

Er empfand wie selten ein Mann das Eigentümliche des weiblichen Wesens, seine magische Gewalt, das taciteische „sanctum aut providum“. Sehr schön schreibt er einmal in einem Briefe: „Les femmes vont au coeur avec une sureté délicate et prompte“ (Lettres inéd. 8). Daher kann auch nie ein Mann Dinge des Herzens so sagen wie eine

Frau (ibidem 46), und dieses zarte Empfinden macht aus ihr die geborene Krankenpflegerin. „Nichts geht über eine weibliche Hand bei der Pflege eines Kranken, nichts über ein tröstendes Wort aus ihrem Munde" (Lettres 21). Deshalb ist es sein höchster Wunsch, dereinst bei einer Freundin zu sterben, die ihm die Augen zudrückte, nachdem sie seine letzten Augenblicke versüßt hätte (Lettres 2).

Diese ihm eigene hohe Auffassung des Weibes ermöglicht uns das Verständnis seines Liebeslebens, in dem die Idee, die Phantasie, der Platonismus eine hervorstechende Rolle spielten.

2. Sein Erotismus.

Früh schon regte sich in Rétif ein unbändiger Geschlechtstrieb. Es war zunächst ein dunkler, physischer Drang, der den Knaben mit unwiderstehlicher Gewalt zu Mädchen und Frauen zog. „Selbst die kleinen Neger, so frühreif, daß sie schon mit neun oder zehn Jahren Vater sein können, dürften wohl nicht früher die Sehnsucht nach dem Weibe verspüren, als ich sie empfunden habe" (M. N. I, 92). Er bezeichnet dieses frühe Auftreten und die Stärke des Geschlechtstriebes als ein Resultat seiner physischen Konstitution (M. N. I, 87), worüber er sagt: „Ob amplitudinem testiculorum, longitudinemque gracilis veretri ... Das war die Ursache des unbändigen Erotismus, der mich in den schönsten Jahren meines Lebens quälte" (M. N. I, 94).

Eine Folge dieses rein körperlichen Triebes war ein ständiges Bedürfnis nach Wechsel in erotischen Beziehungen, und zwar bezog sich dieses Variationsbedürfnis mehr auf die Verschiedenheit der

Frauen als auf eine etwaige Änderung sexueller Akte. Rétif drückt dies sehr gut dadurch aus, daß er in seinem ganzen Leben niemals ein „monéraste“, sondern stets ein „polyéraste“ gewesen sei (M. N. I, 126). Schon mit 20 Jahren verfaßte er eine hierfür charakteristische Grabschrift auf sich, in der es u. a. heißt:

Ci gît le tendre coeur d'un Mortel amoureux,
De qui tout bel Objet sut s'attirer les voeux,
A qui nulle Beauté, par un malheur extrême,
Ne procura jamais félicité suprême.

Inconstant dans ses feux, jamais la même Belle
N'en alluma deux fois la brûlante étincelle.
Transporté dans l'abord, tout froid se retirant,
Son coeur à peine épris à lui-même se rend,

Et va se redonner, en sa prompte inconstance,
A quelque Objet nouveau qui penche la balance.
Mais s'il sort, une fois, de sa Belle amoureux,
Qu'on le lui pardonne une: il n'y revient pas deux.

In der Einleitung zu den „Contemporaines“ sagt er: „Wenn ich ein hübsches Mädchen sehe, bin ich neugierig, sie kennen zu lernen, je nach dem Maße ihrer Schönheit“, und wenn er sie kennen gelernt hatte, machte er auch fast immer den Versuch, sie zu besitzen. Es war ihm unmöglich, eine Zeitlang enthaltsam zu leben. Wurde er durch äußere Verhältnisse dazu genötigt, dann geriet er bald in einen Zustand förmlicher Satyriasis. Bis ins hohe Alter war ihm täglicher Geschlechtsverkehr ein Bedürfnis! Geschah dies nicht, so geriet er in „Raserei beim Anblick einer hübschen Person“. Als Mönch, z. B. als Karthäuser, meint er, würde er der schuldigste oder unglücklichste Mensch geworden sein (M. N. VII, 104). Die Intensität des Triebes war so groß, die leidenschaftliche Erregung wäh-

rend der Befriedigung desselben so überwältigend, daß er fast stets in einen Zustand der Ohnmacht und Bewußtlosigkeit verfiel, wie er das im „Monsieur Nicolas" und auch in der „Anti-Justine" so häufig berichtet. Man wird dabei an die Auffassung der alten Ärzte erinnert, daß der Coitus eine Art von „kleiner Epilepsie" sei. Rétif litt offenbar an jener chronischen, kontinuierlichen sexuellen Übererregbarkeit, die nach L. Löwenfeld[1]) am häufigsten Teilerscheinung einer ererbten neuropathischen Konstitution ist. Auf die angeborene Reizbarkeit des Nervensystems weisen ja auch verschiedene, bereits früher angeführte Erscheinungen aus der Kindheit hin. „Cet état frénétique, cette épilepsie et ce délire", die Roubaud als Symptome des sexuellen Orgasmus konstatiert[2]), steigerten sich bei Rétif zu jenem Zustande, den er als „Ohnmacht" bezeichnet.

Dieser in so heftiger Weise sich äußernde physische Drang war nur die eine Seite der Liebe, die ihn unwiderstehlich zu den Frauen zog. Der merkwürdige Gegensatz in seinem Wesen, der Realismus auf der einen Seite, das phantastische Element auf der anderen, läßt sich auch in seinem Liebesleben sehr deutlich nachweisen. Schon in die gewöhnlichen Liebesbeziehungen rein sinnlicher Natur trug er ein ideales Moment hinein. Er betrachtete es als ein „Verbrechen wider die Natur", eine Frau, mit der er den Genuß physischer Liebe geteilt hatte, jemals

---

[1]) L. Löwenfeld, Sexualleben und Nervenleiden. 3. Auflage, Wiesbaden 1903. S. 222.

[2]) Félix Roubaud, Traité de l'impuissance et de la stérilité chez l'homme et chez la femme. 3. édit, Paris 1876. Seite 17.

zu vergessen oder abfällig von ihr zu denken (M. N. VIII, 231). „Jede Frau ist Frau, und wenn das Herz gut ist, ist die Dirne für mich gleich einer Königin, einer Heiligen“ (M. N. XIII, 297). Dieser Grundsatz, in die Wirklichkeit übersetzt, gewann ihm die Herzen aller Frauen, selbst der niedrigsten. Dazu kam, daß er nach dem Genuß nie, wie andere Männer so oft, kalt und abstoßend wurde, sondern dieselbe Zärtlichkeit bewies wie vorher. Echte Seelenliebe in Verbindung mit der physischen Liebe, aber auch reiner Platonismus mit seinen seligen Träumen blieben ihm nicht fremd. Erstere trat in der Liebe zu Madame Parangon und Zephire, letzterer in derjenigen zu Jeannette Rousseau und Therese hervor. Er preist das Glück, Frauen begegnet zu sein, denen gegenüber alle seine Begierden geschwiegen hätten. Wie ein Bruder lebte er mit der reizenden Jeannette Demailly, und ähnliche Vorschläge einer platonischen Verbindung machte er einem hübschen Mädchen aus Dijon und anderen Frauen (M. N. IX, 44).

Rétif ist ein besonders klassisches Beispiel für die Verbindung wilder sexueller Triebe mit einem das Weib idealisierenden und in die Höhen eines sublimen Platonismus entrückenden Phantasieleben, wie sie gerade für die männliche Liebe bezeichnend ist und in diesem Falle in besonders deutlicher, extremer Weise hervortritt.

3. Die Ars amandi.

Im Laufe seines langen Lebens und bei der großen Zahl seiner Liebesabenteuer wurde Rétif

allmählich ein Meister in der Ars amandi. Nächst der Arbeit war ihm die Liebe in allen ihren Beziehungen und Erscheinungen Gegenstand der täglichen Beschäftigungen, er verstand es, jede einzelne Liebschaft in ganz besonderer Weise auszuschmücken, so daß sie, wenn nicht für ihn selbst, so doch für das Mädchen zu einem bedeutenden Erlebnis wurde.

Die Art, wie er bei Liebesabenteuern vorging, machte ihn, wie er selbst erklärt, unwiderstehlich. Immer habe eine Frau, der er ernsthaft zugesetzt habe, sich schließlich ergeben. Jedermann kann das Rezept hierfür ebenfalls mit Nutzen anwenden, falls er Kühnheit und doch Zartgefühl (sensibilité) genug besitzt. Er muß die Geliebte mit Aufmerksamkeit und Achtung behandeln, ihr Vertrauen einflößen, ihr seine Anbetung in leidenschaftlichen Worten bezeugen, ihr tausend Zärtlichkeiten erweisen und vor allem beharrlich sein. Der Erfolg ist sicher, weil Widerstand unmöglich ist. „Keine Frau, die derart von einem zartfühlenden Manne wie ich es war, bestürmt wird, ist schuldig, weil die Verführung etwas Unwiderstehliches für sich hat." (M. N. V, 34.)

Trotzdem erreichte er auch öfter durch ein gewisses herrisches, brutales Vorgehen seinen Zweck, wobei er sogar sich zu Drohungen und anderen sehr wenig „zartfühlenden" Äußerungen hinreißen ließ.

Wir haben ja aus seiner Lebensgeschichte die verschiedenen Methoden kennen gelernt, deren er sich bediente, um Bekanntschaften mit ihm sympathischen Frauen anzuknüpfen und zu dem gewünschten Ziele zu gelangen. Denn es kam wohl nur selten vor, daß die Mädchen ihm von selbst ihre Liebe zu verstehen gaben. (Inscr. 31.)

In vielen Fällen machte er sich die Sache sehr leicht, indem er den Mädchen nachschlich, wenn sie in ein Haus traten und ihnen oft, ohne daß sie ihn hörten, bis in ihr Zimmer folgte. „Ich trat ganz leise ein. Dieses Talent der schleichenden Bewegungen besaß ich im höchsten Maße, so daß ich z. B. auch bei Glatteis niemals hinfiel“ (M. N. VII, 178). Die plötzlich so überraschten Schönen widerstanden selten einer solchen Kühnheit.

In anderen Fällen befolgte er die sehr naive, aber auch heute noch bei unerfahrenen Frauen nicht selten mit Erfolg geübte Methode, einen Gegenstand fallen zu lassen, aufzuheben und der unbekannten Schönen als ihr mutmaßliches Eigentum anzubieten. Einmal kombinierte er diese Art der Anknüpfung mit einer anderen, freilich ohne zunächst seine Absicht zu erreichen. Aber die drollige Geschichte — eine recht bezeichnende Illustration der Sitten der niederen Klassen in der guten alten Zeit — mag hier ausführlicher erzählt werden.

Als Rétif in der Druckerei von Claude Hérissaut arbeitete, hatte er vom Fenster aus oft eine hübsche Blondine durch die rue Notre-Dame gehen sehen, die bei einer Schneiderin in der Cité in Stellung war. Er gebrauchte nun folgendes originelle Mittel, um sie anzusprechen. Er kaufte ein schönes, in Maroquin gebundenes Buch mit Goldschnitt und paßte der Schönen auf, als sie wieder einmal aus dem Geschäfte zurückkehrte. Dann warf er in der rue de la Harpe das in Papier gewickelte Buch in den Straßenschmutz. Eine Pastetenbäckerin sah das und lachte darüber, ohne zu ahnen, zu welchem Zweck es geschah. Rétif eilte sofort der reizenden Blondine nach und sagte: „Mein Fräulein, dies ließen Sie soeben fallen,“ dabei ihr das ein wenig beschmutzte Paket überreichend. Sie nahm es, betrachtete es, und während sie es öffnete, verschwand Rétif. So mußte sie das Buch behalten, in das

Rétif sehr auffällig einen Brief gesteckt hatte. Die Pastetenbäckerin hatte den ganzen Vorfall neugierig beobachtet, und sagte lachend zu Rétif, als er an ihrer Tür vorbeikam: „Sie sind mir ein Durchtriebener! . . . Weshalb haben Sie aber das Paket beschmutzt, das Sie eben dem jungen Mädchen gaben?“ Er tat, als wenn er nichts hörte und fand sich am folgenden Tage wieder ein, um die Wirkung seines Briefes zu erfahren. Die Schöne erkannte ihn wieder. Es war gerade wieder vor dem Hause der Bäckerin. Das Mädchen sagte ziemlich von oben herab: „Mein Herr, das Buch von gestern gehörte nicht mir.“ — „Dann gehört es Ihnen jetzt, mein Fräulein. Haben Sie darin einen Brief gefunden?“ — „Nein, sicherlich nicht, er wird herausgefallen sein.“ Dabei lächelte sie, woran Rétif sofort erkannte, daß sie den Brief doch gelesen habe. Diesen Augenblick hielt die Bäckerin für geeignet, um heimlich der hübschen Modistin zuzuflüstern, welchen Streich Rétif ihr gespielt habe. Sie wurde von der Kleinen mit einer langen Nase heimgeschickt, was Rétif in der Hoffnung bestärkte, daß er nun sein Glück direkt versuchen könne. Aber als er dem Mädchen hierauf bezügliche Andeutungen machte, verwies sie ihn, falls er sie heiraten wolle, an ihren Vater. Sie habe nichts dagegen. Im anderen Falle — keine „heimliche Unterhaltung“. Das bringe ein Mädchen stets in unrechten Verdacht. Natürlich versprach Rétif alles, ohne daran zu denken, sein Versprechen zu halten. Nach langer Zeit begegnete er dem Mädchen — Rose Vignon war ihr Name — wieder, und zwar acht Tage vor ihrer Hochzeit mit einem Graveur Basset, einem sehr schönen Manne. Da sie nun sicher war, unter die Haube zu kommen, hatte sie von selbst eine Begegnung mit Rétif herbeizuführen gesucht, in den sie sich gleich verliebt hatte. Sie begrüßte ihn mit einem bezaubernden Lächeln und — bat ihn gleich, oder besser befahl es ihm, sie mit in seine Wohnung zu nehmen, wo er dann alle Rechte des Gatten genoß, um die Pflichten später dem eigentlichen Gatten der auf diese raffinierte Weise das utile cum dulci verbindenden Schönen zu überlassen (M. N. VII, 123—126).

Neben solchen relativ harmlosen Mitteln der Verführung benutzte Rétif auch direkt erregende,

wie z. B. das Erzählen erotischer Situationen, „pour exciter dans le sein virginal l'orage des passions" (M. N. XI, 25), das Schreiben feuriger Liebesbriefe, die Verführung durch ein opulentes Diner usw. usw. Dieser Don Juan aus dem Volke beherrscht das ganze Register der Liebeskunst in meisterhafter Weise, und versteht es, eigenartige neue Nüancen derselben zu entdecken, wie z. B. seine nicht seltenen Liaisons mit zwei oder drei Mädchen zugleich beweisen, wobei auch bisweilen die eine mehr platonischer, die andere mehr sinnlicher Natur ist. Der platonische Anbeter Theresens wird in ihrer Gegenwart der sehr naturalistische Liebhaber Louisens.

Auch Ovids „remedia amoris" sind ihm vertraut. Er „heilt" gewöhnlich eine Liebe durch die andere. So befreite er sich von der außergewöhnlich heftigen Leidenschaft für Virginie durch den Anblick eines ähnlich gewachsenen Mädchens, Rosalie Poinot. Er sagte sich: „Virginie ist also nicht allein groß und hübsch gewachsen. Ich finde ebensoviel Vergnügen daran, dieses reizende Mädchen zu betrachten, wie ich es bei Virginien empfände. Es ist der erste Schritt zur Heilung." Und in diesem Falle vollzog sich denn auch die Heilung auf solchem Wege der Ablenkung (Inscr. 9—10). Gelang das nicht, dann wußte Rétif noch ein probateres Mittel: er verkuppelte seine Geliebten an einen anderen Mann! Meist suchte er sich dazu einen reichen Mann aus, damit die arme Verlassene wenigstens durch äußeren Glanz für seine Untreue entschädigt werde.

Freilich kam dann nicht selten, wie z. B. in der Liebesaffäre mit Sara die Eifersucht, und

machte ihm das Leben zur Hölle. Je älter er wurde, desto mehr wurde er von diesem Dämon gepeinigt. In sehr lebhafter und anschaulicher Weise hat er die Qualen der Eifersucht geschildert, mit ihrer „oppression mortelle", mit der furchtbaren inneren Unruhe, ihrer Wut und Verzweiflung (Inscr. 27). Nach Rétif ist der Mann eifersüchtiger als die Frau, und dieses Gefühl tritt bei ihm oft schon vor der Pubertät auf (M. N. I, 54).

Rétif war ein Don Juan, was er ewig suchte und niemals fand, nämlich das Weib an sich, sein Ideal. „Ich bin überzeugt," sagt er, „daß ich nur eine einzige Schönheit geliebt habe, wenn ich auch verschiedene Angehörige des anderen Geschlechtes begehrte." Und an einer anderen Stelle: „Ich habe in meinem ganzen Leben nur eine große Leidenschaft gehabt, ich habe nur eine einzige Frauenseele geliebt. Ich glaubte sie in Jeannette Rousseau zu finden, und in Wirklichkeit habe ich sie in Madame Parangon gefunden. Ich habe dieses Ideal früher und später in allen Frauen gesucht, in Edmée, in Manon, in Madelon, in hundert anderen ... Mein Herz, meine Augen täuschten sich durch eine Illusion. Phantome von Colette waren es, die ich liebte! Ihre Seele wähnte ich in den Körpern anderer, deren wirkliche Seelen ich nicht kannte." (M. N., Übersetzung von Schurig II, 350.)

In physischer Beziehung hatte er jedenfalls ein sehr großes Variationsbedürfnis, wie denn sein Geschmack in bezug auf Frauenschönheit im Laufe der Zeit sehr großen Veränderungen unterlag. In der Jugend zog er Mädchen mit blühenden Farben

vor, die noch durch ein auffallendes Kostüm accentuiert wurden, später schwärmte er für blasse Gesichter, dabei volle Gestalten, und im höheren Alter faszinierten ihn die mageren, halb verblühten Frauen (M. N. I, 51). Robuste Weiber stießen ihn ab. „Mir haben stets nur zarte Mädchen und Frauen gefallen." Große Frauen entsprachen mehr seinem Schönheitsideal als kleine. Millin bemerkt in seinem satirischen Artikel über Rétif im „Magasin encyclopédique" (IX, 550): „Herr Nikolaus spricht dann von der physischen Schönheit und belehrt uns, daß eine große Frau schön ist, eine kleine nur hübsch und daß ein Kenner von Rosalie Poinot sagte: „Bei jeder Bewegung ihres Rockes offenbart sie Grazie, Liebe und Begierde."

Wer jemals die Bilder zu den „Contemporaines", den „Nuits de Paris" betrachtet hat, dem werden sofort die fabelhaft engen Taillen der Mädchen und Frauen auffallen. Es ist dies eine Übertreibung der damals herrschenden Mode, die der Künstler auf Veranlassung Rétifs anbringen mußte. Rétif hatte eine Art Fetischismus für schlanke, feine Taillen, für sylphidenhafte Gestalten mit Wespentaillen und Kinderfüßen. Dieser „goût des tailles minces" war nach seiner Erklärung damals sehr gewöhnlich in Paris, wohl eine Folge der Mode und dann wieder von Einfluß auf dieselbe. Er begünstige, meint Rétif, die Untreue, da viele damit behaftete Männer gegen ihre korpulenten oder schwangeren Frauen eine Abneigung faßten. So sei wirklich ein solcher Fetischist, der seiner Frau nicht untreu werden wollte, öfter am Ende des dritten Monats ihrer jeweiligen Gravidität abgereist, um erst drei Monate nach der

Geburt des Kindes wieder zurückzukehren. (M. N. VIII, 40—41.)

Wie Monselet von Rétifs Nachkommen hörte, sah er im Greisenalter, wenn ihm eine hübsche Frau begegnete, nur nach ihrem Busen und ihren Füßen. Waren beide nach seinem Geschmack, dann war er befriedigt. (Monselet 208.) Wir werden auf den so bekannten „Fußfetischismus" Rétifs weiter unten ausführlicher zu sprechen kommen.

Diese verschiedenen Neigungen seines Geschmackes fand er am meisten befriedigt bei den hübschen Pariser Modistinnen. Die waren immer seine große Passion. Mit ihnen hatte er die meisten Liebesabenteuer. Als Töchter des Volkes standen sie ihm menschlich nahe und hatten doch durch ihre Eleganz und ihr feines Verständnis für das Seelische in der Liebe einen Hauch von Vornehmheit für ihn, den er, der Plebejer, immer über alles geliebt hat. Er war ganz heimisch in dieser Welt der Mode. „Er kannte sich in Bändern und Spitzen aus wie eine elegante Dame, und niemand konnte besser als er die Hüte à la Washington von denjenigen à la Philadelphia unterscheiden." (Monselet 43.)

Eine systematische Übersicht über alle seine Liebschaften und seine Kniffe und Erfolge in der Ars amandi gibt der berühmte „Calendrier" (oder wie er schreibt „Kalendrier"), der einen ganzen Band, den dreizehnten, des „Monsieur Nicolas" einnimmt, sicher das bizarrste und merkwürdigste Buch, das aus Rétifs Feder hervorgegangen ist, ein Denkmal der Eitelkeit, Sentimentalität und — Systematisierungswut.

Die Idee zu diesem seltsamen Opus kam ihm am 14. September 1790, als er gerade den 21. Jahres-

tag der Bekanntschaft mit Victoire feierte. Da stellte sich ein ganzer Kalender von solchen „anniversaires“ aller seiner Liebschaften vor sein geistiges Auge, als eine „nützliche und vielleicht notwendige Tafel“. Die Ordnung sollte chronologisch sein, d. h. die ältesten Bekanntschaften sollten die ersten Monate ausfüllen. Bisweilen werden zwei Frauen an ein und demselben Tage aufgeführt, weil der Kalender mehr als 60 Jahre umfaßt. Am Rande sollen das erste und letzte Jahr der Bekanntschaft oder Dauer des Liebesverhältnisses angeführt werden. „Ich werde also viel mehr als 366 Frauen zu feiern haben.“ Die interessantesten und wichtigsten von ihnen werden mit besonders großen Buchstaben gedruckt, wie Jeannette, Colette. (M. N. XIII, 3—4.)

Der erste Artikel dieses Liebeskalenders betrifft das Jahr 1734, Rétifs Geburtsjahr, und führt die Namen seiner Eltern an, der letzte das Jahr 1791. Das Ganze schließt mit dem enthusiastischen Lobe der — Prostitution!

Die im „Calendrier“ verzeichneten Frauen waren nicht alle seine Geliebten gewesen. Es genügte für ihre Aufnahme auch die Tatsache, daß sie ihn geliebt hatten, und selbst „der niedrigste Stand ist kein Ausschließungsgrund“ (M. N. XIII, 297). Aber auch eine Fanny de Beauharnais figuriert in diesem erotischen Kalendarium. Nebeneinander die Dirne und hochgebildete Aristokratin! Das seltsamste ist, daß Rétif die Mädchen, die ihm nur als Gattinnen bestimmt waren, als seine wirklichen Ehefrauen anführt. Agnes Lebègue figuriert als Mutter seiner Töchter.

An der Hand dieses Kalenders feierte er die

Jahrestage auf seiner geliebten Insel und küßte dabei die betreffenden Inschriften (Nuits de Paris XVI, 402).

„Mon Calendrier" bildet eine wichtige Ergänzung zu der fortlaufenden Erzählung im „Monsieur Nicolas", da viele neue Einzelheiten bei der Schilderung der verschiedenen Liebesabenteuer in demselben mitgeteilt werden.

4. Sein Fußfetischismus.

Man hat nach dem Marquis de Sade die in seinen Schriften hauptsächlich hervorstechende sexuelle Perversion, die aktive Algolagnie als „Sadismus" bezeichnet und von Sacher-Masoch für die passive Algolagnie den Namen „Masochismus" entlehnt. Dann könnte man mit demselben Recht und derselben Logik den Fuß- und Schuhfetischismus als „Retifismus" bezeichnen. Denn es ist diejenige sexuelle Perversion, die in Rétifs Leben am meisten hervortritt und die auch in ihm ihren wohl ersten literarischen Interpreten und Apostel in genau derselben Weise gefunden hat, wie der Sadismus von de Sade und der Masochismus von Leopold v. Sacher-Masoch in weiteren Kreisen bekannt gemacht wurde. Rétif hat zuerst laut und mit Nachdruck den typischen sexuellen Fußfetischismus geschildert, zuerst auf die erotische Bedeutung der kleinen Füße und der hohen Schuhe hingewiesen.

In den Noten zum „Pied de Fanchette" hat Rétif einige interessante Notizen über die Wertschätzung kleiner Füße der Frauen bei den Alten

zusammengestellt. Auf die neuere Geschichte geht er nicht ein.

Man kann aber schon bei Brantôme den Beweis dafür finden, daß gerade die Franzosen für den Reiz kleiner Füße und die Wirkung der Chaussüre besonders empfänglich gewesen sind.

Zunächst erzählt Brantôme an der betreffenden Stelle im „Leben der galanten Damen"[1]), daß bereits Lucius Vitellius, der Vater des Kaisers Vitellius, ein Fuß- und Schuhfetischist gewesen sei. Eines Tages bat er die Kaiserin Messalina um die Erlaubnis, ihr die Schuhe ausziehen zu dürfen. „Nachdem er sie ihr ausgezogen hatte, behielt er einen Schuh und trug ihn immer unter dem Hemd auf dem Leibe bei sich, er küßte ihn, so oft er nur konnte, und betete in dem Schuh den schönen Fuß der geliebten Frau an, da er weder ihren natürlichen Fuß noch ihr schönes Bein zu seiner Verfügung haben konnte."

Der heilige Hieronymus tadelte eine auf die Schönheit ihrer Füße allzu stolze Frau mit den Worten: „In dem kleinen, braunen Stiefelchen, das glänzt und gut paßt, hat sie einen Lockvogel für die jungen Leute, und ködert sie mit dem Klang der Schnällchen."

Brantôme wirft bereits die Frage auf, welches Bein verführerischer sei, das nackte oder das bedeckte und beschuhte und erklärt die Bekleidung für sinnlich reizender als die Nacktheit. „Der Fuß muß in einem schönen, weißen Schuh stecken, einem

---

[1]) Wortgetreue und vollständige deutsche Übersetzung von Georg Harsdoerffer, Leipzig 1905. Bd. I. S. 285—288.

Schuh aus schwarzem oder farbigem Samt oder in einem schönen, kleinen Stöckelschuh, wie ich ihn an einer sehr großen Dame von da und da aufs vortrefflichste und lieblichste hergestellt sah." Brantôme hält ein Mittelmaß des Fußes für schöner als einen großen oder sehr kleinen Fuß. Besonders verführerisch ist solch ein Fuß, wenn seine Trägerin ihn mit „gewissen kleinen Wendungen und Drehungen zappeln und hüpfen läßt," und er von einem „schönen kleinen Stöckelschuh, einem spitzigen weißen, vorn nicht viereckigen Schuh" bedeckt ist.

Erst die französische Mode des 18. Jahrhunderts hat diese Ideen systematisch verwertet, erst sie hat die Reize des weiblichen Fußes entdeckt und der Öffentlichkeit zum Bewußtsein gebracht. Damals gab es bereits Schuhmacher, die Spezialisten auf dem Gebiete waren, einen Fuß richtig zu bekleiden, zur Geltung zu bringen, ihm Kleinheit, Grazie, elegante Haltung, die so gerühmte und goutierte „Leichtigkeit" (lesteté) zu geben.[1]) Diese im höchsten Ansehen stehenden Fußkünstler stellten reizende Schuhe in allen Farben her, mit Bandschleifen, Stickereien, Schnallen, Knöpfen, Schuhe aus weißer Seide mit goldenen Blumen geschmückt, oder jene mit Smaragden besetzten Schuhe, die man „venez-y-voir" nannte, eine sehr gute Bezeichnung für die fetischistischen Gelüste, die sie erwecken sollten.

Die Goncourts schildern sehr anschaulich die mit äußerstem Raffinement ausgestatteten Ateliers der vornehmen, oft sogar hochgebildeten Fußkünstler dieser Art, eines Charpentier, Bourbon und

---

[1]) Edmond et Jules de Goncourt, La femme au dix-huitième siècle, Paris 1878. S. 347.

anderer. Im Atelier von Charpentier hingen die Porträts sehr vornehmer Damen vom Hofe, wie der Prinzessin von Guéménée, der Madame de Clermont, die der Meister zum Dank für die reizende Beschuhung dieser Modegöttinnen als Geschenk erhalten hatte. Und ergötzlich war es, wenn Bourbon, ebenfalls Hoflieferant und besonderer Günstling der Madame de Marigny, die eleganten Damen in schwarzer Tracht, seidener Weste und schön gepuderter Perücke empfing und sagte: „Sie haben einen bezaubernden Fuß, Frau Marquise," dann aber mit verächtlicher Miene den von einem andern angefertigten Schuh betrachtete und fragte: „Aber wo hat man Ihnen diese Schuhe gemacht?" (Contemporaines XII.)

Kein Wunder, daß durch diese Mode auch der Sinn der Männer auf die Reize des Fußes, besonders des bekleideten, gelenkt wurde, daß dieselbe Veranlassung zur Züchtung und Ausbreitung eines Fuß- und Schuhfetischismus gab. Außer Rétif, dem typischen Vertreter des letzteren in der Literatur, gedenken auch andere Schriftsteller dieser eigentümlichen Erhöhung der weiblichen Schönheit. Im 6. Teile des „Émile" behauptet Rousseau, daß ein hoher Absatz des Schuhes den Fuß klein erscheinen läßt, und er kommt noch zweimal auf diese wichtige Beobachtung zurück. Le Sage erzählt im „Diable boiteux" von einem Manne, der sich in den kleinen Frauenpantoffel verliebte, den er in einem Schuhmacherladen ausgestellt sah, und der bei der Betrachtung desselben einen so starken sexuellen Genuß empfand, daß er sich schleunigst entfernte, um diese seltsame Aufregung los zu werden.

Man sieht, daß es die Mode, der Geschmack der Zeit war, die Monomanien dieser Art hervorrief. Der Fuß- und Schuhfetischismus war nichts „Angeborenes", sondern entstand durch solche äußere Bedingungen. Auch wo er schon früh auftritt, wie bei Rétif, läßt sich seine Genesis durch eine Gelegenheitsursache nachweisen. Hier tritt die ursächliche Bedeutung der ersten Kindheitseindrücke für die Entstehung der sexuellen Perversionen sehr deutlich hervor. In geradezu klassischer Weise hat Rétif im „Monsieur Nicolas" (I, 90 bis 93) die Umstände geschildert, die in ihm, dem zehnjährigen Knaben, den Fuß- und Schuhfetischismus als eine erworbene sexuelle Perversion entstehen ließen. Die Stelle lautet:

„Die Mädchen, die am meisten auf sich hielten, gefielen ihm natürlich am besten; und da der Körperteil, der die Erde berührt, am schwersten rein zu erhalten ist, so widmete er der Fußbekleidung ganz instinktmäßig die größte Aufmerksamkeit. Die obengenannten Mädchen, namentlich Madeleine Champeaux, waren damals die elegantesten; ihre Schuhe sorgfältig und schön gearbeitet, hatten statt der Schnallen, die in Sacy damals nicht gebräuchlich waren, Bänder von blauer oder roter Farbe, die mit der ihrer Röcke übereinstimmte. Der Gedanke an diese Mädchen erregte mich; ich wünschte, ja, was wünschte ich! Ich sehnte mich ordentlich danach, sie zu bezwingen.

Damals sah ich in Sacy ein Fräulein. Ihre Fußbekleidung, farbige Stiefelchen, war durchaus städtisch und mit edelsteinbesetzten Schnallen versehen; überhaupt war sie ein reizendes Wesen. Ich erfuhr, daß sie aus Noyers war, eine Verwandte des Herrn Pfarrers, mit Namen Suzanne Colas. Mit ihren zarten und frischen Zügen schien sie mir wie eine Fee, eine Göttin. Ich träumte nur von ihr. Fräulein Colas' wegen wurde ich meinen Schönheiten von Sacy untreu, ohne Zweifel, weil sie, schlank und zart wie ich, in mir den Glauben

erweckte, daß ich sie leichter bezwungen hätte. Suzanne verschwand wieder und wurde vergessen. Aber sie hatte die Sehnsucht, die mich zu den Mädchen hinzog, erhöht und den tiefen Eindruck vorbereitet, den ein göttliches Weib einst auf mich machen sollte . . .

Hat denn aber diese Vorliebe für schöne Füße, die in mir so stark ist, daß sie unfehlbar meine heftigsten Begierden erregt und mich über sonstige Häßlichkeit hinwegsehen läßt, ihre Ursache in einer physischen oder geistigen Anlage? Sie ist bei allen, die sie hegen, sehr stark. Hängt sie zusammen mit einer Vorliebe für leichten Gang, graziösen und wollüstigen Tanz? Die seltsame Anziehung, die die Fußbekleidung ausübt, ist doch nur der Reflex der Vorliebe für schöne Füße, die selbst ein Tier anmutig machen. Man schätzt die Hülle dann fast so hoch wie die Sache selbst. Die Leidenschaft, die ich seit meiner Kindheit für schöne Fußbekleidung hege, war eine erworbene Neigung, die auf einer natürlichen Vorliebe beruhte. Aber die für einen kleinen Fuß hat einen physischen Grund, der sich in dem lateinischen Sprichwort: „Parvus pes, barathrum grande" verrät." (Übersetzung von J. Nestler.)

Und die letztere Tatsache spräche wieder für die besondere Fruchtbarkeit solcher kleinfüßigen Weiber. Auch behauptet er, daß auch die übrige Körperschönheit (mit Ausnahme des Gesichtes) proportional derjenigen der Füße sei.

Bei Rétif waren alle Erscheinungen eines typischen Fuß- und Schuhfetischismus, der den Teil fürs Ganze nimmt, durchaus vorhanden. Er berichtet, daß er stets vor Lust gezittert habe, wenn er in ein Haus trat und eine Reihe von für Feiertagsgebrauch bestimmten Frauenschuhen aufgestellt sah, wie das auf dem Lande Sitte war. Dann errötete er und schlug die Augen nieder, als ob die Mädchen selbst dort ständen. Als er einmal bei einem Schuster in Courgis ein paar hübsche Schuhe sah und man

ihm sagte, sie gehörten Jeannette Rousseau, wurde er vor Erregung beinahe ohnmächtig. Auf ähnliche Weise betete er die bloßen Schuhe der Madame Parangon an (M. N. I, 93) und bewahrte als ein echter „Fetischist" die Pantoffeln und Schuhe seiner Geliebten jahrelang auf, in ihnen gleichsam die Persönlichkeit der letzteren verehrend. Ja, er wollte, daß man ihm den Schuh der Madame Parangon, den auch Zephire getragen hatte, mit ins Grab lege!

Cubières sagt von seinem Freunde: „Unser lieber Nikolaus hatte eine zwar, wie ich meine, entschuldbare, aber doch ganz merkwürdige Manie. War eine Frau auch noch so häßlich im Gesicht, war sie selbst bucklig oder hinkte sie, so verliebte sich unser teurer Freund doch bis zum Wahnsinn in sie, wenn sie nur einen hübschen Fuß und besonders einen schön beschuhten Fuß hatte. Der Fuß war alles für ihn bei einer Frau, außer ihm gab es kein Heil, keinen Genuß." (Cubières bei Lacroix S. 31—32.)

Besonders interessant in dem Schuhfetischismus Rétifs ist seine Vorliebe für die hohen Absätze der Frauenschuhe. Schon in den Anmerkungen zum „Pied de Fanchette" (S. 286 der Ausgabe von Uzanne) bemerkt er, daß ein hoher Absatz großen Frauen sehr gut stehe, vorteilhaft für mittlere Figuren, notwendig für kleine und lächerlich nur für Zwerginnen sei. Im allgemeinen aber verleihe er den Frauen zu viel Grazie, als daß man ihnen nicht sehr dazu raten könne. Immer aber, ob man hohe oder niedrige Absätze trage, müsse man darauf achten, daß der Fuß durch eine zu enge Chaussüre nicht deformiert werde.

Später ergänzte er diese Anschauungen über den Reiz der hohen Absätze noch in einer Notiz am Ende eines Artikels von Sebastian Mercier im „Journal de Neufchâtel" vom Oktober 1781, der darin gesagt hatte: „Was gehen mich seine kleinen Fehler an? Was geht mich seine leidenschaftliche Vorliebe für zierliche Füße an, auf die er immer wieder mit einem bemerkenswerten Vergnügen zurückkommt." Hierzu läßt Rétif eine Frau bemerken: „Deshalb, weil der Verfasser der „Contemporaines" lebhafter als andere die Macht empfunden hat, die der Teil der weiblichen Kleidung, den man „Chaussüre" nennt, über unsere Sinne hat, kommt er so oft darauf zurück ... Ich habe in meinem Laden, wo man bisweilen über die Mode spricht, erzählen hören, daß es die Tribaden sind, die den Geschmack eingeführt haben, männliche Haartracht anzulegen, Hüte zu tragen, von den Schuhen die Absätze entweder ganz fortnehmen zu lassen oder sie so niedrig zu machen, daß ein Plattfuß herauskommt. Ich habe bemerkt, daß wir fast nie ein so vollkommenes Bein wie die Männer haben ... Ich glaube daher mit unserem Autor, daß die hohen Absätze einen doppelten Vorteil für uns Frauen haben. Der erste und wichtigste ist der, daß sie unsere Chaussüre von derjenigen der Männer unterscheiden lassen, was ihnen den Reiz des Geschlechtes gibt. Der zweite ist der, daß sie den unteren Teil des Beines und Fußes angenehmer gestalten. Der dritte ist der, daß sie unseren Gang weniger entschieden (décidé) erscheinen lassen. Ich finde, daß der Gang einer Frau mit niedrigen Absätzen etwas zu Kühnes und sogar Unanständiges an sich hat ... Eine Frau muß wie eine

Sylphide dahinschweben. Ein niedriger Schuh gibt ihr etwas zu Materielles, während ein hoher Schuh sie hindert, die Erde zu sehr zu berühren und aus ihr ein Geschöpf des Himmels macht. Alle diese Vorteile der hohen Absätze vereinigen sich also in dem e i n e n des ästhetischen Gefallens. Unsere Großmütter, die die hohen Absätze einführten, taten dies, glaube ich, erst nach reiflichen Überlegungen. Aus diesem Grunde wurde die Mode überall angenommen, auch in Spanien, wie man mir sagt. Wenn man einen vom Schuhmacher B o u r b o n in der rue des Vieux-Augustins gemachten Frauenschuh einem Wilden, der niemals eine beschuhte Frau gesehen hätte, zeigen und fragen würde, welches Wesen damit bekleidet würde, so würde er antworten: „E i n E n g e l, e i n e F e e, e i n e S y l p h i d e!"

An anderer Stelle (Nuits de Paris, S. 2360) findet er, an jene ersten Kindheitsvorstellungen wieder anknüpfend, den Reiz der hohen Absätze darin, daß dann der Fuß „nur wenig Schmutz von der Erde aufnimmt und wieder zurückgibt". Es gibt für ihn nichts Häßlicheres als eine Frau mit beschmutzten Schuhen. „Gestern sah ich eine Frau mit breiten und niedrigen Absätzen. Ich würde sie geschlagen haben, wenn ich überhaupt eine Frau schlagen könnte. Sie war schmutzig wie ein Pudel. Unsere Pariser Großmütter führten nur aus Sinn für die Reinlichkeit die Mode der hohen Absätze ein. Sie waren klüger als ihre Enkelinnen."

Er geht sogar so weit, gegen die Vermännlichung der Frauen die Hilfe der Polizei anzurufen, damit sie das Tragen von Männerschuhen verbiete (Nuits de Paris 1837). Nur die Grisetten bewahrten noch die

alte Mode und besäßen daher so viel Verführerisches für die Männer (ibidem S. 249). Im „Monsieur Nicolas" (XI, 51) tadelt er sehr heftig die „niedrigen Schuhe der Republikanerinnen" und entrüstet sich über die Zeitungen, die für diese häßliche Mode eintreten.

Während seines ganzen Lebens war Rétif auf der Suche nach kleinen Frauenfüßen und eleganten Schuhen mit hohen Absätzen. Auf einer solchen Jagd nach Füßen fand er das Sujet zu seinem Roman „Fanchettens Fuß". Hatte er ein besonders schönes Exemplar von Fuß aufgespürt, dann nahm er die Trägerin mit zu seinem Freunde, dem Künstler Binet, damit derselbe den Fuß und Schuh für seine Bilder zu Rétifs Schriften zeichne (M. N. XI, 52, 53).

Ihm selbst bereitete es ein ungeheures Vergnügen, selbst solche Schuhe mit hohen Absätzen den Frauen anzupassen (Inscr. 133) oder sich von Damen in solcher Chaussüre etwas vorlesen zu lassen (Inscripc. 217).

Nach bereits erwähnten Stellen im „Monsieur Nicolas" und an anderen Orten benutzte er sogar bisweilen die von ihm aufbewahrten Schuhe zur Masturbation.

5. Andere perverse Erscheinungen.

Neben dem Fußfetischismus treten in dem Sexualleben Rétifs noch einige andere perverse Erscheinungen hervor, die zum Teil einen sadistischen Grundzug aufweisen, obgleich bekanntlich Rétif sich allezeit mit großer Heftigkeit gegen den Marquis de Sade selbst und seine Theorie von der Wollust der Grausamkeit ausgesprochen hat. Aber

selbst seine gegen die „Justine“ de Sades gerichtete „Anti-Justine“ verrät, wie wir sehen werden, das eigene Behagen des Autors an solchen Vorstellungen. Schon in den ersten Bänden des „Monsieur Nicolas“ finden sich sehr deutliche Bekenntnisse solcher Art. Ich zitiere (nach der Übersetzung von Nestler) nur die folgenden: „Ihre Kleidung, ihre weiße Hautfarbe und die Erinnerung, daß man es einmal versucht hatte, ihr Gewalt anzutun, machten mich oft rasend vor Wollust“ (S. 293). — „Ich sah sie in meinen Phantasien stets nur vergewaltigt, jammernd und sündhaften Liebkosungen sich entziehend, den Mann dagegen sie in Raserei notzüchtigen, um seine Gelüste zu befriedigen, die ihm durch ihr tugendhaftes Widerstreben und ihre Reize gewürzt wurden“ (S. 322). — „Alle diese Mädchen wurden unter Klagen und Tränen vergewaltigt, obwohl mich die Erfahrung das Gegenteil lehrte. Aber die Brutalität Courtcous hatte eine gewisse Derbheit bei mir erzeugt“ (S. 326).

Auch die schauerliche Szene der Vergewaltigung einer totgeglaubten Person, im Dunklen, auf der Place Louis XV., hat stark sadistischen Charakter (M. N. VII, 146).

Hier ist vielleicht auch die Stelle, um von den eigentümlichen Incest-Vorstellungen Rétifs zu sprechen. Ich halte seine häufigen Mitteilungen über die Schwängerung seiner unehelichen Töchter, die den Kritikern am meisten Anlaß zur Anzweiflung seiner Wahrheitsliebe gegeben haben, für nichts anderes als Ausgeburten einer verderbten Phantasie. Er scheint einen seltsamen sexuellen Genuß in der Vorstellung gefunden zu haben, mit seinen eigenen

Kindern wieder geschlechtlich zu verkehren. In vielen Fällen erfand er nur seine „Vaterschaft" zu dem Zwecke, um in dieser Idee schwelgen zu können. Übrigens stand er auch hier nicht allein. In meinen „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade (Berlin 1904, S. 165—168) habe ich bereits auf die Incestphantasien der Franzosen im 18. Jahrhundert hingewiesen und sage darüber u. a.: „Als eine für die Zeit des Rokoko geradezu charakteristische psychosexuelle Erscheinung kann die eigentümliche Neigung zu blutschänderischen Verbindungen angesehen werden, die in einer erschreckenden Häufigkeit, gleichsam wie durch Massensuggestion hervorgerufen, damals zutage trat. Alles was der Marquis de Sade in der „Justine und Juliette" und in den „120 Tagen von Sodom" über den Inzest sagt, alle Möglichkeiten und Raffinements, die er für denselben ersinnt, waren damals längst vor ihm verwirklicht worden!" Es folgen dann zahlreiche historisch beglaubigte Beispiele hierfür. U. a. wird dort die schauerlich blasphemische Incestidee Mirabeaus erwähnt, die er in seinen geheimen Briefen an Madame Sophie de Monnier entwickelt, und die den Phantasien eines de Sade in nichts etwas nachgibt.

Theodor Mundt berichtet in seinen „Pariser Kaiser-Skizzen" (Berlin 1867, Bd. I, S. 141—142), daß seit Jahren in Paris die Fabel ginge, daß im Faubourg St. Antoine mehr als 600 Arbeiter mit ihren eigenen leiblichen Töchtern im Konkubinat leben sollten, und setzt hinzu: „An einem tatsächlichen Anhalt dazu mag es aber wohl nicht ganz gefehlt haben, und viele geschlechtliche Verbindun-

gen dieser Art, wenn auch nicht in dem erwähnten Umfange, haben ohne Zweifel, namentlich während der Republik von 1848, in Paris bestanden. Das französische Naturell scheint nicht so stark mit dem kreatürlichen Abscheu gegen Vermischungen innerhalb desselben Blutes erfüllt zu sein, wie derselbe vorzugsweise die germanischen Völker beherrscht."

Wir sehen, daß für das 18. Jahrhundert wenigstens diese Ansicht Mundts eine gewisse Berechtigung hatte.

Von den unzähligen geschlechtlichen Beziehungen, die Rétif mit seinen natürlichen Kindern hatte, mögen wohl ein paar wirklich vorgekommen sein, wie auch Haßler in seiner Dissertation Zephire als uneheliche Tochter und spätere Geliebte Rétifs gelten läßt (a. a. O. S. 112). Aber meist spiegelte Rétif nur der „Thermometer seines Herzens" (M. N. XI, 182) vor, daß so viele Schönen, denen er begegnete und mit denen er geschlechtlich verkehrte, seine Töchter seien. Denn merkwürdigerweise sind fast alle seine natürlichen Kinder — Mädchen! Dieser Umstand beweist, daß es sich um bloße Phantasien von jener eigentümlichen Natur handelt, wie wir sie oben charakterisiert haben.

Merkwürdig sind auch seine beständigen Lobpreisungen, Forderungen und Phantasien über das sinnlich Reizende in der Reinlichkeit des Weibes, während er selbst bekanntlich in bezug auf diese Tugend sehr viel zu wünschen übrig ließ. Er kommt unzählige Male in seinen Schriften auf diesen Punkt zu sprechen und bemerkt mit Genugtuung, daß die Reinlichkeit am meisten bei den Prostituierten ver-

breitet sei. Im „Pornographe“ gibt er in bezug hierauf genaue Vorschriften (vgl. Lacroix S. 54). Wie wir sehen werden, hängt hiermit Rétifs seltsame Manie zusammen, seine Geliebten selbst — zu waschen. In dieser läppischen Handlungsweise kann man vielleicht eine Art von symbolischem Sadismus erblicken. Es ist das aktive Gegenstück zu dem in Bordellen bekannten Verlangen der Masochisten, von der Puella gewaschen zu werden. Auch bei Rétif scheint die Verwirklichung dieser Phantasie von einer leicht sadistischen Gefühlsnüance begleitet worden zu sein.

Soury vermutet in seinem Aufsatze über Rétif, daß dieser zur Kategorie der „Exhibitionisten“ gehört habe. Derartige Neigungen einer beinahe öffentlichen Befriedigung sexueller Gelüste scheinen aber erst im Alter bei ihm aufgetreten zu sein, wie die oben (S. 260—261) geschilderten Manipulationen im Theater beweisen.

Einen heftigen Abscheu hatte Rétif zeitlebens gegen die Homosexualität, wie er öfter im „Monsieur Nicolas“ (z. B. X, 128) und in anderen Schriften erklärt, und er mied alle näheren Beziehungen zu Päderasten. Dagegen war er einsichtig genug, die damals so überaus harten Strafen gegen die letzteren zu verdammen und sogar aus dieser Rigorosität eine Zunahme der Verbreitung der Homosexualität abzuleiten. „L'excès du mal vient peut-être de l'excès de la peine de brûler“, meint er, und empfiehlt als relativ harmloses, aber dafür desto wirksameres Ausrottungsmittel gegen die Päderastie die öffentliche Auspeitschung der Schuldigen durch — Dirnen! (Dom Bougre aux États-Généraux, S. 20.)

Auch die Sodomie, die meist bei Hirten vorkomme, beurteilt er sehr milde und gibt den Rat, den armen Attentätern, anstatt sie zu verbrennen, lieber ein weibliches Wesen mit auf die Felder zu geben, damit sie den plötzlich auftretenden Geschlechtstrieb mit diesen befriedigen könnten (ibid. S. 22).

6. Die „Anti-Justine".

Die „Anti-Justine", das berüchtigtste Werk Rétifs, dem er seine Stellung unter den spezifischen Pornographen verdankt, ist ein exquisit autobiographisches Dokument. Schon Monselet hat dies erkannt und darauf hingewiesen, daß diese tolle Gegenschrift gegen die „Justine" des Marquis de Sade weiter nichts enthält als ziemlich form- und zusammenhanglos aneinander gereihte zynisch dramatisierte Episoden aus dem eigenen Leben des Verfassers. Es ist das „obszöne Supplement" zum „Monsieur Nicolas" (Monselet 185). Wir erkennen den Verfasser selbst als Helden dieser furchtbaren, die Schilderungen eines de Sade stellenweise noch überbietenden Orgien sofort an der eigentümlichen Mischung von Phantasie und Wirklichkeit, die uns überall in seinem Leben begegnet. Das Phantastische ist ebenso spezifisch für ihn wie das wirklich Erlebte.

In der Tat finden sich überall Anspielungen auf Personen und Ereignisse aus dem Leben Rétifs. So gedenkt er (S. 13—15 der deutschen wortgetreuen Übersetzung von 1905) seiner Schwester Geneviève (unter dem Namen „Genovefette") und ihrer aus dem „Monsieur Nicolas" bekannten Verführung in

Paris, er erwähnt ferner seinen ältesten Bruder, den „Geistlichen“ (S. 19) und führt sogar den aus dem „M. N.“ ebenfalls bekannten Namen „Victoire Londo“ (S. 265) an. Am beweiskräftigsten für den autobiographischen Wert der „Anti-Justine“ ist die Erwähnung seines Verkehrs mit einer „hübschen Buckligen“ und einer „Hinkenden“ (S. 42). Gerade diese beiden seltsamen Liaisons sind sorgfältig in seinem Tagebuche aufgezeichnet! (Inscr. 287 und 302.)

Die genauere Betrachtung der „Anti-Justine“ bestätigt denn auch durchaus, daß wir in diesem Fragment gebliebenen Werke die kühnste Offenbarung von Rétifs Sexualität und ihrer merkwürdigsten abnormen Erscheinungen besitzen.

Die „Anti-Justine“ ist in der Originalausgabe eins der seltensten Bücher Rétifs, so selten, daß selbst Cubières, sein intimster Freund, niemals ein Exemplar gesehen hatte und deshalb Rétifs Angabe, er habe es überhaupt nicht veröffentlicht und wolle das Manuskript vernichten, Glauben schenkte. Noch Monselet kannte nur ein einziges Exemplar, das dadurch ausgezeichnet war, daß es zwei obszöne Zeichnungen und eine dezente Gravüre enthielt, und daß am Ende des zweiten Teiles noch zwei Korrekturbogen mit Korrekturen von Rétifs Hand selbst eingeheftet waren. Lacroix machte dann im ganzen sechs Exemplare der „Anti-Justine“ ausfindig, wovon drei mehr oder weniger unvollständige sich im „Enfer“ der Nationalbibliothek befinden, die sich gegenseitig ergänzen (Lacroix 414).[1] Endlich soll

[1] Wahrscheinlich stammen sie aus der 1803 auf Befehl des Ersten Konsuls vorgenommenen Konfiskation sämtlicher

sich noch ein Exemplar in der Bibliothek des Herzogs von Aumale befunden haben und später für 2000 Franks an „den bekannten englischen Spezialsammler" (Hankey?) verkauft worden sein (Einleitung zur deutschen Ausgabe S. 4). Nach Gay (Bibliographie des ouvrages relatifs à l'amour 3me édit. Turin 1871, Bd. I. S. 266) stammte es ursprünglich aus der Sammlung Cigongne und wurde 1869 für 1500 Franks verkauft (wohl an den Herzog von Aumale).

Nach handschriftlichen Kopien, die davon zirkulierten, wurden dann die Neudrucke hergestellt (s. unten die Bibliographie).

Rétif veröffentlichte die „Anti-Justine" unter dem Namen des damals bereits hingerichteten Advokaten und Politikers Linguet, des Verfassers der „Cacomonade" und der Schrift über die Bastille, gegen den er einen mehr als 30jährigen Haß — sie hatten sich schon 1767 entzweit — hegte.

Den Zweck des Buches hat Rétif in den Einleitungen zum ersten und zweiten Teile ausgesprochen. Er wollte der Sexualtheorie des Marquis de Sade seine eigene entgegensetzen und die Äußerungen seiner Sexualität für geeigneter zum wahren Lebensgenusse hinstellen als die grausamen Wollustorgien des Marquis de Sade. Sein Motto scheint gewesen zu sein: Mehr Obszönitäten, weniger Grausamkeit! Er wollte, wie er erklärt, ein Erotikon, plus savoureux encore als die „Justine" de Sades schaffen, aber ohne ihre

---

obszönen Bücher in den Buchläden von Paris. Es wurden immer zwei Exemplare jedes Werkes für die Nationalbibliothek aufbewahrt, die übrigen wurden vernichtet.

wahnsinnigen Mord- und Folterszenen (S. 9, S. 157 der deutschen Ausgabe). „Die „Anti-Justine" übertrifft die „Justine" in der Wollust um ebensoviel, als sie ihr an Grausamkeit nachsteht." Sie ist zwar ein Gift — daran zweifelt Rétif keinen Augenblick —, aber sie soll das Gegengift der niederträchtigen, infernalischen „Justine" sein (S. 153). Er glaubt, daß man nur durch Ausmalung der allerlüsternsten Bilder in den Herzen der abgestumpften Wüstlinge die grausamen Begierden bekämpfen könne, die der gräßliche de Sade in ihnen erweckte. Darum beschreibt er „nie geahnte Wonnen", die alles „überbieten, was die Henkerphantasie des Autors der „Justine" je erfinden konnte" (S. 30, 31). Freilich hat er in Wirklichkeit sein Versprechen nicht gehalten, es kommen ziemlich viele typisch sadistische Szenen und Äußerungen vor. Das 15. Kapitel trägt sogar den Titel „Une scène à la Justine" und schildert die gräßliche Folterung und Tötung eines Weibes durch einen sadistischen Mönch. Sonst aber hat Rétif sich selbst und alle Eigentümlichkeiten seines Sexuallebens in der „Anti-Justine" geschildert, in der wir alle seine früher erwähnten sexuellen Perversionen antreffen. Eine Inhaltsangabe der Schrift ist unmöglich. Es sind im wesentlichen immer Wiederholungen derselben perversen Akte und Phantasien. Rétif, seine Tochter Agnes, die er unter dem Namen „Conquette" einführt, sein Schwiegersohn Augé (als „Vitnègre") und zahlreiche andere aus dem „M. N." bekannte Personen, die hier ebenfalls unter Pseudonymen auftreten, sind die „Helden" der auf die brutalste Weise, mit den rohesten Ausdrücken geschilderten sexuellen

Orgien. Es sind abstoßende Ausgeburten einer bereits senilen Phantasie. In bezug auf Sprache und Form steht de Sades „Justine" weit über dieser traurigen Nachahmung, die zuletzt in ein albernes Märchen von einem mit seltsamen sexuellen Fähigkeiten begabten geschwänzten Menschen ausläuft. Selbst ein obszöner „Negertanz", ein Fronsacscher Stuhl und ein blasphemisch-satanistisches Dankgebet an die Jungfrau Maria, wiederum ganz à la Marquis de Sade, fehlen nicht.

Das einzig Interessante in der „Anti-Justine" sind die autobiographischen Details über die eigenen sexuellen Anomalien und Perversionen Rétifs. Öfter gedenkt er des Ohnmächtigwerdens beim sexuellen Verkehr (z. B. S. 22, S. 25), das nicht stets eintrat. Er erwähnt als sein Schönheitsideal die „Busendame mit einer Wespentaille" (S. 331). Vor allem aber spielt der Fuß- und Schuhfetischismus die größte Rolle in der „Anti-Justine". Rétif erzählt, daß die Vorliebe für hübsche Stiefel ihn zu der ersten Berührung eines Weibes gebracht habe. „Von Kindheit an liebte ich die hübschen Mädchen; namentlich hatte ich eine Schwäche für niedliche Füßchen und schönes Schuhwerk, worin ich also mit dem Kronprinzen, dem Sohne Ludwigs des Vierzehnten und dem Opernsänger Thévenard übereinstimmte" (S. 11).

Dann schildert er, auf wie viele verschiedenartige Weisen dieser Fetischismus sich bei ihm äußerte, wie er gewissermaßen als ein Voyeur sich an dem „aufreizenden Fuß" berauschte (S. 46), wie er die Schuhe im Kleiderschrank küßte (S. 102) oder beroch (S. 127, 190, 322) oder sich an dem Zusammenklappen

der Absätze erfreute (S. 105, 192).[1]) Dann wieder bereiteten ihm die Farben der Schuhe wollüstige Gefühle, z. B. „hellrote Schuhe mit hohen, grünen Absätzen und Seidenstrümpfe mit rosa Zwickeln“ (S. 121), die er auf seinem Kamine stehen hat, um ihnen „jeden Tag zu huldigen“ (S. 196). „Er war der Geliebte meiner Beschuhung“, heißt es an einer Stelle (S. 330).

Ferner wird es aus der „Anti-Justine“ völlig klar, daß in dem erwähnten Reinlichkeitsfanatismus Rétifs eine sexuelle Perversität steckte. Derselbe tritt hier als eine förmliche Manie des Mannes hervor, das Weib selbst zu waschen und darin einen sexuellen Genuß zu finden. Die Schrift enthält viele Schilderungen solcher Art (z. B. S. 110, 126, 171, 216, 289, 304 u. ö.). Rétif bezeichnet dieses Waschen der Mädchen durch Männer als eine besondere Anregung für abgestumpfte Wüstlinge (S. 178).

Endlich treffen wir auch die charakteristischen Inzestphantasien in der „Anti-Justine“, die hier als wirklich in der unglaublichsten Weise geschildert werden. (S. 12ff., durch das ganze Werk hindurch.) Die schlimmsten Orgien sind die zwischen dem Helden und seiner Tochter Conquette. Aber auch seine Schwestern, deren Töchter, ferner seine eigenen Enkelinnen, und sogar die Mutter werden die Opfer seiner wilden geschlechtlichen Lüste. Rétif erklärt ausdrücklich (S. 10), daß die Blutschande deshalb eine so große Rolle in dem Buche spiele, um „den abgestumpften Wüstlingen die Grausamkeiten zu

[1]) Der Klang dieses Zusammenklappens ruft nach Rétif die Vorstellung an den Gang der Frau wach und wirkt dadurch ziemlich erregend.

ersetzen, mit denen de Sade ihre Sinne aufstachelt". Ein sehr interessanter Beleg für den sadistischen Charakter dieser Inzestphantasien.

Von homosexuellen Neigungen Rétifs findet sich in der „Anti-Justine" keine Spur, die also auch in dieser Beziehung ihre autobiographische Bedeutung erkennen läßt.

Zweiter Abschnitt.

Der Schriftsteller.

Zwölftes Kapitel.

Rétifs Schriftstellerei und seine Stellung in der Literatur.

1. Die Arbeitsmethode.

Rétif hat durchweg den Inhalt seiner Schriften, auch der Romane, den realen Ereignissen, Beobachtungen und Erfahrungen seines eigenen Lebens entnommen und im großen ganzen die Phantasie viel weniger dabei walten lassen als die meisten zeitgenössischen Autoren. Die Phantasie allein hätte bei ihm wohl niemals genügt, um ihn ein einigermaßen annehmbares Buch zustande bringen zu lassen. Zwar rühmt er sie selbst im Alter als einen „fond inépuisable", als eine Fähigkeit, die seit 60 Jahren immer größer geworden sei und im Laufe der Zeit mehr Energie, Leichtigkeit und Mannigfaltigkeit bekommen habe (Lettres inédites S. 14—15). Aber er zitiert als Resultat dieses senilen „Aufschwunges" seiner Phantasie die beiden durch ihre grotesken Bizarrerien abschreckenden Utopien „L'Enclos et les Oiseaux" und „Lettres du Tombeau". Er mußte im Gegenteil einen realen Kern, eine aus der Wirklichkeit, dem Leben stammende Grundlage haben,

an die dann seine Phantasietätigkeit anknüpfen konnte. Seine Schriften waren Gemälde der Wirklichkeit, Bilder des Lebens, für die er, wie er sich ausdrückt, eine „Basis", ein „Modell", und eine „Muse" nötig hatte. So war die Basis des „Marquis de T..." die Geschichte eines jungen Finanziers und Lebemannes, der durch eine hübsche Cousine bekehrt wurde, die der „Fille naturelle" eine rührende Szene, deren Augenzeuge Rétifs Bekannter, der Buchhändler Edme gewesen war; der „Pied de Fanchette" hatte eine „Basis" und eine „Muse". Die Basis war die Herzogin von Choiseul und ihr zierlicher Fuß sowie die Modistin an der Ecke der rue Tiquetonne. Die Muse war Madame Lévêque, die schöne Tochter des Chirurgen Moreau vom Hotel Dieu. Die „Lettres d'une fille à son père" hatten zur „Basis" die vier Schwestern Decour usw. usw. In der Übersicht über seine Werke im 14. Bande des „Monsieur Nicolas" sind diese verschiedenen Basen und Musen seiner Romane genau verzeichnet. Die „Modelle" waren meist Personen, denen er nur flüchtig auf der Straße begegnete, wie z. B. die durch verführerischen Gang und durch kleinen Fuß und Schuhe mit hohen Absätzen auffallenden Mädchen. Auch „un tour de jupe enchanteur" vermochte seine Geistestätigkeit anzuregen, spielte die Rolle einer „Muse" (Lacroix 42). So begeisterte ihn der tägliche Anblick der Mlle. Londeau, wie sie „couverte d'une calèche, chaussée d'un soulier bien fait, à talons élevés et minces", durch die rue de Bièvre ging, bei der Abfassung des „Nouvel Abeilard". „Sie entzückte mich. Ich begann meine Arbeit. Jeden Abend berauschte ich mich an dem Vergnügen, sie zu sehen,

und ihr Anblick versetzte mich in Stimmung (me mettait en verve). Ich schrieb am Abend und am folgenden Morgen mit einer unbegreiflichen Leidenschaft" (M. N. XIV., 148). Später lieferten ihm die Fräulein Parisot, Laurens, die Schwestern Poinot das „nötige Feuer", um seine kleinen Dramen zu schreiben (ibidem).

Für seine größeren Sittenstudien, wie die „Nuits de Paris", die „Contemporaines", das „Palais Royal" usw. begnügte er sich nicht mit diesen mehr zufälligen Eindrücken und Erlebnissen, sondern sammelte für diese Werke in systematischer Weise das Material.[1]) Er studierte Paris bei Tag und bei Nacht, war überall dabei, wo es etwas zu sehen gab, hatte ein außerordentlich scharfes Auge selbst für scheinbar unbedeutende Vorfälle. Er verstand es, das Individuelle, Besondere, selbst in dem unscheinbarsten Menschen zu entdecken und vor allem war er groß in der Kunst des Verhörs, des Interviews. Indem er eine rein menschliche Teilnahme an den kleinen Leiden und Freuden der Männer und Frauen aus dem Volke offenbarte, erweckte er ihr Vertrauen und brachte sie dazu, ihn gleichsam als Beichtvater anzusehen, bei dem man Rat und Hilfe in allen schwierigen Angelegenheiten des Lebens suchte. Auf diese Weise verschaffte er sich wie kein anderer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts einen tiefen Einblick in alle Details des Lebens der Bourgeoisie und der unteren Volksklassen. Er war ein Sammler von „documents humains", wie später Dickens und

[1]) Der Ausspruch „Car j'étais là, rôdant pour mon „Paysan perverti" (M. N. XI, 128) ist charakteristisch für diese systematische Sammlung von Stoff.

Zola im 19. Jahrhundert.[1]) Wie diese trug er stets Schreibzeug bei sich, um sofort, oft beim Schein einer Laterne, seine Beobachtungen und Erlebnisse zu Papier zu bringen (Monselet 58). Wie bei Zola waren zahllose Einzelnotizen über alle möglichen Gegenstände die Vorarbeiten zu seinen Schriften. Außerdem wurde er darin durch ein geradezu erstaunliches Gedächtnis unterstützt. Er behauptet sogar, daß einmalige Lektüre eines Buches ihm genüge, um seinen wesentlichen Inhalt aus dem Gedächtnisse zu wiederholen.

Doch genügten natürlich seine eigenen Erlebnisse und Erfahrungen bei weitem nicht, um die ganze Mannigfaltigkeit und Fülle des Pariser Lebens zu erschöpfen. Deshalb war Rétif fortdauernd bemüht, auch die Erfahrungen anderer zu verwerten, von anderen Beobachtern und Kennern des Pariser Lebens Material für seine eigenen Darstellungen desselben zu bekommen. Er ging dabei auf verschiedene Art vor. So suchte er angesehene Männer, z. B. berühmte Libertins auf, um sich von ihnen interessante Erlebnisse mitteilen zu lassen. Der Graf Alexander von Tilly gibt folgende sehr anschauliche Schilderung[2]) eines solchen Interviews, dem er von seiten Rétifs unterworfen wurde:

„Eines Morgens kam zu meiner großen Verwunderung Herr Rétif de la Bretonne zu mir, ein Mann, den ich zu kennen mich nicht sogleich entsann, und mit dem ich nie in einiger Berührung gestanden hatte. Er brachte mir in Erinnerung, daß ich ihn bei der Gräfin von B.(eauharnais) ge-

[1]) Die Parallele zwischen Rétif und Dickens zieht Pisanus Fraxi, Catena librorum tacendorum, London 1885. S. XXXIX.

[2]) Memoiren II, 425—427.

sehen hätte, welche in ihrem Hôtel das, was man sehr uneigentlich und unschicklich ein Bureau d'esprit nennt, hielt. Sie sah gute Gesellschaft bei sich, bestehend teils aus Männern von Stande, teils aus Gelehrten von sehr verschiedenem Gehalte. Ich hatte diese Versammlungen ein paarmal besucht; allein ein so großer Freund ich auch von Geist und Verstand bin, so sehr ist mir das Auskramen desselben zuwider; ich blieb weg. Herr Rétif sagte mir nach den gewöhnlichen Eingängen: „Er habe sehr viel von mir gehört; er sei gekommen, um mich um einige erotische Anekdoten aus meinem Leben, mit einem Worte, um einige auffallende Abenteuer zu bitten, welche in einem weitläufigen Werke, womit er sich trüge, einen der ersten Plätze einnehmen sollten. Er wolle dieses Werk für die Nachwelt, nicht für die Contemporaines schreiben, deren er überdrüssig sei. Man mußte über einen solchen Besuch und dessen Absicht lachen, noch lächerlicher wäre es gewesen, darüber böse zu werden. Ich versicherte ihm, mein Leben sei arm und unfruchtbar an Anekdoten der Art, wie er sie gern hätte. Ich dankte für seine Aufmerksamkeit. Ich bat ihn, versichert zu sein, daß es mir unendlich leid tue, auf diesem Wege nicht zur Nachwelt gelangen zu können; es fehle mir nicht an Lust, nur an Stoff; sein Geschmack sei auch der meinige; er möge mir seine Feder, seinen Pinsel und seinen guten Willen für bessere Zeiten aufbewahren, und da er einmal von mir die Hoffnung hege, ich könne zu seinem Plan tätig mitwirken und ihn in der Zukunft mit Anekdoten versorgen, die seiner originellen Farben und Darstellungen nicht ganz unwürdig wären, so wollte ich ihm diese für mich so schmeichelhafte Hoffnung nicht ganz benehmen."

Bei anderen Leuten hatte Rétif mehr Glück. Namentlich bot ihm sein Verkehr mit dem mondänen Paris, mit Aristrokraten, Gelehrten, Schriftstellern, Künstlern, Ärzten oft die willkommene Gelegenheit, Neues und Interessantes zu hören, das er für seine literarischen Zwecke verwerten konnte. Die reichste Ausbeute in dieser Beziehung lieferte ihm, wie schon erwähnt, der Salon der Komtesse Beau-

harnais, in dem das Material für die „Histoire des compagnes de Maria“, für die „Posthumes“ usw. gesammelt wurde.[1]) Auch andere, wie Dr. Préval und Pidansat de Mairobert mußten Informationen für ihn einziehen (Vorrede zu den „Contemporaines“). Er forderte sogar öffentlich das große Publikum zur Mitarbeit auf! „Ich lade alle Personen, die sich für die Ehre des Vaterlandes begeistern, ein, an die Adresse des Buchhändlers Maradan in der rue des Noyers, alle tugendhaften Eigenschaften und Züge ihrer liebenswürdigen weiblichen Verwandten, seien es Töchter oder Gattinnen, mitzuteilen. Ich redigiere dieselben nur. Das Publikum selbst soll der wahre Verfasser dieses wichtigen Werkes (L'année des Dames nationales) sein.“ Viele antworteten auf diese Aufforderung, und ihre Mitteilungen wurden vielfach bei der Redaktion der 610 Novellen dieses Werkes benutzt. Ebenso erklärt Rétif, daß ihm viele Freunde den Stoff zu einer großen Zahl der Novellen in den „Contemporaines“ geliefert hätten. Sogar seine Liebschaften beutete er in diesem Sinne aus, da seine Maitressen, wie z. B. Rosalie Damourette, auf die Suche nach interessanten Sujets für die „Contemporaines“ oder die „Nuits de Paris“ gehen mußten (Inscr. 120). In den Briefen, die er den „Zeitgenossinnen“ beigegeben hat, finden sich viele Angaben über seine Mitarbeiter und Mitsammler in Paris und die literarischen Korrespondenten in den Provinzen.

An dieser Stelle müssen auch diejenigen Autoren erwähnt werden, die, ohne sich zu nennen, größere

---

[1]) Vgl. E. u. J. de Goncourt, Histoire de la femme au XVIII[e] siècle. S. 497.

literarische Beiträge zu Rétifs Werken geliefert haben.

Von großem Einflusse auf Art und Weise der literarischen Tätigkeit Rétifs war Nougaret, dessen Romane dasselbe Milieu haben und mit Vorliebe die Lebenskreise der Grisetten und Modistinnen schildern. Nougaret besaß eine bedeutend größere literarische Bildung als Rétif, bedeutend mehr historisches Wissen. So lieferte er den bei weitem größten Teil der Materialien zum zweiten Bande der „Idées singulières", der „Mimographe", vor allem die wertvollen geschichtlichen Nachweisungen in den Noten, während Rétif dem Ganzen die romanhafte Einkleidung gab. Die interessanten Notizen über das Interieur der Bühne, über die Theater des Boulevard du Temple, über die Schauspieler und Schauspielerinnen, über das Personal des Theater Audinot stammen von Nougaret. Auch die „Faiblesses d'une jolie femme" wurden gemeinsam von beiden verfaßt, Rétif hat allein eigentlich nur die Vorrede dazu geschrieben. Außerdem überließ Nougaret Rétif gegen eine entsprechende Entschädigung viele literarische Stoffe zur Verwertung. (Vgl. Lacroix, 105, 157, 180.) Diese Mitarbeiterschaft Nougarets läßt sich bis zum Jahre 1766 zurückverfolgen. In der Autographensammlung des Herrn von Monmerqué befand sich ein in höchst seltsamer Orthographie abgefaßter Brief Rétifs an Nougaret vom 24. Oktober 1766, in dem er sich über die literarische Mitarbeit und Hilfe des letzteren ausläßt. (Reproduziert bei Lacroix 158.)

Überhaupt scheinen gerade an den „Idées singulières" Rétifs andere Persönlichkeiten einen her-

vorragenden Anteil gehabt zu haben. Lacroix vermutet, daß namentlich Linguet, Ginguené und Butel-Dumont zu diesen gehörten.

Für den „Pornographe" hatte er sicher einen Mitarbeiter, wahrscheinlich Linguet, wie der Botaniker Louis Gérard († 1819) in einer handschriftlichen Notiz seines Exemplares versichert hat, das im Besitze von J. de Fontenelle war.[1]) Es ist sicher, daß zwischen Rétif und Linguet in jener Zeit Beziehungen vorhanden waren. Damals ließ Linguet bei Rétifs Chef Quillau die „Cacomonade" (1766) drucken, gewissermaßen eine natürliche Einleitung zum „Pornographe". Auch Assezat ist der Ansicht, daß der „Pornographe" in manchen Teilen die Linguetsche Schreibweise erkennen läßt (Einleitung zu den „Contemporaines").

In seiner interessanten Abhandlung „Le véritable auteur de quelques ouvrages de Restif de la Bretonne"[2]) hat Paul Lacroix nachgewiesen, daß Pierre Louis Guingené der eigentliche Verfasser mehrerer unter Rétifs Namen herausgegebener Schriften ist. Dieser Schriftsteller war mit 22 Jahren

---

[1]) Die Notiz lautet: „Cet ouvrage de Linguet, si connu par ses paradoxes et la docte opinion qu'il avait de lui-même, est une de ses folies. On pouvait dire et proposer de fort bonnes choses sur cette matière; c'est ce qu'il n'a pas fait. Son plan est absurde, inexécutable et faux dans tous ses résultats. Ce n'est pas même le rêve d'un bon citoyen. J'ai étudié avec lui; c'était le garçon le plus doux, le plus honnête, le plus instruit. Quantum mutatus ab illo." (Les Supercheries littéraires dévoilées par J. M. Quérard, Paris 1852. Bd. IV, S. 97.)

[2]) Enigmes et Découvertes bibliographiques par le bibliophile Jacob (Paul Lacroix), Paris 1866. S. 50 ff.

im Jahre 1769 nach Paris gekommen, ohne andere Hilfsquellen als seinen Geist, seine außerordentlich große Bildung und seine Begierde nach Erfolg. Er fand eine Stellung in der Verwaltung der Steuern und machte im Hause von Butel-Dumont die Bekanntschaft Rétifs. Guingené spielte den Philosophen und Nachahmer von J. J. Rousseau und vertraute Rétif seine Elukubrationen an, der es übernahm, sie zu veröffentlichen und in die gehörige Form zu bringen. So sagt er selbst im „Éducographe“, dem dritten Bande der „Idées singulières“, daß $^3/_4$ des Buches von Guingené stammen. Rétif lieferte immer nur die romanhafte Einkleidung. Wahrscheinlich stammen von Guingené auch die ethnographischen Notizen in den „Gynographes“ und Beiträge zum „Andrographe“.

Nach Lacroix ist es ferner sehr wahrscheinlich, daß der Buchhändler Nicolas de Bonneville, Besitzer der Druckerei des Cercle-Social, der Verfasser oder Redakteur der drei Teile der „Philosophie de Monsieur Nicolas“ ist, an der übrigens auch Rétifs Freund und Gönner Arthaud mitarbeitete (Lacroix 407).

Endlich haben ohne Zweifel Grimod de la Reynière, Butel-Dumont, Fontanes, Joubert, Mercier, Cubières, die Komtesse Beauharnais und sogar — Agnes Lebègue eigenen Anteil an den Schriften Rétifs. Von letzterer stammen z. B. mehrere Artikel für die „Françaises“. Selbst der Abbé Dulaurens, das Vorbild des Gaudet d'Arras im „Paysan perverti“ steuerte eine der „Juvenalen“ bei, d. h. eine der Satiren, die Rétif öfter am Ende seiner Schriften veröffentlichte, wie in den

„Nuits de Paris", in der „Découverte australe" usw. Dulaurens' Beitrag hat den Titel „Les bulles de savon".

Es war wohl seine „auteuromanie", wie er es nennt, die Rétif bewog, unbedenklich die Schriften anderer unter seinem Namen herauszugeben oder ganze Teile aus solchen seinen eigenen Schriften einzuverleiben. Er nahm das Gute, woher er es bekam, oft wohl auch aus dem Grunde, um möglichst schnell ein Werk abzuschließen und zu veröffentlichen, weil er selbst bereits mit der Arbeit an einem neuen beschäftigt war und durch jenes für dieses Reklame machen wollte!

Wir haben schon die Schnelligkeit seiner eigenen Produktion wiederholt erwähnt; er war imstande, an allen Orten, zu jeder Tageszeit zu schreiben. Mit Vorliebe arbeitete er im Bette (Inscr. 187), so daß dasselbe manchmal die Spuren dieser Arbeit in Gestalt von — Tintenflecken zeigte (Inscr. 268). In zwei bis drei Tagen war ein Drama fertig, in sechs bis acht Tagen ein Roman. Oft nahm er sich gar nicht die Mühe, das Werk im Manuskript fertigzustellen, er druckte es selbst von Anfang an ohne vorheriges Manuskript (Cubières bei Lacroix 70).

Kein Wunder, daß diese Arbeitsmethode Form und Stil seiner Schriften sehr ungünstig beeinflußt hat. Seine Ausdrucksweise ist oft gewöhnlich, platt, verrät durchgehend einen Mangel an Geschmack, die Sprache wimmelt von Neologismen und Barbarismen. In bezug auf die Einteilung ging ihm jeder Sinn für das Harmonische, für die äußere Form ab. Dazu kommt eine geradezu entsetzliche Orthographie, um die Lektüre seiner Schriften ungenießbar und

oft unerträglich zu machen. Nach Cubières (bei Lacroix 66) hatte er diese seltsame Rechtschreibung von dem Abbé Saint-Pierre entlehnt, wahrscheinlich, wie Cubières meint, weil dieser die Priester ebenso haßte wie Rétif. Letzterer ließ durch Beaumarchais der französischen Akademie 18 Verbesserungsvorschläge für die Orthographie übermitteln, von denen diese sechs annahm. Nähere Mitteilungen über diese merkwürdige Reform der Sprache folgen im dritten Abschnitt.

Eine besondere Eigentümlichkeit seiner Schriften sind die vielen lateinischen Zitate. Es handelt sich meist um obszöne Stellen und intime Schilderungen seiner erotischen Abenteuer. Der Stil dieser lateinischen Transkriptionen hat Ähnlichkeit mit demjenigen des Verfassers der „Aloïsia Sigaea". Rétif las mit Vorliebe solche obszönen Schriften, und von Kindheit an schrieb er selbst seine erotischen Erlebnisse und Erfahrungen in lateinischer Sprache nieder. Persius, Juvenal, Petron und Martial waren seine Quellen, aus denen er sein vocabularium eroticum bereicherte. Ovids „Remedia amoris" kannte er auswendig. (Lacroix 64.) Nicht selten freilich war er über die Provenienz von Zitaten im Unklaren. So schreibt er (M. N. I, 127) die Worte des Horaz: „Si fractus illabatur orbis etc." dem — Lukrez zu!

Auch an zahlreichen Widersprüchen fehlt es nicht in seinen Schriften. „Wie sollte man sich aber nicht in einem so kurzen Leben widersprechen, wenn man mehr als 200 Bände geschrieben hat?" erklärt er selbst sehr aufrichtig (Cubières 27).

Diese 200 Bände waren nur diejenigen, die zum

Drucke gelangten. Ebenso groß vielleicht ist die Zahl der ungedruckten Manuskripte, die Rétif verfaßt hat, und deren Nichtvollendung und Unordnung er selbst beklagt (M. N. VIII, 15). Ein Teil derselben ging nach seinem Tode, wie erwähnt, in den Besitz Merciers über, und wurde vernichtet. Ein anderer, in einem großen Schranke aufbewahrter, blieb im Besitze seiner Tochter Marion. Sie zeigte diese Manuskripte einigen Schriftstellern, denen jedoch eine Ordnung derselben unmöglich erschien. Auch war die Handschrift meist unleserlich; wie Beaumarchais und de Sade hat Rétif sehr eng geschrieben und Papier gespart. Er benutzte oft kleine Zettel für seine Aufzeichnungen (Cottin a. a. O. S. II). Wie er selbst erklärt (M. N. I, 160) verhinderte ihn seine Schreibwut daran, eine schöne Handschrift zu haben. „Ich schrieb schlecht, denn ich gewöhnte mir jene hastige Schreibart an, deren konfuse Buchstaben den griechischen Bindestrichen gleichen. Unsere Handschrift entspricht unserem Charakter. Diejenige meines Vaters, der ein sehr ruhiger Mann war und bei einem Advokaten gearbeitet hatte, war sehr schön und leserlich, die meinige spiegelt die Unruhe meiner Leidenschaften und meiner glühenden, umherschweifenden Phantasie wieder, sie ist unregelmäßig. Da die Gedanken in Menge mir zuströmen, drängen sie sich in die Feder und hindern die schöne Bildung der Buchstaben. Deshalb war ich immer ein Feind der doppelten Buchstaben in so vielen Worten, da sie unnütz sind.“ (M. N. I, 211.)

Während in letzter Zeit mehrere Originalmanuskripte Rétifs ans Tageslicht gekommen sind, sind

seine Autographen sehr selten. Man kennt nur einige wenige. Herr von Soleinne besaß einen wenig interessanten Brief, den er bei der Auktion Pixérécourt erworben hatte, an die Gräfin de Boisgelin, in dem Rétif ihr Verse über das Glück im Unglück sendet. (Datiert von 1793.) Monselet hat seinem Buche ein Autograph beigegeben, das einen Vertragsentwurf zwischen Rétif, einem Drucker und einem Buchhändler betrifft und ziemlich leserlich ist; es ist eine „large écriture de travailleur", die etwas Ähnlichkeit mit der Handschrift von Balzac hat. Wie Balzac besaß auch Rétif Geschäftsgeist und hatte die kühnsten Buchhändlerspekulationen im Kopfe.

2. Rétifs Stellung in der Literatur.

Rétif wird nicht müde, immer wieder in seinen Schriften zu erklären, daß seine Schreibweise, seine Auffassung der belletristischen Schriftstellerei eine von derjenigen der zeitgenössischen Autoren durchaus verschiedene sei. „Ich unterscheide mich ganz und gar von anderen Romanschriftstellern, die ihren Romanen eine Fabel zugrunde legen. Ich bringe nur wahre Tatsachen und lasse mich von ihnen beherrschen. Ich werde niemals eine Täuschung vorbringen können. Desto schlimmer für mich, wenn die Wahrheit eine Seltenheit geworden ist und man das Wahrscheinliche dem Wahren vorzieht." (Memento, Fol. 121.) „Jo sono pittore" erklärt er stolz in den „Contemporaines mêlées" (éd. Assezat S. 262), er ist ein Schilderer des Lebens, nicht der Geschichte, ein Teniers der Schriftstellerei,

der eigentliche Begründer der französischen naturalistischen Schule.

Rétif hat das „document humain" als beherrschendes Moment in die Romanliteratur eingeführt, freilich in seiner rohesten Form, ohne die künstlerische Durchdringung des Lebens, wie wir sie bei Balzac, bei Zola finden. Denn für künstlerische Form, für künstlerische Gegenstände, für Kolorit und das Plastische fehlt ihm jeder Sinn. Er studierte und analysierte nur das menschliche Herz. Wohl beschreibt er genau eine körperliche Erscheinung und charakterisiert sehr gut die Schönheit der Frauen, aber ihm fehlt jedes Verständnis für malerische Schilderung in einem literarischen Werke. Der Mensch, nur der Mensch ist Gegenstand seiner Betrachtung. Und man muß anerkennen, daß Rétif einer der besten Menschenkenner gewesen ist; er hatte die Menschen aller Klassen, aller Stände, aller Berufe gründlich studiert. „Ich hatte das Menschengeschlecht kennen gelernt: die braven Landleute im väterlichen Hause, das Kleinbürgertum in Auxerre, den Pöbel in Paris, die feinere Bourgeoisie bei Butel-Dumont, das Beamtentum aller Arten und auch den Adel bei Le Pelletier de Morfontaine, die Schriftsteller, Mediziner, Advokaten, Schauspieler bei meinem Freunde Guillebert, dem es Vergnügen machte, mich alle diese Leute studieren zu lassen, die Finanzwelt bei dem älteren La Reynière und alle Welt bei seinem Sohne." (M. N. XI, 146 bis 147.)

Er schildert uns nun diese verschiedenen Menschen in seinen Schriften genau so, wie sie ihm in Wirklichkeit begegnet waren, oft mit Beibehaltung

ihrer wahren Namen, was sehr viele unangenehme Folgen für ihn hatte, vielfach aber auch, wie z. B. öfter im „Monsieur Nicolas" und in den „Nuits de Paris" unter Pseudonymen (wie z. B. in dem Romane „Dernière aventure etc." „Lamontette" für Lavalette, „Valfleuri" für Florimond, „Duchâtaignier" für Delarbre, „Legrainier" für Saugrain, die Fräulein „Haï" für Amé usw.).

Was er schrieb, war selbst gesehen, selbst erlebt. Die menschlichen Leidenschaften waren ihm vertraut, weil er sie selbst erlebt hatte. „Der Schriftsteller muß alle Leidenschaften durchgemacht haben, wie der Arzt seine Heilmittel selbst an sich probiert haben muß" (Inscr. 38). Erinnert diese These nicht an gewisse Axiome der modernen psychologischen Schule des Romans in Frankreich? Man denke z. B. an Bourgets „Le disciple". — Er nimmt um der Wahrheit willen alles auf sich, sogar die Schande, mit der er durch die Enthüllungen von „Ingénue Saxancour" und „La femme infidèle" seinen eigenen Namen bedeckte.

Er fühlt sich dabei ganz als Mann des Volkes, es sind die Leiden und Freuden des gewöhnlichen Volkes, die er in seiner berühmten Autobiographie schildert, er selbst ist der typische Analytiker der französischen Volksseele im 18. Jahrhundert, der alle ihre Regungen belauscht und offenbart, der Schriftsteller für und über das Volk, der „Rousseau du ruisseau". Seine Helden wählt er mit Vorliebe aus diesem Milieu. Dies muß hervorgehoben werden, weil zu seiner Zeit dies etwas ganz Außergewöhnliches war, und nur die Menschen der vornehmen Welt für würdig erachtet wurden, als handelnde Personen in den Romanen der Zeit aufzutreten.

Die niederen Klassen wurden so verachtet, daß kein belletristischer Schriftsteller es wagte, ihnen irgend eine prominente Rolle in seinen Romanen einzuräumen. Das „Volk" galt nicht für literaturfähig. Man nahm gar nicht an, daß auch so etwas wie Liebe, Haß, Leidenschaft jeder Art, Bildungsdrang, und höheres Streben in jenen unteren Regionen der Gesellschaft anzutreffen sei. „Vom Volke sprechen und mit Begeisterung sprechen, das war so viel wie selbst zum Pöbel gehören, folglich zum Schmutz und zur Gosse." (Assezat in: Choix des Contemporaines du Commun S. IX.)

Rétif wählte mit Vorbedacht die Helden seiner Romane aus dem Volke. Er wurde der „Rousseau der Gosse", und erklärte stolz: „Von allen unseren Schriftstellern bin ich der einzige, der das Volk kennt" (Memento, Fol. 102).

Die Art und der Charakter seiner Schriftstellerei erscheinen sehr deutlich in den vielen Beinamen, die man ihm gegeben hat. Die erschreckende Naturwahrheit seiner Schilderungen, die kühne Herausarbeitung gewisser drastischer Momente erinnern an Hogarths Bilder. Unwillkürlich bringt man den „Paysan" und die „Paysanne pervertie" in eine Parallele mit dem „Weg einer Buhlerin" oder dem „Leben eines Wüstlings" von Hogarth. Man nannte Rétif auch den „Rousseau der Hallen", den „Voltaire der Kammermädchen" (Cubières a. a. O. S. 73). Lavater gab ihm den Beinamen eines „französischen Richardson" (Cubières 69, Monselet 52), weil, wie Cubières ausführt, beide die Stürme der Leidenschaften mit unnachahmlicher Kraft und Wahrheit geschildert haben, und weil Ré-

tif selbst die Anregungen durch Richardsons Romane zugestanden hat.

Am interessantesten ist das Verhältnis Rétifs zu Rousseau. Stil und Ideen Rousseaus haben ihn sehr stark beeinflußt. Unzählige Male begegnen wir dem Namen dieses großen Schriftstellers in Rétifs Büchern. In ihrem Lebenslauf hatten beide sehr viel Übereinstimmendes. Beide waren von niedriger Herkunft, fingen schon in früher Jugend an, sich mit Schriftstellerei zu beschäftigen, bevor sie, fast im gleichen Alter, an die Öffentlichkeit traten. Wenn auch Rétif viel vom Stil und den Gedanken Rousseaus sich beeinflussen ließ, so war dennoch sein Wirklichkeitssinn größer als derjenige des berühmten Verfassers des „Émile". Nicht unzutreffend bemerkt Cubières: „Alles ist imaginär bei Jean-Jacques, und alles ist wahr bei Rétif de la Bretonne. Saint-Preux und Julie haben niemals existiert, aber die „Contemporaines" haben existiert und existieren noch." Der Zug zur Natur ist ihnen beiden gemeinsam, und von Rousseau hat Rétif die sentimentale Naturbetrachtung übernommen, die bei ihm in noch übertriebenerer Form hervortritt. Gleich jenem preist er die Vorzüge des Lebens auf dem Lande vor demjenigen in der Stadt, das Glück jener einfachen harmonischen Gefühle, die aus dem ständigen Zusammenleben mit der Natur entspringen, während der dauernde Kontakt mit einer großen Menschenmenge in den Städten kein ruhiges, reines Glück aufkommen läßt und Ursache jener „Zerrissenheit" ist, die bereits Rousseau und Rétif eben so anschaulich geschildert haben wie die Weltschmerzdichter des 19. Jahrhunderts. Der „Men-

schenhaß" ist beiden gemeinsam, Cubières sagt aber treffend, daß diese Misanthropie nur ein Denkmal für ihre Menschenliebe, Humanität war. „Beide haben viel Schlechtes von den Frauen gesagt, und beide beteten sie an. Beide flohen die menschliche Gesellschaft, obgleich sie dieselbe im Herzen trugen, beide waren auf die Schriftsteller schlecht zu sprechen, obgleich sie selbst solche waren, beide haben endlich Romane geschrieben, in denen sie ihr eigenes Leben erzählten." (Cubières a. a. O. S. 67—68.) Er macht dann die gute Bemerkung, daß in den „Confessions" Rousseau sich nur im Profil, im „Monsieur Nicolas" Rétif sich aber in voller Gestalt (tout entier) geschildert habe. Jene seien eine Skizze, dieser aber ein ganz ausgeführtes Gemälde.

Eine sehr interessante Parallele zieht Monselet in seiner biographischen Schrift: diejenige zwischen Rétif und Balzac (a. a. O. 89—94). Die Figuren der „Comédie humaine" scheinen denjenigen aus Rétifs Leben nachgebildet zu sein. Vautrin ist der „Gaudet d'Arrastypus" bei Balzac. Beide machen den Anspruch, die Sitten ihrer Zeit zu schildern. Rétifs 200 Bände enthalten eine getreue Wiedergabe der Zeit von 1770—1794. Die „Comédie humaine" von Honoré de Balzac schildert den Zustand der französischen Gesellschaft zwischen der Juli- und Februarrevolution (1830 bis 1848). Beider Werke enthalten die interessantesten kulturgeschichtlichen Details.

Die „Contemporaines" überliefern uns die äußere Physiognomie der Porcherons, der äußeren Boulevards und der kleinen Theater (Audinot, Nicolet,

Funambules), die „Nuits de Paris" stellen eine Art von dramatischem Anhang zu Merciers „Tableau de Paris" dar. Die „Année des dames nationales" enthält Darstellungen aus dem Leben einiger berühmter Frauen der Revolution. Ebenso enthält Balzacs „Comédie humaine" sehr viel historisches Beiwerk, z. B. die herrliche Geschichte Napoleons im „Médecin de campagne", die Schilderungen aus der Restaurationsepoche in den „Scènes de la vie privée", die wunderbaren Landschaftsbilder aus der Touraine, Angoulême, Provins, Saumur, Guérande, Nemours, Issoudun, Besançon in den „Illusions perdues", in „Pierrette", „Eugénie Grandet", „Beatrix", „Albert Savarus", „Ursule Mirouët", „Un ménage de garçon" und in anderen Schriften. Das Spießbürgertum wird mit unnachahmlicher Wahrheit im ersten Teil des „Père Goriot" geschildert, und in „Un grand homme de province à Paris" findet sich eine bittere, aber so getreue Darstellung des literarischen Lebens, daß die dort gezeichneten Figuren wirkliche Porträts sind und nur die Namen Pseudonyme. Die Wahrheitsliebe hat sowohl bei Rétif als auch bei Balzac die vielen anstößigen Schilderungen veranlaßt, wie sie auf der einen Seite in den „Contemporaines", auf der anderen in den „Parents pauvres" sich finden. Beide wollten Reformatoren sein, beide haben sich mit Politik, Religion, Philosophie beschäftigt.

Es ist recht bemerkenswert, daß während des Prozesses, den Balzac mit den Herausgebern der „Revue de Paris" führte, er in diesem Blatte als der „Rétif de la Bretonne des neunzehnten Jahrhunderts" bezeichnet wurde, und daß Balzac diesen

Beinamen akzeptierte, indem er ihm nur eine andere Deutung gab, als die „Revue".

Ein Dritter, noch Größerer, hat die Absichten Rétifs und Balzacs, in ihren Werken Gemälde der Wirklichkeit zu liefern, in grandioser Weise ausgeführt: Emil Zola, als dessen direkter Vorläufer im 18. Jahrhundert Rétif de la Bretonne zu bezeichnen ist. Wir sahen, daß beider Arbeitsmethode, vor allem das Sammeln des Materials, eine überraschende Ähnlichkeit aufweist. Der am meisten hervorstechende Zug dieser Übereinstimmung ist derjenige, daß sowohl Rétif als auch Zola den Franzosen ihrer Zeit dieselben Evangelien predigen: dasjenige der Arbeit und der Fruchtbarkeit.

Eine literarische Physiognomie wie diejenige Rétifs, mit so ausgeprägten individuellen Zügen, kann, was man auch immer in rein formaler und ästhetischer Beziehung von ihr sagen möge, Anspruch auf Beachtung erheben. Die hat er denn auch bei seinen Zeitgenossen in vollstem Maße gefunden. Der Graf Tilly hat auch in dieser Beziehung wieder recht treffende Worte gefunden.

„Bei alledem," sagt er, „ist Rétif de la Bretonne ein Mann, den man nicht mit drei Worten abschätzen kann. Man würde sich kompromittieren, wollte man ihn hoch anschlagen; aber man würde ungerecht sein, wollte man ihn zu tief herabsetzen. Einige seiner Schriften deuten auf einen Fieberkranken im Wahnwitz; in diesen ist er unverständlich für seine Leser und für sich selbst. In anderen zeigt er sich originell und pikant; doch immer so, daß es seinem Geiste, seinem Witz, seiner Originalität an Geschmack gebricht und sie sich mehr dem Genius nähert. Wer zufällig eines seiner Werke gelesen hat, wird Mühe haben, sich zum Durchlesen aller zu entschließen; aber das einmal angefangene wird er gewiß bis zu Ende lesen. Er wird Seiten und Stellen finden,

welche (im guten Sinne des Worts) so außerordentlich, so merkwürdig, so beachtenswert sind, daß sie, in der nicht selten getäuschten Hoffnung, zum Weiterlesen einladen. Er behandelt fast immer unedle Gegenstände; behandelte er sie vorzüglich und musterhaft, so hätte man ihm eine neue Gattung zu verdanken, und er würde im Erfolg seine Rechtfertigung finden. Aber der Hauptvorwurf, von dem man ihn nicht freisprechen darf, ist, daß er fast immer niedrig, unanständig, schmutzig schreibt und Gefallen an Bildern und Schilderungen findet, welche ebensosehr die Zartheit und das Schamgefühl beleidigen, als sie gegen die Wahrscheinlichkeit und die Vernunft verstoßen. Man kann ihm eine fruchtbare und vielseitige Erfindungsgabe nicht absprechen; gleichwohl würde ich mich schämen, seiner Einbildungskraft das Wort zu reden, weil nichts leichter ist, als diese Eigenschaft auszubilden und sie in den Vordergrund zu stellen, sobald man ihr den Zügel schießen lässt und ihr ein grenzenloses Feld aufschließt.

Sollten aber auch immerhin überzarte schöne Geister dazu lächeln, so mögen sie hier mein Geständnis finden, daß ich den Mut gehabt habe, fast alles, was er geschrieben, zu lesen und den ganzen Wust und Schlamm zu durchwaten, der sie anekelt. Ja, ich gestehe gern, daß ich abwechselnd über ihn die Achseln gezuckt habe und abwechselnd von ihm zum Lachen, zum Mitleid, zum Schauder und zu Tränen gebracht worden bin. Sein „Paysan perverti" ist das Werk eines kräftigen Geistes, eines männlichen, rüstigen, aber regellosen Genius. Es waltet in diesem Roman eine ungeheure, aber reiche Phantasie mit allen ihren Auswüchsen. Nur wenige Hände würden es gewagt haben, seine Zeichnungen zu entwerfen. Er umschließt mit Rahmen ohne Geschmack und Zartsinn Bilder, deren kühnen, energischen Pinselstrich man wider Willen bewundern muß. Mit einem Worte, er ist der T e n i e r s des Romans, und sein Buch die „Liaisons dangereuses" der niederen Volksklassen."

Ebenso günstig wie dieser feingebildete Weltmann urteilten auch andere hervorragende Zeitgenossen über den Wert und die Bedeutung der Schriftstellerei R é t i f s. Sogar ein Moralist wie L a v a t e r hatte eine hohe Meinung von derselben. Er

war es, der in seinen Unterhaltungen mit dem jüngeren Grimod de la Reynière Rétif als den französischen Richardson bezeichnete und ihm ein enthusiastisches Lob als einem der geschätztesten Romanciers spendete (Cottin a. a. O. S. LXIX bis LXX). Auch Schiller, Goethe, W. v. Humboldt bewunderten das eigentümliche Talent Rétifs, wie er denn in Deutschland beinahe mehr Anerkennung fand als in der Heimat. Die große Zahl zahlreicher Übersetzungen seiner berühmtesten Werke ist ein beredtes Zeugnis dafür. Wie die französische zeitgenössische Kritik sich dieser eigentümlichen literarischen Erscheinung gegenüber verhielt, werden wir noch weiter unten erwähnen.

Dreizehntes Kapitel.

Übersicht der Hauptschriften.

1. Fanchettens Fuß.

Die beiden ersten Romane Rétifs, die „Famille vertueuse" (1767) und „Lucile, ou les Progrès de la Vertu" (1768) sind unbedeutend und blieben unbeachtet. Erst der „Pied de Fanchette" brachte ihm den ersehnten literarischen Erfolg, der wohl mehr dem eigentümlichen Sujet als dem künstlerischen Werte des Romans zu verdanken war.

Lange hatte ihm die Idee dazu vorgeschwebt, die, wie er sagt, durch den Anblick einer Menge von hübschen Mädchenfüßen und ihrer eleganten Chaussüren in ihm hervorgerufen worden war. Der rosenfarbene Schuh eines reizenden Mädchens, das er in einem Modeladen an der Ecke der rues Tiquetonne und Comtesse d'Artois sah, gab endlich den Anstoß zur Niederschrift des Romans. Voll Begeisterung eilte er gleich nachher zu seinem Freunde Renaud in den Galeries du Louvre und schrieb dort in aller Hast das erste und zweite Kapitel nieder, und in elf Tagen war das Ganze in drei Teilen fertig! (M. N. XIV, 10.)

Am Tag der Vollendung bemerkte er in der rue Aubry eine „kleine, reizende Frau, die den zierlichsten Fuß hatte, den man sich denken kann", eine Madame Lévèque, die Gattin eines Seidenwarenhändlers. Sie ging gerade zur Messe. „Ihre Chaussüre war ein weißer Schuh mit silbernen Fransen. Diese Frau kannte den Wert ihrer Reize." Rétif folgte ihr voll Bewunderung und verfaßte sofort die „Widmungsepistel" zum „Pied de Fanchette". Er schickte später ein Exemplar auf holländischem Papier an Madame Lévèque, in dem ihr Name eigens für sie an der Spitze der Epistel abgedruckt war. (M.N.XIV, 10—11.)

Das Thema des Romans wird klar und deutlich in der Vorrede ausgesprochen: „Ich bin der glaubwürdige Geschichtsschreiber jener glänzenden Eroberungen, welche das niedliche Füßchen einer Schönen machte."

Es folgt dann eine Einleitung, in der Rétif erzählt, wie er zu der Geschichte Fanchettens gekommen sei.

An einem Donnerstag abend gegen vier Uhr ging er durch die Straße Montorgueil, um sich zur Italienischen Komödie zu begeben. Man spielte die „Schnitter" zum vierundzwanzigsten Male. Eine Menge glänzender Kutschen, die kaum das Pflaster berührten und donnernd dahin rollten, bespritzten „ehrbare Mädchen, Leute von Verdiensten und den übrigen Rest jenes nützlichen Pöbels, den man (zu seinem großen Glücke) nicht entbehren kann. Ich armer Schlucker rettete mich, vom Kopf bis auf die Füße mit Kot besudelt, an die Türe einer Galanteriehändlerin. Meine so heteroklitisch geputzte Person

erweckte in einem Schwarme junger Mädchen, die diesen Laden erfüllten, jenes unauslöschliche Gelächter der Götter des Homers. Ich wendete mich um, ohne böse darüber zu werden (denn ich bin so bescheiden, mich für wirklich lächerlich zu halten) und wollte diese artigen Lacherinnen betrachten. Ich sah nur eine, und mein Herz ist noch jetzt entzückt. Man putzte sie. O, mein Gott, wie schön war sie! Ihre Haare, die schwärzer als Ebenholz waren, stritten mit ihrer lilienweißen Haut um den Vorzug. Ihr Kopfputz gab ihr ein mutwilliges Ansehen; ihr schwarzes und feuriges Auge schoß Strahlen, ihre zärtlichen Blicke trafen das Herz, und die Farbe ihrer Wangen übertraf die Pracht der Rosen und Nelken. Ein kurzes Röckchen zeigte den Anfang eines Beines — womit soll ich es vergleichen? Mit allem, was man sich Verführerisches vorstellen kann. Ihr Fuß, dieses niedliche Füßchen, welches so viele Köpfe verrücken wird, war mit einem rosenfarbenen Pantoffel bekleidet, der so sauber gemacht und so würdig war, diesen artigen Fuß zu umschließen, daß meine Augen, da sie einmal auf diesen reizenden Gegenstand gerichtet waren, nicht wieder davon loskommen konnten. — Schöner Fuß! sagte ich ganz leise, du betrittst keinen persischen und türkischen Teppich, kein prächtiger Wagen überhebt dich der Beschwerde, diesen Körper, das Meisterstück der Grazien, zu tragen. Du gehst in eigener Person, aber du sollst einen Thron in meinem Herzen haben."

Er starrt sie mit trunkenen Sinnen an und gibt seinem Entzücken in einem begeisterten Zurufe Ausdruck. Da kommt ein älterer, ihm bekannter Mann

des Weges und nimmt ihn mit in den Laden. Kathegetes — so heißt er — spricht mit Fanchette und verspricht Rétif, ihm in acht Tagen das Manuskript ihrer merkwürdigen Lebensgeschichte zu übergeben. Aber dieses Manuskript ist verloren gegangen, ein Kammerdiener hat es angeblich zu Enveloppes und Papierhüllen benutzt, in Wirklichkeit aber heimlich beiseite geschafft und an einen Abbé verkauft, welcher, „wie man sagt, schon fertige Werke zu kaufen pflegt, und alsdann die Dreistigkeit besitzt, sie für seine eigne Arbeit auszugeben".

Glücklicherweise wird das Manuskript diesem eigenartigen „Schriftsteller", während er dabei ist, es zu „verbessern", von einem seiner Freunde, einem Stutzer, gestohlen. Der trägt nun die Schande des Abbé in der Stadt herum und macht ebenfalls eine „neue, verbesserte, verstümmelte und vermehrte Abschrift davon", welche er einer Frau, die „Vapeurs hatte", leiht. Sie liest es völlig durch, gähnt kein einziges Mal dabei, findet es vortrefflich geschrieben und dennoch macht sie Streichungen darin, verbessert, verschönert es und läßt endlich dieses so gereinigte Manuskript auf ihrem Toilettentische liegen, wo es ein Offizier findet, der es Rétif übergibt.

Nun folgt die Mitteilung des Inhaltes dieses Manuskriptes.

Fanchette Florangis ist die Tochter eines reichen Pariser Tuchhändlers, dessen schöne, aber verbuhlte Frau ihn durch Spiel, Gourmandise und ihren ausschweifenden Lebenswandel zugrunde gerichtet hat und stirbt, als Fanchette 12 Jahre alt ist. Drei Jahre später stirbt auch ihr Vater, nachdem er sie noch

auf dem Sterbebette zu einem tugendhaften Lebenswandel ermahnt und ihr von einem Schwager erzählt hat, der, durch ihn zugrunde gerichtet, mit Frau und Kind in die Ferne gezogen sei und seinen wahren Namen Rosin mit einem anderen vertauscht habe. Auch übergibt er ihr das mit Diamanten geschmückte Bild ihrer Mutter und einen Brief, den diese auf dem Sterbebette an ihren fernen Bruder geschrieben hat. Endlich erwähnt er noch einen reichen Freund, auf dessen Schutz Fanchette wegen seiner „Frömmigkeit" vertrauen könne. Dieser Freund, Herr „Apateon", ist auch beim Tode des Kaufmanns zugegen, aber trotz Fanchettes heißer Tränen bleiben seine Augen „trocken".

Apateon „war ein kleiner Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Weder schön noch häßlich, mehr dick als mager, hatte er frische und blühende Gesichtsfarbe, sanfte und gütige Blicke, schlug die Augen vor sich nieder, war fein, ohne es zu scheinen, liebte die Weichlichkeit, gutes Essen und Trinken, und wenn er redete, so herrschte allemal ein gewisses menschenfreundliches Wesen in seiner Miene, das ihm alle Herzen gewann. Wenn er auf den Spaziergängen Fanchette vom Kopfe bis zu den Füßen loben hörte, so war er ganz entzückt. Alsdann warf er einen verstohlenen Blick auf das reizende Füßchen seiner Pflegetochter und rief ganz laut: Wie hübsch ist es! Er ließ es sich besonders angelegen sein, diesen Teil der Schönheit der jungen Florangis zu schmücken. Keine Schuhschnalle war ihm schön und gut genug. Nachdem er nach und nach bei allen Juwelenhändlern die Runde gemacht hatte, verfertigte er endlich selbst

ein Muster von einer ganz neuen Erfindung, die ganz Paris bewunderte. Denn auf den Putz des schönen Geschlechts verstand sich wohl kein Mensch besser als Herr Apateon."

Dieser Apateon ist ein typischer Fußfetischist, dabei ein Lebemann, der „stets etwas haben muß, das der Fußbegierde schmeichelt und den Appetit reizt", er ist immer um die reizende Fanchette herum, sucht ihr möglichst viel Vollkommenheiten beizubringen, läßt Tanz- und Musiklehrer ins Haus kommen, wahrt aber nach außen den Schein, indem er sie zu fleißigem Kirchenbesuch anhält. Bald macht dieser alte Heuchler Anschläge auf Fanchettens Tugend, er hat sein Schlafzimmer neben dem ihrigen, so daß sie, durch verschiedene Beobachtungen ängstlich gemacht, die alte, gutmütige Haushälterin des Lebegreises bei sich schlafen läßt, was zu der komischen Szene führt, daß Apateon eines Nachts, als er sich zu Fanchette hereingeschlichen hat, irrtümlich an seine alte Haushälterin gerät. Dabei sieht er nachher Fanchette reizender als je in ihrem Nachtgewande. „Ihre Schuhe waren so weiß wie Schnee und mit Silber besetzt, ihr reizendes Füßchen schlug den Takt, und jede Bewegung desselben erfüllte die Seele des Herrn Apateon mit neuen Begierden."

Fanchette ist noch dazu gerade im entzückendsten Backfischalter, was Rétif Veranlassung gibt, hier eine interessante psychologische Analyse der „Backfischseele" einzuschalten:

„Es ist nicht zu beschreiben, wie ergötzlich es sein würde, wenn man in der Seele eines sechzehnjährigen, unschuldigen, tugendhaften und hauptsächlich noch unerfahrenen Mädchens

lesen könnte. Alles, was sich seiner Einbildungskraft darstellt, gleicht den Feenmärchen, es vertraut sich einem jeden an und dennoch zeigt ihm seine Furchtsamkeit lauter Ungeheuer. Ein Nichts ist imstande, dieselben zu verjagen, und die Ruhe seiner Seele stellt sich ebensoschnell wieder ein, als sie unterbrochen ward."

Da es übrigens unschlüssig und furchtsam ist, so hat es lange zuvor gezittert, ehe es einen Schritt waget, und dennoch ist es nicht mißtrauisch; dies wird es erst, nachdem es betrogen worden. Von allen Bekannten denkt es gutes, und wenn es je einmal vermutet, daß es auch Bösewichte gebe, so wird es solche fast allemal unter denjenigen suchen, die ihm unbekannt sind."

Am Morgen nach dem mißlungenen nächtlichen Attentate macht Apateon, dessen leidenschaftliches Begehren sich dadurch nur noch gesteigert hat, einen veritablen Notzuchtsversuch an Fanchette, der aber wieder zur rechten Zeit durch die wachsame Haushälterin Nene vereitelt wird. Diese hat übrigens von Fanchettens Vater, der ihre gute Natur kannte, zweitausend Taler zur Verwaltung für seine Tochter bekommen, um bei etwaigem Bruch mit Apateon Fanchette durch diese Summe die Möglichkeit zu geben, in einem Putzgeschäft zu lernen. Jetzt ist nach dem erwähnten Zwischenfall der Augenblick dazu gekommen. Fanchette zieht wieder ihre alten einfachen Kleider an und begibt sich heimlich zu einer Galanteriewarenhändlerin, die auch Florangis heißt, wo sie mit deren 14jähriger Tochter Agathe schnell zärtlich befreundet wird. Mit der Haushälterin Nene, die sogar ihr Vermögen noch demjenigen Fanchettens hinzugefügt hat, um dessen Zinsen zu vermehren, bleibt sie in ständiger Verbindung.

Eines Tages wird Fanchette, die für gewöhnlich

in einem Zimmer hinter dem Laden arbeitet, von einem jungen Manne gesehen, namens Lussanville, den natürlich auch ihr Füßchen vor allen übrigen Reizen bezaubert. Und auch ein Neffe der Modistin, namens Dolsans, ein vielversprechender junger Maler, ein „Schüler des Michelangelo, Raphael und des Lebrun und ein Nacheiferer des Vanloo und Vernet", der eben aus Rom zurückgekehrt ist, verliebt sich bei seinem ersten Besuche im Hause der Tante in die schöne Fanchette. „Fanchette hatte ein neues Kleid an . . . Eine neumodische Frisur setzte die Schönheit ihrer Haare ins rechte Licht und schien ein Werk der Grazien zu sein, das heißt, sie hatte dieselbe mit Agathens Hilfe selbst gemacht. Ein grüner Schuh mit goldenen Blumen umschloß ihren entzückenden Fuß. Sie saß mit dem Rücken gegen die Tür gewandt und las, als der junge Dolsans hereintrat. Das erste, was ihm in die Augen fiel, war Fanchettens niedliches Füßchen, das auf einer Fußbank ruhte. Sein Herz schlug ihm. Als er seine Tante umarmte, sah er dies Füßchen an, und während er mit ihr sprach, verwandte er gleichfalls kein Auge davon."

Und Dolsans entzückte Äußerungen verkünden, welchen tiefen Eindruck dieses Wunderfüßchen auf ihn gemacht hat. Inzwischen trifft ein Brief von Lussanville ein, der sich ebenso enthusiastisch über Fanchettens Fuß und ihre Stimme ausdrückt. Er erscheint bald darauf selbst und überreicht ein kostbares, mit Juwelen besetztes Kästchen mit dem Versprechen, sie in zwei Jahren zu heiraten. Schon vorher hat auf Fanchette der zärtliche Brief gewirkt und eine geheime Vorliebe für den jungen Mann er-

weckt, den sie selbst von Angesicht noch nicht gesehen hatte, während die Modistin die Liebe ihres Neffen mehr begünstigt.

Wir sind damit beim 16. Kapitel angelangt, das die bezeichnende Überschrift hat: „Fanchettens Fuß unterwirft sich alles". Es schildert die Triumphe eines schönen Frauenfußes und seiner Beschuhung. Rétif schildert da recht gut die Entstehung fetischistischer Gelüste: „Nach dem Glücke, die Geliebte zu sehen und zu sprechen, ist nichts süßer, als wenn man aus ihren Händen das Bild ihrer Reize erhält. Doch wenn auch dieser Trost in der Abwesenheit fehlt, dann erblickt ein recht eingenommener Liebhaber seine Schöne in allem, was ihr zugehört. Ein Stück ihres Putzes zeigt ihm alle Reize seiner Gebieterin. Zwar ist dasjenige, was er berührt, eigentlich von keinem Werte, allein seine Geliebte hat es geheiligt, und es wird dadurch in seinen Augen ein kostbarer Schatz."

So stiehlt auch Lussanville Fanchetten ein Paar Schuhe und gesteht es ihr in einem Briefe. Er ist nicht der einzige Verehrer dieser besonderen Reize. Wenn Fanchette auf der Straße geht, richten sich die Blicke aller Männer darauf, und bald stellen sich vier neue Anbeter ein in Gestalt von Satinbourg und Damasville, Söhnen reicher Tuchhändler, und zwei anderen Kavalieren, die alle sofort mit einem Heiratsantrag bei der Hand sind. Das 18. Kapitel, betitelt „Eine ganze Menge Liebhaber" bringt noch weitere Heiratskandidaten und recht dramatische Szenen. Dolsans überfällt seinen glücklicheren Nebenbuhler Lussanville, wird aber von ihm verwundet. Aus Mitleid will nun Fanchette ersteren heiraten. Da wird

sie von dem Oheim Lussanvilles, einem alten Finanzmann, entführt, aber von Lussanville noch im letzten Augenblick aus den Armen des alten Wüstlings befreit. Er trägt sie zu seinem Wagen, wobei ihr Pantoffel auf die Erde fällt und von einem unbekannten, soeben aus Französisch-Indien zurückgekehrten Manne aufgefunden wird. Lussanville bringt Fanchette nach Hause und muß sich wegen einer Reise von ihr trennen. Dolsans bedroht sie in einem Anfalle rasender Eifersucht mit dem Degen und wird von einem anderen hinzukommenden Verehrer erstochen. Unter ihren Anbetern nimmt sich jetzt besonders Satinbourg der verlassenen Fanchette an und kommt ihr mit so viel Ehrerbietung entgegen, daß sie ihm unbedingtes Vertrauen schenkt. Als sie nach der Rückkehr Lussanvilles zu ihm fährt, um ihn zu begrüßen, wird sie von dem Marquis C. überfallen und nach seinem einsamen Landhause geschleppt, wo er ihr einen angeblichen Brief Lussanvilles zeigt, in dem dieser alle seine Rechte auf Fanchette an den Marquis abtritt und ihr mitteilt, daß er eine neue, viel reizvollere Geliebte habe.

Gerade in dem Moment, wo der Marquis seiner Schändlichkeit durch gewaltsame Verführung Fanchettens die Krone aufsetzen will, erscheint die alte, treue Nene mit der Polizei. Fanchette, die die Ursache des Lärms vor dem Hauseingange nicht ahnt, entflieht und wird von Satinbourg aufgefunden und nach Paris gebracht, wo er sie, da Lussanville dauernd verschwunden zu sein scheint, mit seiner Liebe bestürmt. Da entdeckt Apateon ihren Aufenthalt und läßt sie auf Grund einer „Lettre de cachet" in ein Landhaus nahe bei Paris bringen, wo

sie in die Gewalt eines anderen Lebemannes, des Grafen A. gerät. Nach weiteren Zwischenfällen, bei denen der von Fanchette nicht erkannte Lussanville eine Rolle als ihr Retter spielt, finden wir Fanchette im Kloster vor allen Gefahren geborgen. Dies gibt dem Verfasser Gelegenheit, die Misère des Klosterlebens in düsteren Farben zu schildern, wofür er als Beispiel besonders die Geschichte der „Schwester Rose“, der gewaltsam von ihrem Geliebten Valincourt getrennten edlen Adelaïde, einer Schwester Lussanvilles, anführt. Bald nimmt alles ein gutes Ende. Jener aus den französischen Kolonien heimgekehrte Fremde entpuppt sich als Fanchettens längst tot geglaubter Oheim und Vater Valincourts, der nun seine Adelaïde heimführt, während ihr Bruder Lussanville die geliebte Fanchette heiratet, Apateon, der als ein Scheusal à la de Sade entlarvt wird und der Marquis ihre verdiente Strafe finden. Nie war Fanchette so reizend gewesen, wie in diesen Tagen des ersten ungetrübten Glückes. „Kein Puder entstellte ihre schönen und auf eine geschmackvolle Art frisierten Haare. Sie erschienen in ihrer natürlichen Farbe und waren mit Blumen und Diamanten durchsät. Ihre Schnürbrust zeigte die feinste Taille, und ihr seidenes, mit Silber durchwirktes Kleid blendete die Augen. Es war kostbar garniert und von dem geschicktesten Meister in ganz Paris gemacht. Ihren zierlichen Fuß umschloß ein perlfarbener Schuh, der mit einer ovalrunden prächtigen Schnalle aus verschlungenen Liebesknoten befestigt war. Alles war nach dem feinsten Geschmack.“

Man sieht, es handelt sich in diesem Roman um eine ziemlich oberflächliche Aneinanderreihung von

dramatischen, recht dürftig erfundenen Episoden, deren einziges verbindendes Glied Fanchettens Fuß und Schuhe sind und die durch diese besonderen Reize hervorgerufenen Leidenschaften. Ein Werk von unvergleichlich größerer Bedeutung in bezug auf die Kraft der Darstellung, den logischen Zusammenhang in der Erzählung, die Mannigfaltigkeit und plastische Herausarbeitung der Charaktere, ist der „Paysan perverti", zu dem als Supplement die weniger bedeutende „Paysanne pervertie" gehört. Es ist eines der merkwürdigsten Bücher der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts und verlangt eine ausführlichere Betrachtung.

2. Der „Paysan perverti".[1])

Indem ich in bezug auf die genauere Bibliographie des „Paysan perverti" auf die beigegebene Bibliographie verweise, sei hier nur der Orientierung halber erwähnt, daß die erste Ausgabe des „Paysan perverti" in vier Bänden ohne Kupfer, und mit Namensnennung des Verfassers, am 1. November 1775 erschien (M. N. X, 131), in einer Auflage von 3000 Exemplaren, die bereits nach sechs Wochen vergriffen waren (M. N. X, 134). Das Werk erregte das größte Aufsehen und war die Ursache der außerordentlichen Popularität des Verfassers, der fortan als „auteur du Paysan perverti" eine literarische Zelebrität wurde.

Exemplare dieser ersten Ausgabe kommen

---

[1]) Vgl. hierzu die außerordentlich gründliche Dissertation von Karl Hassler „Ludwig Tiecks Jugendroman, William Lovell und der Paysan perverti des Restif de la Bretonne". Greifswald 1902, gr. 8°. 172 S.

außerordentlich selten vor. Paul Lacroix hatte nie eins gesehen. Doch erscheinen sie ab und zu in Katalogen.

Die zweite Ausgabe, um ungefähr 20 Briefe vermehrt, erschien Anfang Januar 1776 im Verlag und auf Kosten des Buchhändlers Esprit, der Rétif 250 Exemplare davon überließ (M. N. X, 135).

Die dritte von Rétif selbst 1780 veranstaltete Ausgabe fand sehr geringen Absatz. 1784 wurden Kupferstiche hinzugefügt. Auch diese seltene Ausgabe ist Lacroix unbekannt.

Schon 1784 veranstaltete der Verfasser eine vierte Ausgabe, von der die Witwe Duchesne 1200 Exemplare käuflich übernahm (M. N. XI, 49). Monselet und Lacroix zweifeln mit Unrecht an der Existenz dieser Ausgabe.

In der fünften Ausgabe von 1785 wurde der „Paysan perverti" mit der inzwischen erschienenen „Paysanne pervertie" zu einem Werke vereinigt (M. N. XI, 49).

Außerdem fand der Roman durch zahlreiche Nachdrucke eine enorme Verbreitung. Gerade diese „contrefaçons" wurden mehr gekauft als die echten Ausgaben und reduzierten den pekuniären Gewinn des Autors auf ein Minimum. Die Verbreitung im Auslande beschränkte sich wohl auf Deutschland. Denn Lacroix hat nachgewiesen, daß die 42 Ausgaben in englischer Sprache, von denen Rétif an vielen Stellen seiner Werke mit Behagen spricht, die Erfindung irgend eines „Mystificateur" sind, der Rétif damit ein Vergnügen bereiten wollte (Lacroix 18). Auch italienische und spanische Übersetzungen sind nicht bekannt. Dagegen fand der

Roman in Deutschland so viel Anklang, daß er in vier verschiedenen Übersetzungen verbreitet wurde.

Es sind nach Hayn (Bibliotheca German. erotica, 1886 S. 15) die folgenden:

1. Das Verderben des Landmanns, oder die Gefahren der Stadt. Ein Geschiedeniß unserer Tage (übers. von Fr. Ludw. Wilh. Meyer). Riga, Hartknoch 1783. 8⁰. Auszug von Nr. 2. Wiederholt u. d. Titel „Die Gefahren der Stadt". 1784, 8⁰ und 1785, 8⁰.

2. Der verführte Landmann. Aus dem Französ. (von Fr. Ludw. Wilh. Meyer). 4 Teile. Mit 4 Titelkupfern. Berlin 1786. 8⁰.

3. Der verunglückte Bauer, oder die Gefahren der Stadt und Sucht nach Größe, nach dem Französischen des Herrn Rétif de la Bretonne (von Carl Chp. Nencke). 4 Teile, Gera, Rothe, 1784—89. 8⁰. Neudruck. 4 Teile. Ibid. 1785—91.

4. Der ausgeartete Landmann, oder die Gefahren der Stadt. Eine aus den Originalbriefen der handelnden Personen gezogene wahre Geschichte. Aus dem Französischen des Herrn Rétif de la Bretonne übersetzt. 8 Teile. Zeitz, W. Webel, 1800 bis 1801, 8⁰. (Nachdruck?: Leitmeritz. 1800, 8 Teile.)

Wie man sieht, ist der Ausdruck „perverti" verschieden übersetzt worden, ohne daß der Sinn des französischen Wortes, die allmähliche Umwandlung der ländlichen Einfalt und Unschuld in die Verderbtheit einer mit allen Lastern der Großstadt infizierten Natur dadurch richtig wiedergegeben würde. Wir folgen daher Haßler, der den Titel unübersetzt gelassen hat und behalten das französische Original „Paysan perverti" bei.

Als Fortsetzung und Ergänzung des „Paysan perverti“ verfaßte Rétif 1780 in der kurzen Zeit von 30 Tagen die „Paysanne pervertie“, ebenfalls in vier Teilen. Das Buch gelangte nach mancherlei von der Zensur bereiteten Hindernissen erst 1785 in den Handel (Inscr. 117). Diese Ausgabe blieb die einzige, abgesehen von einigen Nachdrucken.

Im Anschlusse an die „Paysanne pervertie“ veranstaltete Rétif nunmehr eine „édition adaptée“ des „Paysan perverti“. Der Text dieser adaptierten Ausgabe ist wesentlich verschieden von demjenigen der früheren Originalausgaben, enthält 37 ganz neue Briefe, zahlreiche Zusätze, Änderungen des Ausdrucks usw. Die meisten Änderungen betreffen eigene Erlebnisse Rétifs.

Schließlich kombinierte Rétif beide Romane zu einem einheitlichen Werke, indem er die in ihnen enthaltenen Briefe nach dem Datum ordnete. Diese Arbeit war bereits vor Erscheinen der „Paysanne pervertie“ vollendet (Inscr. 70, 106, 114, 239ff., 485, 515). Im „M. N.“ (XIV, 46) macht er nähere Mitteilung über diese Vereinigung der beiden Werke. Haßler hat die Abweichungen beider Romane in dieser neuen Form von ihren ursprünglichen Einzelausgaben genau verzeichnet (a. a. O. S. 83—91). Es ergibt sich daraus, daß der eigentliche Inhalt ziemlich unverändert geblieben ist, daß nur Darstellung, sprachlicher Ausdruck, Orthographie und Accentuation verändert worden sind. Auch diese kombinierte Ausgabe gelangte schon 1785 in den Handel.

Auch der „Paysan perverti“ ist eine „Confession“, eine Art von in Romanform gebrachter Auto-

biographie, oder, wie Rétif sagt, ein Stück „romanisierten" Lebens (M. N. VII, 99, 166; X, 225). Der „Edmond" des „Paysan" ist das Diminutivum von Edme, einem der Vornamen Rétifs. Auch die Vornamen seiner Eltern sind dieselben wie diejenigen der Eltern des Verfassers. Als ihr Wohnort wird S** = Sacy angegeben, und die Zahl der Kinder beträgt in beiden Fällen vierzehn. Das Urbild der Ursule ist Rétifs Schwester Marie Geneviève (M. N. XIV, 34), deren Verführung und Unglück hier geschildert wird. Rétifs jüngster Bruder Pierre ist der Pierrot des Romans, seine Schulkameradin Fanchon Berthier (M. N. I, 86) tritt unter gleichem Namen im „Paysan" auf. Der Schulmeister Jacques ist der Jacques Bérault des „M. N." Auch die Örtlichkeiten der Heimat sind offenbar im „Paysan" wiedergeschildert, wie z. B. das einsame Tal im vierten Briefe desselben dem „vallon" des „M. N." (I, 137) entspricht. Vor allem aber ist das Leben in Auxerre fast übereinstimmend in beiden Werken dargestellt, und Herr und Frau Parangon (das Pseudonym für Fournier) treten in beiden auf, nur daß der Buchdrucker der Biographie im Roman ein Maler ist. Alle Erlebnisse mit Madame Parangon werden im „Paysan" fast genau so wiedererzählt. Die beiden Persönlichkeiten der Manon Gauthier und Manon Vernier aus dem M. N. sind im Roman zu einer einzigen Mlle. Manon Palestine vereinigt. Freilich kommt auch eine Manon Palestine im M. N. (XIII, 32) als Cousine des Herrn Parangon vor. Auf sie hat Rétif im Roman Züge der Agnes Lebègue übertragen. Loiseau spielt auch im „Paysan" dieselbe Rolle als uneigennütziger Freund

wie im M. N. Das Vorbild für Tiennette war die Tiennette Dominez des M. N. (III, 87), die sogar unter diesem Namen im „Paysan" wiederkehrt. Ebenso ist die Familie Servigné im letzteren genau dieselbe wie in der Autobiographie. Andere wie z. B. Madelon Baron, werden nur in entstellten Zügen wiedergeschildert.

Die interessanteste Figur des „Paysan", der Franziskaner Gaudet d'Arras, ist zwei gleichnamigen Persönlichkeiten des M. N. nachgebildet, dem Franziskaner Gaudet d'Arras und dem Gaudet de Varzy, freilich mehr dem ersteren, dem Theoretiker, als dem letzteren, dem bloßen Praktiker des Lasters. Die ganze Klostergeschichte des M. N. kehrt in allen Einzelheiten im „Paysan" wieder, ebenso die weiteren Beziehungen zwischen Rétif und jenem Mönch.

Diese genaue Übereinstimmung erstreckt sich mehr auf die erste Hälfte des Romans als auf die zweite, die etwas freiere Dichtung aufweist. Auch war das Schicksal der im Roman geschilderten Hauptpersonen im Leben ein anderes. In der zweiten Hälfte treffen wir aber als „Négret" den wohlbekannten Nougaret, ferner den Buchhändler Edme Rapenot, Zéphire, die im 159. Briefe genau so wie im M. N. geschildert wird, aber eine sehr viel weniger schöne Rolle spielt, ferner andere aus dem M. N. bekannte Freudenmädchen wie die Lebrun, die Duplessis, die Aurore, Bathilde und Sailli. Der die letztere betreffende Brief 167 ist einfach fast wörtlich aus dem M. N. übernommen worden. Auch die Theaterschwärmerei Rétifs wird dem Edmond des Romans zugeschrieben.

Doch beschränkt er sich nicht auf sein eigenes

Leben, sondern hat auch die Abenteuer anderer jungen Leute mit verwertet. Er sagt selbst über diese Vermischung und Verschmelzung mehrerer Gestalten aus der Wirklichkeit:

„Die ersten Briefe schrieb ich mit einem unendlichen Vergnügen, weil ich in der Gestalt meines Helden die Abenteuer meiner Jugend seit meiner Ankunft in Auxerre und während meiner Lehrlingszeit erzählte. Man ersieht aus diesen „Lebenserinnerungen" (im M. N.), daß in ihnen dieselben Persönlichkeiten auftreten, wie im „Paysan perverti". Ich begnügte mich nicht mit diesen Illusionen; um meinem Buche den Wahrheitsgehalt zu geben, den ich mir beim Beginn der Arbeit daran (1766) zur Pflicht gemacht hatte, übertrug ich auf meinen „Paysan perverti" die Abenteuer des Königlichen Oberforstmeisters Borne und verschmolz sie mit den meinigen und denjenigen einiger anderer jungen Leute, die der Aufenthalt in der Hauptstadt verdorben hatte. Die schreckliche Geschichte eines jungen Mannes, der, entehrt, sich nicht mehr zu zeigen wagte und nur nachts ausging, diente zur Ergänzung derjenigen Edmonds. So beruht diese letztere romantische Persönlichkeit auf wirklichen Erlebnissen, deren eine Hälfte mein eigenes Leben geliefert hat, während der nicht weniger wahre Rest von anderen entlehnt wurde. Ich sagte mir beim Schreiben: man darf nicht lügen, wer nur Lügen niederschreibt, erniedrigt sich selbst. Das Unglück meiner von einem Pfaffen vergewaltigten, von einem Kutscher dann geheirateten Schwester Marie-Geneviève gab mir die Idee der Korruption und des Unglücks der Ursula ein . . . Man stelle sich jetzt vor, wie sehr ich davon bewegt sein mußte, eine Geschichte zu schreiben, deren Hauptgrundlagen mein und meiner Schwester Leben bildeten." (M. N. XIV, 33—34.)

Das Thema des „Paysan perverti" läßt sich ganz kurz so ausdrücken, daß in dem Roman das ruhige, unschuldsvolle Arbeitsleben auf dem Lande dem unruhigen, von Lastern erfüllten Genußleben in den Städten gegenübergestellt wird, daß nach der theoretischen Seite hin die Superiorität

des frommen Gottesglaubens der Bauern über die neumodischen philosophischen Ideen des Städters dargetan wird, und daß endlich der verderbliche Einfluß sowohl des Genußlebens als auch dieser Aufklärungsphilosophie auf Gemüt und Charakter eines ursprünglich guten Menschen gezeigt wird, der plötzlich vom Lande in die Stadt verpflanzt wird.

An der Hand von Rétifs eigener genauer Analyse (M. N. XIV, 47ff.) und der vortrefflichen Übersicht bei Monselet (a. a. O. S. 18ff.) lassen wir hier eine kurze Inhaltsangabe des berühmten Romans folgen.

„Mein lieber Bruder, ich ergreife die Feder, um dir mitzuteilen, daß Georget und ich glücklich in der Stadt A(uxerre) angekommen sind und daß es dem Esel unserer Mutter gut geht, obgleich er uns viel Mühe gemacht hat, denn er hat meinen Bruder und mein Gepäck in einen Graben geworfen. Aber mein Bruder spürt nichts mehr davon und alles ist heil geblieben." Mit diesem Genrebilde beginnt der Roman und der erste Brief Edmonds an seinen Bruder Pierre, in dem er weiter seine Ankunft im Hause des Malers Parangon meldet und erzählt, wie sich Fräulein Manon über ihn lustig gemacht habe. Im zweiten Briefe schildert er seine Langeweile und die schlechten Sitten, die er zu seinem Erstaunen in der Stadt angetroffen hat. Und als Pierre ihn im dritten Briefe ermutigt, klagt er ihm sein Heimweh und den Mangel an ehrbaren Zerstreuungen. „Am Abend, nach dem Essen, bei schlechtem Wetter, und da ich niemanden hier kenne, nehme ich ein Buch und lese ganz laut unserer Köchin Tragödien vor." Dann wieder wird die Erinnerung an die liebe länd-

liche Heimat wach in ihm. Er gedenkt der glücklichen Zeit der Feldarbeiten in dem geliebten Tale, wenn in der Abenddämmerung die „Seele“ der Natur zu ihm sprach. „Ach, wenn das Glück dort war, weshalb mußte ich es denn hier suchen?“ Während er bei der Arbeit leise vor sich hinsang, hörte er den Schritt eines jungen Mädchens. „Nach ihrem schlanken Wuchse hielt ich sie für Fanchon Berthier oder für Marie Jeanne Lévêque oder für Madelon Polvé. Es war Fanchon, die aus den Weinbergen heimkehrte: ‚Edmond,‘ sprach sie, ‚hast du Wasser? Ich sterbe vor Durst.‘ ‚Ja, Fanchon, dort ist etwas unter den Nußbäumen.‘ Ich beraubte mich desselben für sie, denn ich hatte auch Durst und hielt ihr das Glas, während sie trank.“

Leider sind diese idyllischen Erinnerungen nicht mächtig genug, um ihn dauernd dem verderblichen Einflusse des städtischen Lebens zu entziehen. Es beginnen leise, unmerklich die ersten Schritte zum Verderben (pas vers la perversion). Er fängt an, Geschmack an dem städtischen Treiben zu finden und nimmt an dem wilden Jahrmarktsfeste in Vaux Teil, verliebt sich beim Tanze in die junge Winzerin Tiennette und begleitet sie am Abend heim, wobei er unterwegs von rohen Burschen in eine Prügelei verwickelt wird und arg zugerichtet nach Hause kommt. Sein Bruder, dem er dies berichtet, schreibt ihm einen vorwurfsvollen Brief, an dessen Schluß die Mutter „zwei Worte“ beifügt, nämlich: „Mein Edmond, ich schicke dir Schuhe, Hosen, zwei Westen und einen seidenen Anzug, damit du an Sonn- und Festtagen dich fein machst. Ich umarme dich von ganzem Herzen. Deine Mutter.“ Die Hälfte aller

Romane des 18. Jahrhunderts, sagt Monselet, gäbe er für diese „zwei Worte" hin.

Noch vor der Rückkehr der während dieser ganzen Zeit abwesenden Frau Parangon macht Edmond die Bekanntschaft des Franziskaners Gaudet d'Arras, der mit Herrn Parangon zusammen ein Komplott gegen die Unschuld des jungen Mannes schmiedet. Mit dem Erscheinen der Madame Parangon beginnt auch Edmonds Liebe zu ihr und zugleich faßt er eine sinnliche Leidenschaft für Manon, die ihn verführt hat und für Edmée Servigné und verteidigt diese Flatterhaftigkeit gegenüber seinem Bruder. Bereits hat er durch Gaudet d'Arras die „Grundsätze der Weltleute" kennen gelernt und beweist in einer Unterhaltung mit Manon und in einer solchen mit Madame Parangon, wie sehr er bereits korrumpiert ist.

Als Herr Parangon die Liebe Edmonds zu seiner Frau bemerkt, da beschließt er, ihn durch eine Heirat unschädlich zu machen, und zwar bestimmt er ihm die junge Manon Palestine, eine seiner Geliebten, zur Frau. Edmond fällt auch in diese Schlinge und heiratet trotz des Protestes seiner Familie Manon, die, ohne daß er es weiß, von Parangon schwanger ist. Er tröstet sich über seine Schande mit den Sophismen, die er von Gaudet d'Arras gelernt hat, und rechtfertigt in einem Briefe an seinen Bruder das hinterlistige Vorgehen seiner nunmehrigen Gattin. Im innersten Herzen aber haßt er seine Frau, und kümmert sich nicht mehr um sie, um ganz seinen neuen Leidenschaften nachzugehen.

Manon Palestine aber fühlt eine um so heißere Liebe zu ihrem treulosen Gatten, je mehr er sich von

ihr entfernt und je weniger sie sich seiner würdig glaubt. Sie sühnt die Sünden ihrer Jugend durch zärtliche Fürsorge für den geliebten Edmond und durch eine edle Frömmigkeit. Aber auf die Dauer kann sie dieses traurige, liebeleere Leben, den Gedanken, daß sie nie das Herz ihres Mannes besitzen werde, nicht mehr ertragen, und macht ihrem Leben in tiefster Schwermut selbst ein Ende.

Von diesem Augenblicke an geht es mit Edmond schnell abwärts. Er reist nach Paris, um seine von einem italienischen Marquis entführte Schwester zu rächen. In anschaulicher Weise schildert er den Eindruck, den das Getriebe der Weltstadt auf ihn macht: Er begibt sich gleich zu den Mädchen des Palais Royal, nachdem er in einer Vorstadtkneipe ein Ragout von Pferdefleisch gegessen hat. Er ficht dann einen Zweikampf mit dem Marquis aus, verwundet ihn, worauf sie sich versöhnen und die besten Freunde von der Welt werden. Bald treffen wir unseren Paysan als Stutzer inmitten einer eleganten und verderbten Gesellschaft, umgeben von der Blüte der Italienischen Komödie, den Mlles. Batiste, Mantel und Beaupré. Man lacht, trinkt, singt, küßt und feiert nach Auslöschen der Lichter die wüstesten Orgien. Gaudet d'Arras ist jetzt Edmonds erklärter Lehrer in den Theorien und Genüssen des Materialismus. An der Hand der Encyclopädie, von Buffons Naturgeschichte, Voltaires und Rousseaus Schriften bildet Edmond sich eine eigentümliche Weltanschauung aus, die er mit Hilfe seines Mephisto Gaudet d'Arras ins Praktische übersetzt. Dieser führt ihn durch alle Lasterhöhlen der Hauptstadt, weiht ihn in alle Ausschweifungen des sinnlichen Lebensge-

nusses ein. Bald wird Edmond der Anführer einer Bande von Spielern und Wüstlingen, er ist ganz „dans les bras de la Perversion", nur die schändlichsten Ausschweifungen, der letzte Grad des Lasters vermögen ihn zu befriedigen. Er sucht seine Geliebten oder besser seinen geschlechtlichen Verkehr unter den niedrigsten Weibern, berauscht sich mit gemeinem Fusel und verbringt Tage und Nächte in ordinären Spielhöllen unter Zuhältern und Dirnen. Sehr anschaulich werden seine zahlreichen Abenteuer, Rencontres usw. geschildert, das „dunkle" Paris jener Tage mit all seinen „mauvaises odeurs" steht bis in die Einzelheiten getreu vor unseren Augen. Besonders drastisch ist die Schilderung eines Gelages mit Dirnen, bei dem Edmond von einigen Offizieren bedroht wird, die er früher einmal durchgeprügelt hat und bei dem er durch die Geistesgegenwart der Dirne Sailli gerettet wird, die plötzlich den Tisch, die Lichter, Flaschen, Speisen usw. umwirft, so daß Edmond bei der nun folgenden allgemeinen Verwirrung die Tür gewinnen kann.

Gaudet d'Arras bestärkt Edmond in diesem wilden Leben. „Du siehst," meint er, „jetzt die Liebe wie sie wirklich ist, nicht wie man sie im Beginne des Lebens betrachtet. . . . Was ist überhaupt das Leben? Die Dauer eines Dramas, in dem wir unsere Rolle spielen. Ist die Vorstellung zu Ende, der Tyrann erdolcht, der legitime Fürst wieder auf den Thron gesetzt, die gefangene Prinzessin von dem Helden befreit usw., so gehen alle zusammen zum Souper. Gehen wir also auch wie die Personen eines Theaterstückes fest auf unser Ziel los, ohne wegen der Dolchstiche in Verlegenheit zu geraten, die man

versetzen muß, um zur Lösung des Knotens zu kommen. Lassen wir uns fürchten, lieben, bewundern. Alle Mittel seien dazu gut genug. Was riskieren wir im Grunde dabei? Doch nur, uns ein glückliches Los zu bereiten. Was können die Gesetze, dieses eitle Schreckgespenst furchtsamer Seelen uns anhaben? Das Schlimmste, was sie zufügen können, ist der Tod. Seien wir also über alle Furcht erhaben. Laß dich durch nichts von dem von uns zu verfolgenden Wege abhalten oder abschrecken. Welche Menge von himmlischen Genüssen werden wir uns verschaffen können. Da wir immer gleichsam außerhalb uns selber leben, wird das Leben wie ein Augenblick vergehen.... Mein Freund, laß uns alles im großen sehen. Der Adel des Menschen besteht darin, daß er sich selbst so viele Existenzen verschafft wie es nur möglich ist."

Man sieht, daß wir es bei diesen Tiraden mit einer ähnlichen Apologie des Lasters, allerdings in abgeschwächter Form zu tun haben, wie sie zwanzig Jahre später der Marquis de Sade in der „Justine und Juliette" verkündet hat. Monselet vergleicht Gaudet d'Arras mit ähnlichen Balzacschen Typen, mit Vautrin, Trenmor oder Lugarto, diesen Verkörperungen einer „ewigen Rebellion des symbolischen Lucifer", die in einer Steigerung und Übertreibung ihrer „forces criminelles" einen seltenen Genuß finden und die Negation als Prinzip des Daseins proklamieren. Ganz ähnlich wie in de Sades Schriften finden wir auch im „Paysan perverti" das Bedürfnis nach theoretischer Rechtfertigung der ausschweifenden Lebensweise in Gestalt unendlich

langer Erörterungen befriedigt, wie sie sich auch hier an die Schilderungen einer zügellosen Debauche unmittelbar anschließen.

Einmal trifft Edmond auf seinen Streifzügen durch Paris Madame Parangon, seine erste und einzige Liebe. Alle Glieder zittern ihm, so sehr wird er von dem Anblicke ihrer wunderbaren Schönheit ergriffen. „C'est en beau la tête de Méduse!" ruft er aus.

Von der Idee, Schauspieler und Schriftsteller zu werden, bringt Gaudet d'Arras den Paysan ab, indem er die Schauspielkunst als völlig unwahres, erlogenes Metier hinstellt und den Schriftsteller als bloßen Sklaven des Publikums schildert. Bei dieser Gelegenheit rühmt der Verfasser Shakespeare als denjenigen Dichter, der sich am meisten den Griechen genähert habe.

Statt Komödiant oder Schriftsteller zu werden, heiratet Edmond vielmehr eine Alte von 75 Jahren, um sie zu beerben. Sie stirbt drei Monate nach der Hochzeit. Gaudet d'Arras und Edmond werden unter der Anschuldigung, sie vergiftet zu haben, verhaftet, nachdem Edmond vorher in einem wütenden Kampfe vier Soldaten und zwei Polizeibeamte getötet hat. Beide werden vor Gericht gestellt, Gaudet d'Arras wird mit dem Schwerte hingerichtet und der Paysan perverti zu den Galeeren verurteilt und mit Ketten beladen nach Toulon gebracht. Hiermit schließt der vorletzte, siebente Teil des Romans.

Im achten werden wir in die Wohnung von Pierrot versetzt, jenes brav gebliebenen Bruders Edmonds, der schon im Anfange des Werkes eine Rolle als Warner und Berater spielte. Er führt mit Frau

und Kindern das einfache, ruhige Leben eines biblischen Patriarchen, sein Hausstand ist in musterhafter Ordnung. Der Autor hat, wie Monselet sagt, die Palette Ribeiras mit derjenigen von Gerard Dow vertauscht. Man sieht die beiden Gatten in der Stube sitzen, die Frau nährt ihr Jüngstgeborenes, im Hintergrunde steht das Bett mit den schweren rotgemusterten Vorhängen, an der anderen Seite das Büffett mit dem peinlich geordneten Geschirr, den Tellern aus Fayence usw. Alles atmet die Ruhe des Glückes und der Zufriedenheit. Von Zeit zu Zeit unterbrechen die beiden Gatten das Schweigen, um von dem unseligen Edmond zu sprechen. Mehrere Jahre sind inzwischen vergangen, dank den Bemühungen seiner Gönner war es gelungen, die Begnadigung des Unglücklichen zu erwirken. Aber man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört. Allein, ohne Geld, ohne Kleider, hat er das Bagno verlassen und sich nächtlicherweile nach Marseille eingeschifft. Man vermutet, daß er mit dem Fahrzeug von den Wellen verschlungen worden ist. Die halbe Familie Edmonds ist vor Gram und Kummer gestorben, sein Bruder wird in dem Orte, wo er wohnt, wie ein Paria gemieden. „Die kleinen Kinder,“ sagt er, „wollen nicht mehr mit den meinigen spielen, unsere Nachbarinnen gehen meiner Frau aus dem Wege, die Männer reden mich nicht mehr an, wenn ich aus der Kirche oder von den Feldern komme. Ich selbst grüße sie immer, aber sie erwidern meinen Gruß nicht mehr. Trotzdem tue ich es immer wieder und sage zu meiner Frau das Wort des Evangeliums: Wenn wir nur die grüßen, die uns grüßen, welches Verdienst haben wir dann? Sie antwortet mir mit

einem Seufzer, der mir das Herz zerreißt. Und jeden Abend gehen wir zusammen zu den Gräbern unserer beiderseitigen Eltern und rufen zu Gott: Dank!"

Seit einigen Tagen hat man einen Elenden in der Umgegend umherirren sehen. Sein Bart ist struppig, seine Kleider sind zerrissen, er hat nur einen Arm und kommt nur bei einbrechender Dunkelheit aus den Wäldern hervor. Fanchette, die junge Schwester der Madame Parangon, ist ihm begegnet. „Ein armer, einarmiger Mann bat mich um ein Almosen. Ein langer, zottiger Bart entstellte seine Züge, aber der Ton seiner Stimme machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich gab ihm drei Livres, weil er mir solche große Teilnahme einflößte. Als er sie nahm, sah er mich an. Ich sah ihn erbleichen und sich eiligst entfernen." Kein Zweifel mehr. Es ist Edmond, es ist der Paysan perverti! Und wirklich bekommt Pierrot am anderen Morgen einen Brief von ihm, jenen berühmten Brief, der in Frankreich als die eindrucksvollste, rührendste Stelle auch denen bekannt ist, die sonst vom „Paysan perverti" nichts gelesen haben. Mit genialem Blick hat der Verfasser es verstanden, den Inhalt dieses Billets, das Monselet ein „Meisterwerk" nennt, als die höchste Steigerung der Erzählung selbst erscheinen zu lassen. Er lautet:

„Vorgestern abend habe ich die Schwelle Deiner Tür geküßt. Ich habe mich vor der Wohnung unserer verehrungswürdigen Eltern niedergeworfen. Ich habe Dich gesehen, und die Seufzer haben mich erstickt. Dein Hund kam und wollte mich beißen. Er wich heulend zurück, als er mich bemerkt hatte, als ob ich ein wildes Tier sei. Du dachtest das wohl auch, denn Du warfst einen Stein nach mir, er traf mich, das ist meine erste Strafe . . . Deine Frau rief Dich, Ihr

gingt zusammen fort, um die Gräber zu besuchen. Ich eilte Euch voraus. Ihr betetet, und Du sagtest zu Deiner Frau: „Es taut heute stark, der Stein ist ganz naß davon, dieser Abendtau könnte Dir schädlich sein, gehen wir fort." Der Tau — das waren meine Tränen!"

Einarmig, blind, vor der Zeit gealtert, von den Gesetzen gebrandmarkt findet der Paysan perverti dennoch am Ende seines Lebenslaufes eine edle, heilige Frau, die nicht davor zurückschreckt, seine körperlichen Leiden zu lindern und ihn an ihrer Hand an die Schwelle eines neuen Lebens zu geleiten. Diese Frau ist Madame Parangon, die einst im geheimen die Liebe Edmonds erwidert hat und jetzt, nachdem sie durch den Tod ihres Gatten frei geworden ist, keinen Augenblick zögert, dem Mörder und Sträfling ihre Hand anzubieten. Schon glaubt der Paysan, daß ein neues Leben für ihn beginnen könne, alles scheint in der Tat auf eine glückliche, ruhige Zukunft hinzudeuten, er wiegt sich in den schönsten Hoffnungen, macht unzählige Pläne für alle, die ihm teuer sind und glaubt endlich, daß der Himmel ihm vergeben habe.

Und da kommt plötzlich, brutal, wie ein unerbittliches Fatum das grausame Ende dieses Lebensdramas, das all diese Zukunftskeime vernichtet:

„Am Hochzeitstage hielt der Wagen im Hofe, das Tor wurde geöffnet. Da traf ein von der Straße geschleuderter Stein die Pferde. Eine Wäscherin, die einst von Edmond verführt worden war und jetzt von seiner Heirat hörte, hatte ihn geworfen. Die Pferde rasen davon. Edmond, der nicht sehen und sich nicht schützen kann, wird herausgeschleudert, ein Wagenrad geht ihm über die Brust und

zermalmt sie. Er stirbt noch unter den Rädern des Wagens."

Die „Paysanne pervertie" bildet das Supplement und Gegenstück zum „Paysan", sie steht in bezug auf Komposition und Darstellungsweise bedeutend hinter dem letzteren zurück. Das „verführte Landmädchen" ist Edmonds Schwester Ursula. Sie ist naiv und unschuldig wie jener, als sie zur Stadt kommt, aber sie trägt den Keim zur „Perversion" in Gestalt ihrer Schönheit und Eitelkeit in sich. Madame Parangon, die bald sieht, wie gefährlich für dieses Landkind die täglichen Beobachtungen der Galanterien in der kleinen Stadt sind, schickt sie unter der Obhut einer achtbaren Frau nach Paris. Aber kaum ist sie dort, als sie auch schon den Verführungen der Großstadt erliegt. Bald machen sich die Folgen einer Liebschaft mit einem Marquis bemerkbar. Aber Gaudet d'Arras verhindert eine Heirat zwischen beiden, weil er den Marquis mehr für Edmond ausbeuten will. So fällt die verlassene Ursula gänzlich dem Laster anheim und ergibt sich einer wüsten Prostitution und Unzucht. Erst als sie krank im Hospital liegt, kommt die Reue. Madame Parangon nimmt sich ihrer an und läßt sie zu ihren Eltern in die Heimat zurückbringen. Das Glück lächelt ihr wieder und scheint vollkommen zu werden, nachdem auch der Marquis sein Unrecht gutgemacht und sie geheiratet hat. Da auch hier eine jähe Katastrophe. Der von den Galeeren zurückgekehrte Edmond sieht sie mit dem Marquis im Wagen, hält sie noch immer für dessen Maitresse und erdolcht sie.

In einem Anhange zu seiner Analyse der beiden vereinigten Werke gibt R é t i f eine Charakteristik

der Hauptpersonen (M. N. XIV, 105—111). Die bemerkenswerteste Persönlichkeit beider Romane ist ohne Zweifel Gaudet d'Arras, und es ist sehr interessant, zu sehen, wie Rétif diese Mephistonatur aufgefaßt sehen will. Gaudet d'Arras ist ein durch und durch aufgeklärter, philosophischer Kopf, im Kloster hat er diese „Tiefe der Reflexion und des Räsonnements" erworben, welche die Mönche und Priester so gefährlich für die menschliche Gesellschaft macht. Gaudet d'Arras predigt die Zügel- und Gesetzlosigkeit aus Prinzip. „Seine Moral ist diejenige eines Atheisten, der in der Natur keine moralische Gewalt anerkennt, die höher sei als die des Menschen, eines Menschen, der überzeugt ist, daß die Wirkung aller Leidenschaften, die volle Ausübung aller Fähigkeiten, erlaubt und gesetzlich sei, da alle diese Leidenschaften von der Natur gegeben worden seien." Also eine Art von Übermensch.

Das Aufsehen, welches dieser Roman in der literarischen Welt erregte, war ein bedeutendes. Die Stimmen der angesehensten zeitgenössischen Kritiker ließen sich darüber vernehmen.

Der berühmte La Harpe sagte in seiner „Correspondance": „Es ist die seltsamste und unförmlichste Vereinigung vulgärer, schlecht angelegter und schlecht erzählter Abenteuer, schlecht ausgeführter Charaktere, einer sehr verderblichen und deplazierten Philosophie, eines grundschlechten Stiles und Geschmackes. Es ist eine Folge von Schilderungen ohne Ordnung und Verbindung, wo man nacheinander ein Bordell, das Gefängnis, den Grèveplatz, eine Philosophenschule, eine Vorstadtkneipe, ein Konsistorium, eine Taverne, eine Kirche, den Salon

einer Hofdame und die Dachkammer einer Prostituierten sieht. Nichts ist durchgedacht, motiviert, gut dargestellt, und doch ist man erstaunt, inmitten dieses Chaos Stücke zu finden, die von Zartgefühl und Phantasie zeugen."

Man sieht, daß gerade der Realismus in den Schilderungen des „Paysan perverti" es war, der La Harpe zu diesem abfälligen Urteil veranlaßte. Denn eine derartig naturgetreue Schilderung der mannigfaltigsten Lebensbilder nebeneinander war damals etwas ganz Ungewöhnliches und widersprach dem akademisch festgelegten und durch Männer wie La Harpe vertretenen literarischen Geschmack der Zeit. Der Graf von Tilly hat daher mit Recht gegen die Einseitigkeit dieses Standpunktes, wie ihn das Urteil La Harpes bekundet, Einspruch erhoben (a. a. O. II, 431).

Ein zweiter berühmter Vertreter der literarischen Kritik, Grimm, verhielt sich weniger ablehnend. Er rühmt die gelungenen Charakterschilderungen, die glänzende Durchführung des Kontrastes zwischen den Darstellungen des Lasters und der Libertinage und den einfachen, reinen, patriarchalischen Sitten des Landes, die große Wahrhaftigkeit in der Erzählung, wenn er auch die zahlreichen Obszönitäten und andre den guten Geschmack verletzende Stellen tadelt.

Metra, der Redakteur der „Correspondance secrète" fand bei der ersten Lektüre den „Paysan" skandalös und wunderte sich, daß die Polizei den Verkauf des Buches nicht untersagt hatte. Der Erfolg des Werkes stimmte ihn milder, und er bemerkte jetzt inmitten der Sprachfehler und der Weitschweifigkeiten zahlreiche „Züge des Genies", und

hebt die günstige Gelegenheit hervor, die Rétif als Drucker für das Studium der unteren Klassen der Gesellschaft gehabt habe, die er jetzt so wahr schildere.

Rétif selbst zitiert mit Behagen (M. N. XIV, 103—105) die anerkennenden Urteile aus dem „Journal de Paris" vom 8. Oktober 1785 und des Abbé Fontenay, und fügt sein eigenes hinzu, wonach der Roman würdig sei, mit Rousseaus „Héloïse" und den Romanen Richardsons verglichen zu werden. „C'est une vaste production comme la ‚Pamela', la ‚Clarisse', le ‚Grandison' de ce dernier; c'est un livre plein de choses et de chaleur comme ‚l'Héloïse'; c'est par cet Ouvrage que je puis dire, comme Ovide: Ad astra ferat." (M. N. XIV, 45.)

Und nicht bloß in Frankreich, sondern auch in Deutschland machte der „Paysan perverti" großes Aufsehen, wie die zahlreichen Übersetzungen bezeugen. Hier hat sogar der Roman auch in unserer klassischen Literatur seine Spuren hinterlassen. Ludwig Tiecks Jugendroman „William Lovell" zeigt sehr deutlich den Einfluß der Lektüre des „Paysan perverti", und Haßler hat kürzlich in seiner erwähnten Dissertation in der Tat die „völlige Abhängigkeit Tiecks von Rétif" nachgewiesen. Tieck selbst hat in der Vorrede zur dritten Ausgabe seines „William Lovell" zugestanden, daß bei der Abfassung seines Buches ein jetzt wohl vergessenes oder nicht mehr beachtetes Buch seine Zuneigung sehr gewonnen habe, der „Paysan perverti" von Rétif de la Bretonne.[1])

[1]) Auch aus der früher (S. 327) erwähnten Mitteilung der Helmina v. Chézy geht Tiecks großes Interesse für Rétif und seine Schriften deutlich hervor.

Auch Tieck hat für seinen Roman die Briefform gewählt, in der die einzelnen Personen ihre Gedanken, Gefühle und Erlebnisse einander mitteilen. Vor allem aber ist der Grundgedanke im „William Lovell" derselbe wie im „Paysan perverti". Auch im Tieckschen Roman handelt es sich um die planmäßige Verführung und konsekutive moralische Entartung eines jungen, ursprünglich edlen Menschen. Die beiden Hauptthelden und die beiden Verführer, selbst Nebenpersonen in beiden Romanen zeigen sehr ähnliche Züge, und die Abhängigkeit von Rétif selbst im Nebensächlichen wird durch die Fülle der entlehnten Einzelheiten in den Charakteren und Ereignissen bewiesen. Haßler hat hierfür die genauen Belege beigebracht. Wir entnehmen seinen Ausführungen (a. a. O. 138 ff.) das Folgende:

In der Einsamkeit des Landlebens ist William Lovell in kindlicher Unschuld herangewachsen. In seinem reinen Herzen ist die Liebe zu Amalie Wilmont entstanden. Sein verständiger, aber kurzsichtiger Vater schickt ihn zur Vervollständigung seiner Bildung auf Reisen. Sobald er in Paris die Damen der großen Welt kennen lernt, verblaßt die Erinnerung an Amalie. In den Armen einer raffinierten Kokette, der Gräfin Blainville, verliert er seine Unschuld und vergißt die Geliebte in der Heimat. Alle diese Züge finden sich auch im Leben Edmonds, des Paysan. Er ist fern vom Treiben der Großstadt auf dem Lande herangewachsen. Seine Jugend war überaus glücklich und heiter, das klingt durch alle Briefe der ersten Zeit hindurch. Er hat im stillen seine Neigung der Cousine Laurote geschenkt. Der Vater sendet ihn in bester Absicht in die Stadt, wo Edmond über anderen Damen die Geliebte vergißt. Er erliegt den Verführungskünsten der Mlle. Manon, welche die Folgen eines Fehltritts verbergen muß und ihn daher verführt und an sich fesselt. Die weiteren Schicksale Williams und Edmonds entwickeln sich ganz in derselben Weise. Lovell

lernt einen Italiener Rosa kennen, der das Herz des Unerfahrenen vollständig gewinnt, so daß Lovell sich des älteren Freundes Weltanschauung durchaus aneignet. Der Paysan tritt ebenso in ein enges Verhältnis zu einer ihm überlegenen Persönlichkeit, zu Gaudet d'Arras, der ihn anfangs studiert, wie Rosa den Lovell, und gelegentlich über ihn spottet, wie dieser es von jenem vermutet. Schließlich gerät Edmond ganz in die Gewalt Gaudets, dessen verderbliche Anschauungen er annimmt.

Lovell ergibt sich nun einem wilden, sittenlosen Leben. Besonders entfacht Rosa seine glühende Sinnlichkeit, indem er ihn zu zwei ihm bekannten römischen Hetären führt und ihn zum Genossen der eigenen Ausschweifungen macht. Bald jedoch genügen diese Mädchen Lovell nicht mehr, er sucht und findet neue Vergnügungen bei den Dirnen der Straße. Er ergibt sich dem Trunke und der Spielleidenschaft. Genau so treibt es Edmond. Gaudet macht ihn mit zwei Mädchen von leichten Sitten bekannt, bestärkt ihn in diesem Verkehr und geht ihm auf der Bahn des Lasters mit eigenem Beispiel voran. Edmond sucht seine Freuden ausschließlich bei den feilen Dirnen, ergibt sich dem Trunke und wird ein Spieler.

Haßler hat diese genauen Parallelen im einzelnen noch weiter verfolgt. Daraus ergibt sich, daß auch Lovell wie Edmond immer tiefer sinkt, in beiden Romanen findet sich die für die Größe der Lasterhaftigkeit bezeichnende Episode, daß Gaudet und Rosa von ihren Schülern die ausführlichen Berichte über die Verführung eines unschuldigen Mädchens entgegennehmen, und dann selbst an dem unglücklichen Opfer ihrer Schüler die eigene Lust befriedigen. Schließlich werden beide Helden, William und Edmond, gemeine Verbrecher. Auch Lovell wird zum Mörder wie Edmond, auch er irrt wie dieser als Bettler umher, wird ebenfalls lange für tot gehalten, bei beiden findet sich zuletzt dieselbe Reue. Endlich finden beide einen gewaltsamen Tod,

Edmond unter den Rädern eines Wagens, Lovell durch die Kugel eines Rächers.

Die Ähnlichkeit der Charaktere ist ebenso auffallend. Edmond wie William sind haltlose, reizbare Naturen, die sich nur von Eindrücken und Stimmungen beeinflussen lassen, sie haben beide dasselbe phantastische, launenhafte Wesen, das Hin- und Herschwanken zwischen den verschiedenen Gefühlen und Leidenschaften. Beiden gemeinsam ist die Vorliebe für das sophistische Räsonnement, für die theoretische Rechtfertigung ihrer Lasterhaftigkeit, eine Folge des beiden eigentümlichen brutalen Egoismus. Wie Gaudet dem Edmond, predigt Rosa dem Lovell die Lehren der materialistischen Philosophie, den Atheismus und eine hedonistische Lebensanschauung.

Bei den Nebenpersonen der beiden Romane lassen sich gleichfalls auffallende Parallelen nachweisen. Die Rolle von Edmonds Bruder Pierrot wird im „William Lovell" von dem alten Willy, dem Begleiter Lovells, gespielt. Die junge Blondine, die in der Kleidung eines Dieners Rosa begleitet und Lovell vor Rosa warnt, ist der Dienerin Tienette nachgebildet, die ebenfalls als Mann verkleidet bei Edmond als Warnerin auftritt. Beide Mädchen enden später als öffentliche Dirnen. Frau von Blainville, die raffinierte Buhlerin aus der guten Gesellschaft, die ein großes Haus macht und geistreiche Männer bei sich sieht, den Grafen Melun durch ihre maßlose Verschwendung ruiniert, mit dem Chevalier Valois auf und davongeht, und dann in tiefster Erniedrigung, entstellt von scheußlicher Krankheit, auftritt, ist Zug um Zug der Schwester Edmonds, Ursula, nachgebildet, die auch als femme entretenue

herrlich und in Freuden lebt, den Marquis ruiniert, sich von Lagonache entführen läßt, dann von Stufe zu Stufe sinkt und schließlich von fürchterlicher Krankheit entstellt vor uns steht."

Die Straßendirnen, mit denen Lovell verkehrt, erinnern an die Abenteuer des Paysan in den Bordellen. Auch die unzüchtigen Priester des „Paysan perverti" sind im „Lovell" vertreten.

Lovells und Willys Schilderungen ihrer ersten Pariser Eindrücke stimmen mit Edmonds und Ursulas ersten Briefen überein. Alle setzen das Wohlleben der Reichen in Gegensatz zu dem Elend der Armen. „Paris est un vaste assemblage de bâtiments irrégulaires" sagt Edmond, ganz ähnlich spricht Lovell von einem „wüsten, unregelmäßigen Steinhaufen". Auch der Entrüstung über das rasche Fahren der Vornehmen in Paris wird in beiden Romanen Ausdruck gegeben. Die Figur des „blinden Bettlers" scheint Tieck besonders beschäftigt zu haben, da er wiederholt solche Gestalten schildert. Lovell bringt trotz seines Widerwillens gegen eine solche Vereinigung eine Nacht bei der entstellten Komtesse Blainville zu. Ähnliches wird im 112. und 186. Briefe des „Paysan" berichtet. Auch die Marmorskulpturen, die Edmond auf den Gräbern seiner Eltern errichtet, kehren in den Denkmälern wieder, die Burton und Lovell auf Gräbern errichten wollen. Die große Rolle der Vorahnungen im „Paysan" wird ebenfalls von Tieck übernommen. Schließlich wird der große Einfluß des „Paysan perverti" durch die bezeichnende Tatsache illustriert, daß Tieck nicht weniger als vierzehnmal eine Wendung desselben wiederholt hat, nämlich Gaudets Vergleichung

des menschlichen Lebens mit einem Theaterstück und des Menschen mit den maskierten Spielen (s. oben S. 439).

Trotz dieser großen Abhängigkeit von seinem Vorbilde ist, wie Haßler ebenfalls nachgewiesen hat, der „William Lovell" mehr als eine bloße Nachahmung des „Paysan perverti". Es finden sich viele selbständige Züge in Tiecks Roman, und vor allem ist die Art der Darstellung eine ganz andere. Tieck vermeidet die zahlreichen Wollust- und Verführungsszenen seines Vorbildes, überhaupt alle zynischen und gemeinen Ausdrücke. „Tieck selbst ist ein anderer Mensch als Rétif." Er ist eine „feinere, edlere, tiefer angelegte Natur" als Rétif. Und da sich beide selbst in ihrem Helden darstellen, ihre eigenen Lebenserfahrungen erzählen, so wird die Art der Darstellung eine ganz verschiedene sein. Rétif schildert mehr die äußeren Erlebnisse, Tieck mehr das innere Seelenleben, die „Irrgänge seiner Gedanken, das gräßliche Spiel seiner Phantasie, seine Zweifel und seine Verzweiflung, das ganze seelische Leiden, das ihn während seiner Studienjahre quälte". Nur die Ereignisse sind erfunden oder zum größten Teile von Rétif übernommen. Der „Philosoph Lovell, der Grübler, der Phantast ist Tieck selbst". Dieses Psychologische im Roman ist die eigene Zutat des Dichters, dem auch in dem französischen Roman fehlende Gestalten ihre Schöpfung verdanken: der tiefsinnig grübelnde Balder, der alte Burton, der Vertreter des bewußt Bösen und der nichtswürdige Intrigant Andrea.

3. Sittenstudien.

Die wichtigsten übrigen belletristischen Schriften Rétifs lassen sich unter dem gemeinsamen Namen „Sittenstudien“ zusammenfassen, weil sie alle in der Absicht geschrieben und veröffentlicht wurden, ein gewisses Milieu, gewisse Gesellschafts- und Menschenklassen in naturgetreuer Schilderung vor Augen zu bringen. Unwillkürlich wird man, wenn man die Gesamtheit dieser verschiedenen Schriften, ihren gewaltigen Umfang betrachtet, an das ähnliche Unternehmen Zolas erinnert, in der Rougon Maquart-Serie ein Riesengemälde der Sitten des zweiten Kaiserreiches zu liefern.

Wie Rétif die in den ersten Bänden des „Monsieur Nicolas“ erzählten Erinnerungen seiner auf dem Lande verlebten Jugend so dramatisch und wirkungsvoll in dem „Paysan perverti“ verwertet hat, dessen Szenen gleichsam noch eine gesteigerte Leidenschaftlichkeit aufweisen, so spiegelt sich der Reflex jenes Jugendlebens in ganz anderer, ruhigerer, abgeklärter Weise in der 1778 erschienenen „Vie de mon père“ (zwei Bände) wieder. Es ist das schönste Buch Rétifs, ein Hauch von Unschuld und Frieden durchweht dasselbe von Anfang bis zu Ende. Stil und Darstellung sind gleich rein und vollendet. Mit Recht hat man diese Bauerngeschichte, diese idyllischen Schilderungen ländlichen Lebens mit Goethes „Hermann und Dorothea“ und Bernardin de Saint-Pierres „Paul und Virginie“ verglichen. Es ist ein „patriarchalisches“ Buch, sagt Rétifs Freund Cubières, das Gegenstück zur Geschichte des Tobias, und Fräulein

von Saint-Léger schrieb ganz entzückt an den Verfasser: „Das ‚Leben meines Vaters‘ ist das Buch des Himmels. Sicher werden es die Seligen lesen. Man fühlt sich wie ein Auserwählter, wenn man die wunderbare Freude empfindet, mit der dieses Buch uns erfüllt.“ Das Werk fand auch bei der literarischen Kritik eine uneingeschränkte Anerkennung, und ein Staatsbeamter schlug vor, 100000 Exemplare davon gratis an die Dorfschulzen verteilen zu lassen, damit es auf dem Lande recht eifrig gelesen werde (M. N. XIV, 149).

In der „Vie de mon père“ erzählt Rétif die Lebensgeschichte seines Vaters, Edme Rétif (1692 bis 1764). Alle die kleinen Züge, die er von ihm gehört hatte, sind darin auf eine anmutige Weise verarbeitet. Es ist vielleicht die schönste Schilderung des Landlebens, die wir besitzen, reich an kulturgeschichtlichen Details, wie z. B. der köstlichen Darstellung des Unterrichtes in einer französischen Dorfschule des 18. Jahrhunderts.

Eine kurze Wiederholung und Ergänzung der „Vie de mon père“ bietet Rétif in der Erzählung „La femme de laboureur“ in den „Contemporaines du commun“ (Ausgabe von Assézat, S. 235 bis 266). Es ist die Geschichte seiner Mutter, Barbe Ferlet. Hierin wird u. a. die These verfochten, daß in der Ehe, wenn sie glücklich sein solle, der Mann der Herr, die Frau seine Dienerin sein müsse.

Wenden wir uns von diesem einfachen, rührenden Denkmal kindlicher Pietät zu dem gigantischen Zeitgemälde der „Contemporaines“, jener berühmten Darstellung des französischen Weibes des 18. Jahrhunderts in allen Verhältnissen, Lebenslagen

und Gesellschaftsklassen, geschrieben von einem der besten Frauenkenner des Jahrhunderts, geschöpft aus der unmittelbarsten Wirklichkeit, 65 Bände füllend! Denn außer den 42 Bänden der eigentlichen „Contemporaines“ (Contemporaines du commun, Contemporaines mêlées und Contemporaines par gradation 1780—1783) gehören auch die vier Bände der „Françaises“ (1786), die vier Bände der „Parisiennes“ (1787), die drei Bände des „Palais Royal“ (1790) und die zwölf Bände der „Année des Dames Nationales“ oder der „Provinciales“ (1791—1794) zu den „Contemporaines“, d. h. der Darstellung der zeitgenössischen Frauenwelt.

In der Einleitung zu den „Contemporaines mêlées“ gibt Rétif Auskunft über den Zweck seines Unternehmens. Es soll eine Sammlung von Novellen sein, aber von realistischen Novellen, nicht von solchen sentimalen, rein fiktiven Erzählungen, wie sie damals in der belletristischen Literatur gang und gäbe waren. Rétif will nicht der Erfinder von Heldinnen, sondern der „Geschichtsschreiber von Persönlichkeiten“, von allen hübschen und interessanten Frauen und Mädchen sein, die ihm begegnet sind und deren Lebenslauf von ihm genau erkundet worden ist. Oft hat er selbst den wirklichen Namen beibehalten. „Ich habe meine Heldinnen aus allen Klassen gewählt, mit Ausnahme der allerniedrigsten, die ich fast ganz vernachlässigt habe, da unter den zahlreichen Bänden kaum vier sind, in denen die Heldinnen mit Absicht aus der vorletzten Klasse gewählt sind (es sind die „Contemporaines du commun“). Alle anderen Novellen spielen entweder in den höheren Ständen, oder in der mittleren Klasse

der Bürger, die, wie ich in allen meinen Werken wiederhole, den ‚Menschen par excellence' hervorbringt." Er beruft sich dann auf das Beispiel der Italiener und Engländer, die nicht wie die französischen Romanschriftsteller Darstellungen aus dem Leben der gewöhnlichen Volksklassen verschmäht haben. Es habe doch auch für die vornehme Welt ein großes Interesse, das Leben und Treiben der Handwerker und Bürger kennen zu lernen, von denen sie ihre täglichen Bedürfnisse beziehe. Rétif will die Sitten einer bestimmten Klasse schildern, indem er die Abenteuer erzählt, die Personen aus dieser Klasse zugestoßen sind.

Assézat hat am Ende seiner Auswahl der „Contemporaines du commun" eine Liste aller Berufe und sozialen Stellungen gegeben, die Rétif in den 272 Novellen der „Contemporaines" geschildert hat. Wir geben hier besser die Titel dieser Novellen (mit der Zahlenangabe Rétifs), welche in den 42 Bänden der „Contemporaines" enthalten sind, damit der Leser eine Vorstellung von dem überreichen Inhalte dieses gewaltigen Sittengemäldes bekomme:

Bd. I u. II:

1. Le Nouveau Pygmalion.
2. Il a perdu la mémoire.
3. N'importe laquelle.
4. La Soubrette par amour.
5. La petite amoureuse.
6. La Grisette épousée.
7. L'Honneur éclipsé par l'amour.
8. Le Garçon de boutique.
9. La Fille échappée.
10. Les 20 Epouses des 20 Associés.

11. Le Petit Auvergnat.
12. Le Garçon-Fille.

Bd. III u. IV:

13. La Fille-Garçon.
14. La ***** (qu'on devinera).
15. La Mort-d'amour.
16. Le Mariage caché.
17. La Fille attrapée.
18. Le Pensionnaire.
19. La Fille séduite.
20. Le Mari à l'essai.
21. La Femme à l'essai.
22. L'Attente trompée.
23. La Fille naturelle.
24. L'Amazone.
25. L'Ancienne Inclination.
26. Le Premier Amour.
27. Le Mari invisible.

Bd. V u. VI:

29. La Bonne Mère.
30. La Surprise de l'amour.
31. La Bonne Bellemère.
32. Le Joli Pied.
33. Le Crime dupe de lui-même.
34. Le Mari Dieu.
35. La Femme Déesse.
36. L'Epreuve.
37. La Jolie-Laideron.
38. La Belle-Laide.
39. Le Modèle.
40. Les Crises. Première: la Contrainte.
40a. Seconde crise: L'Enlèvement.
40b. Troisième crise: les Libertins.
40c. Quatrième crise: l'Amant respectueux.
40d. Cinquième crise: Le Choix.

Bd. VII u. VIII:

41. Le Mariage rompu.
42. La Jolie Voisine.
43. La Mère qui fait un Amant pour la fille.

44. Le Mari-Père.
45. L'Epouse-Mère.
46. La Femme vertueuse malgré elle.
47. La Vertu inutile.
48. Le Beau-Frère amoureux.
49. La Faiblesse punie par elle-même.
50. La Fille de mon hôtesse.
51. La Maîtresse infirme.
52. La Dédaigneuse.

Bd. IX u. X:

53. Le Père-Valet.
54. La Beauté du jour.
55. Les Progrès de la vertu.
56. Les Progrès du libertinage.
57. L'Eunuque.
58. Le Demi-Mariage.
59. Le Libertin fixé.
60. La Fille vengée.
61. Les Deux Filles des deux veufs.
62. La Malédiction.
63. L'Avanturière épousée.
64. La Mariée par force.

Bd. XI u. XII:

65. La Religieuse par force.
66. La Fille dévouée.
67. Premier exemple des soeurs jalouses.
67a. Deuxième exemple.
67b. Troisième exemple.
68. Le Loup dans la bergerie, et le Sorcier.
69. La Nouvelle Sara.
70. La Coquette.
71. La Fille entretenue.
72. La Capricieuse ou le Mariage par échange.
73. Les Six Ages de la Fille. I er Age, la Quinzenaire.
73a. II e Age, la Vingtenaire.
73b. III e Ages, la Trentenaire.
73c. IV e Age, la Quarantenaire.
73d. V e Age, la Cinquantenaire.
73e. VI e Age, la Soixantenaire.

Bd. XIII u. XIV:

81. La Morte-Vivante.
82. Le Mort-Vivant, ou l'Homme qui veut se survivre à lui-même.
83. Le Mariage-enfantin.
84. La Fille Sensée.
85. Le Père confident de sa fille.
86. La Fille-voilée.
87. La Fille masquée.
88. L'Actrice vertueuse.
89. La Fanfarone de vertu.
90. Le Bigame.
90b. Le Deuxième Bigame.
91. Le Faux Mari.
92. La Fille volée.

Bd. XV u. XVI:

93. La Fille à la mode.
94. Les Qui-pro-quo nocturnes.
95. La Fille à bien garder, ou Avis aux Parents qui ont des filles précoces.
96. Le Bourru vaincu par l'amour, ou le vrai Secret à donner aux femmes.
97. La Nouvelle Héloïse et le Nouvel Abeilard.
98. La Femme-mari, ou le Mariage clandestin.
99. L'Epreuve malheureuse, ou le Nouvel Alexis.
100. Le Ménage parisien, ou la Conjuration dévoilée.
101. La Femme-Trésor, ou la Femme secrètement auteur.
102. La Maitresse tirée au sort.
103. La Femme aveugle, et le Mari sourd.

Bd. XVII u. XVIII:

94. La Sympathie paternelle.
95. La Fille reconnue.
96. La Femme séduite par son Mari.
97. La Femme tardive, ou la Dernière Aventure d'une femme de quarante ans.
98. La Fille de trois couleurs.
99. La Jolie Courtière.
100. La Jolie Vieilleuse.
101. La Jolie Ravaudeuse.

102. La Belle Bijoutière.
103. La Jolie Fourreuse.
104. La Jolie Coiffeuse.
105. La Belle Chapelière.

Bd. XIX u. XX:

108. La Jolie Bonnetière, ou la Fille trop fière de sa beauté.
109. La Jolie Mercière.
110. La Fille du savetier du coin.
111. La Fille du bénitier.
112. La Jolie Pelletière.
113. La Jolie Plumassière.
106. La Matrone de Paris.
107. La Mère grosse pour sa fille.
114. La belle boulangère.
115. La Belle Palissière.
116. La Belle Bouchère.
117. Les Quatre Belles Charcuitières.
118. Les Quatres Jolies Rôtisseuses.
119. La Belle Restauratrice.
120. La Belle Marchande-de-vin.
121. La Belle Ecailleuse.

Bd. XXI u. XXII:

122. La Petite Regratière.
123. La Jolie Fruitière.
124. Les Filles-de-modes.
125. Les Jolies Couturières.
126. IIe et IIIme Jolies-Couturières.
127. La Jolie Agréministe.
128. La Jolie Dentellière.
129. La Jolie Gazière.
130. La Belle Epicière.
131. La Belle Limonadière.
132. La Petite Laitière.
133. La Jolie Crêmière.
134. La Belle Confiseuse.
135. La Jolie Parfumeuse.
136. Les Méchantes et les Bonnes Perruquières.
137. La Jolie Boursière ou la Fille dotée.

Bd. XXIII u. XXIV:

138. La Belle Chandelière.
139. Les Onze Marchandes ou les Amazones Modernes.
140. La Jolie Fille Tapissière.
141. La Jolie Lunetière.
142. La Perfide Horlogère.
143. La Gentille Orfèvre.
144. La Jolie Polisseuse.
145. La Jolie Tabletière.
146. La Jolie Menuisière ou l'Infidèle ramené.
147. La Belle Tonnelière.
148. La Jolie Marchande de musique ou la Coquette par vertu.
149. La Jolie Fille de boutique ou le Mariage de conscience.
150. La Jolie Brocheuse.

Bd. XXV u. XXVI:

151. Les Quatre Petites Ouvrières.
152. La Jolie Lingère et la Bigamesse.
153. La Jolie Blanchisseuse.
154. La Jolie Cordonnière ou la Coquette par Vertu.
155. La Jolie Fourbisseuse ou la Femme courtisane.
156. Les Epouses par quartier: la Jolie Bourrelière, la Jolie Balancière, la Jolie Gaînière, la Jolie Vitrière.
157. Les Femmes qui trompent leurs maris: la Belle I****. la Belle Paumière, la Jolie Layetière, la Jolie Ferblantière.
158. Les Femmes qui rendent heureux leurs maris: la Jolie Batteuse d'or, la Belle Tireuse d'or, la Belle Argenteuse, la Jolie Perlière.
159. Les Femmes qui haïssent leurs Maris: la Belle Carrossière, la Belle Boutonnière, la Jolie Fripière, la Jolie Ceinturière.
160. Les Femmes glorieuses / Les Femmes honteuses } de leurs Maris:

    La Belle Estampière, la Belle Loueuse de carrosses, la Belle Etrennière-Joujoutière, la Belle-Brodeuse-Chasublière, la Belle Maquignone, la Belle Débitante de tabac.
161. Les Femmes qui font la fortune de leurs Maris: la

Belle Fayencière, la Belle Cordière, la Belle Tourneuse, la Jolie Rempailleuse.

162. Les Femmes qui ruinent leurs Maris: La Belle Marchande de bois, la Belle Grande Charbonnière, la Jolie Tuilière Ardoisière, la Belle Hôtelière, la Jolie Lainière, la Belle Blatière, la Belle Oiselière, la Belle Intendante de maison.

163. Les Femmes laides aimées de leurs Maris: de Tailleur, de Peintre, de Sculpteur, de Masson.

164. Les Jolies Femmes haïes de leurs Maris: la Jolie Loterière, la Belle Poëlière-Chaudronnière, la Jolie-Arquebusière-Potière, la Belle Taille-doucière.

Bd. XXVII u. XXVIII:

165. Les Femmes qui portent malheur à leurs Maris: la Belle Marchande de soieries, la Belle Ferronnière.

166. Les Femmes qui portent bonheur à leurs Maris:
La Belle Cafetière }
La Jolie Pâtissière } des Boulevards.
La Belle Traiteuse }
La Belle Guinguettière, la Belle Evantailliste.

167. Les Petites Marchandes du Boulevard: de cordons, de montres et tabatières, d'Epingles, d'Evantails, de Bouquets, de Bonnets montés, de Poudre et Pommade; de Gaûfres, de plaisirs, etc.; de Fruits, de Fromages et d'Oeufs-rouges.

168. La Belle Imagère ou la Fille dupe de sa môquerie.

169. La Petite Coureuse ou la Fille instrument de vengeance.

170a. Les Veuves contentes } de l'être.
Les Veuves fâchées }
La Belle Vinaigrière et la Cirière, la Jolie Peaumière Corroyeuse, la Jolie Découpeuse, la Jolie Coloriste, la Belle Amidonière, la Jolie Tabagiste, la Jolie Brûleuse de galons, la Belle Coutelière, la Jolie Brosselière, la Jolie Traiteuse et la Jolie Papetière, la Jolie Graveuse.

170b. L'Orfeline bourgeoise.

171. La Fille de porteur-d'eau ou la seconde Grisette épousée.

172. La Petite Oublieuse, la Jolie Bonbonnière.

173. La Jolie Femme de Chambre, la Jolie Cuisinière.

174. La Belle Jardinière, la Belle Bouquetière.

175. La Jolie Poissarde, la Jolie Gargotière, la Jolie Tripière, la Nouvelle Débarquée, la Jolie Danseuse-de-guinguette.

Bd. XXIX u. XXX:

176. Les Jolies Crieuses: de cerises, prunes, abricots, etc., de pommes poires-cuites, et mouron; de pois-ramés, ou la Petite-Ecosseuse; de vieux chapeaux.

177. Les Jolies Crieuses ou les XX Filles des Basses Professions de Paris: la Jolie Chansonnière, la Belle Petite-Charbonnière, la Belle Paindépicière, la Jolie Herbière et la Belle Saladière, la Jolie Beurrière, la Jolie Fromagère, la Petite Harengère, la Jolie Coquetière, la Gentille Orangère, la Jolie Brocanteuse, la Jolie Cartonnière, la Jolie Fournalière, la Petite Amadoueuse la Jolie Cardeuse, la Jolie Filandière, la Jolie Couverturière, la Jolie Enlumineuse, la Jolie Fleuriste, l'Aimable Colporteuse.

178. La Jolie Loueuse de Chaises.

179. Les Journalières: la Femme de Crocheteur, la Blanchisseuse de bateau, la Bobelineuse et Afficheuse, la Faiseuse de ménages.

180. La Courtisane vertueuse ou la Vertu dans le vice.

181. Les Trois Jolies Bâtards.

182. La Jolie Paysanne à Paris.

183. La Femme de laboureur.

184. La Jolie Vigneronne ou le second Amour.

Bd. XXXI u. XXXII:

185. La Duchesse ou la Femme sylfide.

186. La Marquise, la Comtesse, la Baronne et la Vicomtesse, ou les Femmes du bel-air.

187. La Maréchale ou la Gouvernante.

188. La Gouverneuse ou la Femme bienfaisante.

189. La Femme d'officier ou l'Innocence reconnue.

190. Les Femmes de garnison.

191. La Dédaigneuse Provinciale.

Bd. XXXIII u. XXXIV:

192. Amélie ou la Fille trompée sur sa vocation.

193. Septimanie ou la Fille qui craint de faire un enfant.

194. Hélène ou la Cousine germaine.

195. Léonore ou la Constance couronnée.
196. Augusta ou la Fille qui refuse son amant pour son amant.
197. Emilie ou l'Orpheline-de-Mère.
198. La Fille mariée par procureur.
199. Les Soeurs maitresses.
200. Les Jolies Consulteuses.
201. Les Rivales.
202. La Jolie Nièce et la Mauvaise Tante.
203. La Fille adultérine et la Mauvaise Epouse.

Bd. XXXV u. XXXVI:

214. La Présidente ou la Femme philosophe.
215. La Conseillère ou la Femme dévote.
216. L'Intendante ou la Femme à douze ans, la Trésorière ou la Femme à vingt-cinq ans.
217. Les Maitresses des Requêtes, la Belle Quêteuse et la Dame de charité.
218. La Lieutenante générale ou la Bonté des Femmes. II. La Présidente au présidial, ou la Femme au laid mari. III. 1re Conseillère, ou la Femme mise à la raison. IV. 2de Conseillère, ou la Femme avide. V. L'Avocate du roi, ou la Femme qui prend du tabac.
219. VI. La Subdéléguée, ou la Femme qui fait représenter. — VII. La Directrice des aides ou le Caprice d'inclination; la Présidente à l'Election ou la Femme dotée. — IX. L'Elue, ou la Belle Femme plus âgée que son mari.
220. I. La Maitresse particulière des eaux et forêts, ou la Jolie Boîteuse. II. La Procureuse du roi, ou la Femme de libertin. III. La Présidente au grenier à sel, ou A quoi tient la vertu des femmes. IV. La Conseillère, ou la Femme qui respecte sa beauté.
221. La Baillive et la Procureuse fiscale, ou l'Innocence du bon vieux temps.
222. La Jolie Greffière, ou la Troisiènne Femme.
223. La Belle Commissaire, ou l'Amour physique.
224. La Belle Notaire, ou l'Amant moral.
225. Les Deux Advocates, ou le Préservatif.
226. La Procureuse, ou le Curatif.
227. L'Huissière, ou la Femme adultère avec ses Maris.
228. L'Excocu, épisode en vers.

Bd. XXXVII u. XXXVIII:

228. La Financière, ou la Femme vivante du mari veuf.
229. La Sousfermière, ou la Femme aux airs.
230. La Receveuse de tâilles, ou la Femme féconde, et la Payeuse de rentes.
231. La Jolie Banquière, ou la Femme stérile.
232. I. La Maîtresse, ou la Coquette provoquante. — II. La 1re Assesseuse, ou la Jolie Maigre. — III. La 2de Assesseuse, ou la Grosse Dondon. — IV. La 1re Echevine, surnommée la Camasse. — V. La 2de Echevine, ou la Femme au grand nez. — VI La 3e Echevine, ou le Petit Bijou. — VII. La 4e Echevine, ou la Grande Femme.
233. La Belle Bourgeoise et la Jolie Servante.
234. I. La Peintresse, ou la Femme d'Impuissant. II. La Sculpteuse, ou la Morte Fille qui ressuscite Femme. III. La Graveuse, ou la Fille heureuse par une faiblesse. IV. L'Architectisse, ou la Femme au mari partagé.
235. La Belle Négociante et la Jolie Négresse.
236. La Belle Drapière, ou la Jolie Femme en faillite.
237. La Femme de Médecin, ou le Bain particulier.
238. La Jolie Chirurgienne, ou le Bain public.
239. La Belle Oculiste et la Jolie Dentiste, ou les Filles historiées.
240. L'Aimable Apothéquaire, ou l'Epouse plus jolie femme que fille.
241. La Gentille Herboriste-Botaniste, ou la Femme de compagnon.
242. La Jolie Sagefemme et la Fille crue Garçon.
243. La Jolie Garde-Malade.
244. La Jolie Nourrice, ou l'Ingénieuse.

Bd. XXXIX u. XL:

245. Les Femmes Auteurs.
246. La Femme d'Auteur.
247. La Belle Imprimeuse, ou la Femme longtemps désirée.
248. La Belle Libraire, ou la Vie de la rose et la Marâtre; la Jolie Papetière ou la Bonne Amie.
249. La Jolie Relieuse, ou la Pauvreté vertueuse; la Jolie Parcheminière, ou la Femme fidèle par imitation.

250. La Jolie Fondeuse de caractères, ou la Femme impérieuse; la Belle Plombière, ou la Femme soumise.
251. La Fille d'homme à projets.
252. La Femme à la mode; l'Intrigante; la Complaisante; la Maitresse d'homme en place.
253. L'Entremetteuse pour plus d'une affaire, ou l'Emploi de trois cent soixante six mille livres de rente.
254. La Jolie Solliciteuse.
255. La Gouvernante de célibataire.
256. La Fille entretenue et la Fille de joie.

Bd. XLI u. XLII:

257. Actrice bourgeoise.
258. Les Musiciennes.
259. Les Opéradiennes.
260. Les Chanteuses des choeurs.
261. Les Danseuses.
262. Les Figurantes.
263. Les Tragédiennes.
264. Les Comédiennes.
265. Les Arietteuses, Opéradienne-comique et Dramiste.
266. Les Actrices italiennes et la Dramiste.
267. Les Actrices des Variétés.
268. Les Actrices éphébiques.
269. Les Actrices des pièces du Funambule.
270. La Danseuse de corde et la Baladine.
271. La Jolie Paradeuse.
272. La Belle Charlatane.[1])

Diese interessante Übersicht verschafft uns einen deutlichen Einblick in die ungeheure Mannigfaltigkeit der in den „Contemporaines" geschilderten Frauentypen, Charaktere und Situationen. Man sieht, daß hier eine reiche Ausbeute für die Geschichte der sogenannten „Frauenbewegung" im 18. Jahrhundert vorliegt, die man bisher gerade für Frankreich

[1]) Die zum Teil ungenaue Numerierung der einzelnen Novellen stammt von Rétif selbst und ist so wiedergegeben worden, wie sie sich bei Lacroix a. a. O. S. 165—175 findet.

weniger berücksichtigt hat als für England, wo sie viel genauer erforscht worden ist. Eine Menge sonst für spezifisch männlich geltender Berufe war schon damals auch dem weiblichen Geschlechte zugänglich. So finden wir Frauen bereits tätig im Buchhändler- und Buchdruckergewerbe, in der Medizin und Zahnheilkunde, in der Kunst, im Handwerk, in selbständigen Geschäftsbetrieben aller Art. Besonders ausführlich schildert Rétif, wie schon früher erwähnt, die Welt der Modistinnen und der mit der Herstellung und dem Vertriebe von Galanteriewaren beschäftigten Frauen. Wir erfahren daraus, daß vornehmlich von diesen auf dem Gebiet der Mode tätigen Frauen die Vorliebe für den Luxus in die bürgerlichen Kreise hineingetragen wurde und damals keineswegs mehr ein Privileg der höheren Stände war.[1])

Natürlich ist nicht alles von gleichem Werte in dieser Riesensammlung von Novellen und novellistischen Skizzen. Aber einige Erzählungen gehören zu den besten Novellen der Weltliteratur. Deshalb hat auch Eduard v. Bülow mehrere von ihnen in sein Novellenbuch aufgenommen, darunter die 13. Novelle „La Fille Garçon" unter dem Titel „Das Fräulein als Lakai", mit einer Episode, die als Vorbild für Schillers Ballade „Der Gang nach dem Eisenhammer" gedient hat, ferner die 24. Novelle „Die Amazone", die 90. Novelle „Der Bigamist" u. a. m. Bülow teilt übrigens in der Vorrede mit, daß besonders Wieland und Hamann Rétifs Erzählungen sehr geschätzt hätten.

[1]) Vgl. E. und J. de Goncourt, La Femme au XVIIIe siècle, S. 269 und 279, mit Berufung auf die „Contemporaines".

Assézat hat sich dann durch seine Ausgabe der besten und kulturgeschichtlich wichtigsten Novellen aus den „Contemporaines" ein großes Verdienst um die Kenntnis Rétifs erworben, da die komplette Serie nur selten zugänglich ist und wohl nur sehr wenige die ganzen 42 Bände gelesen haben werden. Durch Assézats Auswahl können wir uns jetzt eine befriedigende Vorstellung von dem Inhalt der „Contemporaines" verschaffen. Meist hat Rétif seine Erlebnisse und Beobachtungen in eine novellistische Form gekleidet. Wir begegnen vielen Gedankengängen, die uns von früher schon bei ihm bekannt sind. So gibt gleich die erste Novelle der „Contemporaines mêlées" (Der neue Pygmalion) eine Idee wieder, die Rétif wiederholt beschäftigt hat: ein Mädchen selbst von Kindheit an zu erziehen, damit es später die Frau des Erziehers werde. In der 10. Novelle „Die 20 Frauen der 20 Assoziierten" entwickelt Rétif seine Ideen über die Vorteile der Assoziation, die er an dem Beispiele von 20 jungen Männern darlegt, die alle einer die Schwester des anderen heiraten und einen gemeinsamen Haushalt führen. In den „Nuits de Paris" erzählt Rétif, daß vier junge Leute wirklich den Plan einer solchen Gemeinschaft gefaßt hatten, ohne ihn ausführen zu können. Er selbst beschäftigte sich mit Vorliebe mit solchen Gedanken einer festeren sozialen Organisation und Assoziation und kann in dieser Beziehung als ein Vorläufer Fouriers betrachtet werden (s. Abschnitt III). Die 14. Novelle „La ****" = La fille du bourreau schildert die alle Vorurteile besiegende Liebe zwischen einem Grafen und der schönen Tochter des Henkers, die 19. Novelle „La fille séduite" enthält

eine von Rétif öfter dargestellte Situation: ein Vater trifft seine eigene Tochter im Bordell, ähnlich begegnet Edmond im „Paysan perverti“ seiner Schwester Ursule als Bordellinsassin. In anderen Schriften verwertet Rétif dasselbe Motiv mit verschiedenen Varianten in bezug auf den Grad der Verwandtschaft.

In der 32. Novelle der „Contemporaines“, dem „Joli Pied“ finden wir Rétif auf seinem eigensten Gebiete, er schildert darin die Abenteuer eines Schuhfetischisten de Saintepallaie, bei dem diese seltsame Neigung bis in die früheste Kindheit zurückreicht („C'était un instinct qui s'était manifesté dès son enfance“). Es ist natürlich der Verfasser selbst, der unter diesem Namen wiederum mit Behagen die ihn beherrschende leidenschaftliche Vorliebe für die kleinen Füße der Frauen schildert und hierfür bezeichnende Episoden erzählt, die alle wirkliche Erlebnisse darstellen. So kommt die Heldin des „Pied de Fanchette“, Madame Lévêque, hier wieder vor, ebenso die Marquise der „Nuits“. Auch Saintepallaie bereitet es ein großes Vergnügen, den jungen Mädchen selbst die zierlichen Schuhe auszuziehen und sie zu Hause aufzubewahren und anzubeten.

Das Sujet der 65. Novelle „La Religieuse par force“ berührt sich mit Diderots „Religieuse“.

Wenn Rétif in den nun folgenden „Contemporaines du commun“ und den „Contemporaines par gradation“ eine Art von „Enzyklopädie“ der verschiedenen weiblichen Berufe geben wollte, so stehen jedenfalls diese letzteren nur in einem ziemlich losen Zusammenhang mit den Geschichten, deren Heldinnen diese verschiedenen Modistinnen, Gazewebe-

rinnen, Federmacherinnen, Hutmacherinnen, Wein- und Fruchthändlerinnen, Schweinefleischhändlerinnen, Gewürzkrämerinnen, Juwelierinnen, Lotteriekollekteurinnen, Künstlerinnen aller Art, Tänzerinnen, Orgelspielerinnen, Wahrsagerinnen, Kupplerinnen, Hebeammen, Ärztinnen und Apothekerinnen usw. usw. sind. Trotzdem bekommen wir von der Ausübung der meisten Berufe eine deutliche Vorstellung. Wir sehen die kleine Blumenverkäuferin (in der 177. Novelle „Die acht kleinen Händlerinnen) auf den Tritt der vornehmen Karossen steigen, um ihre Buketts anzubieten, sehen wie die adligen Herren „l'Un vous prend la joue, l'Autre l'menton, l'Autre un peu plus bas" und hören ihre Komplimente und entzückten Ausrufe über die entdeckten Schönheiten, oder wir sehen die jungen Männer vor den großen Fenstern der Modeläden promenieren und mit den drinnen eifrig beschäftigten reizenden Putzmacherinnen flirten. Fast jede Novelle der „Contemporaines" liefert ein solches sittengeschichtlich interessantes Genrebild, das uns in dem jeder Novelle beigegebenen Binetschen Kupfer greifbar deutlich vor Augen tritt. Weniger glücklich ist Rétif in der Schilderung der vornehmen Frauenwelt. Dagegen hat er in den beiden letzten Bänden über die Theaterdamen recht viel interessantes Material beigebracht.

Die „Contemporaines" waren die Sensation des Tages, man sprach von ihnen mehr als von den berühmten Romanen. Cubières schildert sehr anschaulich den Eindruck, den dieses Riesenwerk auf die vornehme Welt machte, und den Beifall, den es bei den unteren Klassen fand, deren weiblicher Teil

hier zum ersten Male als Gegenstand eines unerschöpflichen literarischen Interesses hingestellt war. Auch in Deutschland wurden die „Contemporaines“ zum Teil durch die Übersetzung von Mylius (Königsberg 1781 ff, 11 Bände) bekannt. „Die Bekenntnisse des unsterblichen Rousseau“, sagt Helmina v. Chézy über die „Contemporaines“ (a. a. O. II, 105), „weisen nichts Ähnliches auf. Nackter Sinnentaumel, Umstoßung aller hergebrachten Sittenlehre, Verletzen aller zarten tiefen Empfindungen, welche das Band der Gesellschaft rein und unverletzt in der Masse der Menschheit erhalten und Schwestern, Töchter zu unantastbaren Gegenständen erheben, denen ihre Angehörigen Schutz, keusche Ehrerbietung und die reinste Anhänglichkeit schuldig sind, fand ich in diesem Werke. Doch glaube ich mich zu erinnern, daß Rétif de la Bretonne seine bedauernswürdigen Verirrungen nicht beschönigen will, sondern nur sie unverhehlt darstellt.“

Der große Erfolg der „Contemporaines“ veranlaßte die Buchhändler, Rétif um eine Fortsetzung derselben zu bitten, und so entschloß sich Rétif zunächst ein Supplement von vier Bänden zu liefern. Dieses erschien 1786 unter dem Titel „Les Françaises, ou XXXIV Exemples choisis dans les Moeurs actuelles, Propres à diriger les Filles, les Femmes, les Épouses et les Mères. Der erste Band betrifft die „Mädchen“, der zweite die „Frauen“, der dritte die „Gattinnen“, der vierte die „Mütter“, alle vier Bände enthalten 34 Novellen oder „moralische Beispiele“, jede wird durch ein Kupfer von Binet illustriert. Das Werk blieb ziemlich unbeachtet, nur ein Journalist Lecat nahm Veranlassung,

gegen Rétif einige boshafte Verse zu veröffentlichen, die sich gegen seine übergroße Produktivität und die Bizarrerien seines Stils und seiner Darstellungsweise richteten. Die ersten vier Verse lauten:

Connais-tu, cher Lecteur, un méchant romancier,
Dont les divers écrits passant chez l'épicier,
Et qui toujours frappant dessus sa lourde enclume
Fabrique chaque mois tout au moins un volume?

Den „Françaises" folgten schon im nächsten Jahre (1782) die „Parisiennes, ou XL Caractères généraux Pris dans les Moeurs actuelles", ebenfalls in vier Bänden (mit 20 Kupfern). Besonders ausführlich wird die Frage der Frauenbildung in diesem Werke behandelt. Die Vorbedingung einer solchen ist für Rétif die — Reinlichkeit des Weibes. „Wascht Euch so oft wie ein Muselman" ruft er dem schönen Geschlecht zu! Im übrigen ist die Schilderung der verschiedenen weiblichen Charaktere in den „Parisiennes" vortrefflich.

Verhältnismäßig nur wenig berücksichtigt in dem großen Unternehmen einer Darstellung der „Zeitgenossinnen" war bisher die Welt der Prostitution. Ihre Schilderung unternahm Rétif erst, nachdem er während des Jahres 1789 genaue Sittenstudien über die Prostituierten des Palais Royal gemacht hatte (s. oben S. 266—268), in dem dreibändigen Werke „Le Palais Royal (Paris 1790). Hier werden alle weiblichen Typen dieser großen Pariser Liebesbörse geschildert und ihre Lebensgeschichten erzählt. Der erste Band berichtet über die „Mädchen der Seufzerallee", der zweite über die „Sunamitinnen", der dritte über die „Converseusen". Es ist kein Zweifel, daß hier Rétif sich von den verlogenen

Dirnen, die ihn wohl bald durchschauten und seine brennende Neugier durch phantastische Geschichten befriedigten, viel hat aufbinden lassen. Jedoch sind im allgemeinen die Verhältnisse richtig geschildert, und wir wissen aus den Schilderungen anderer Zeitgenossen, daß es wirklich im Palais Royal die merkwürdigsten Spezialitäten auf dem Gebiete der Prostitution gab. Die Goncourts haben in ihrer Geschichte der französischen Gesellschaft während der Revolution (S. 223 ff.) einige Berichte darüber zusammengestellt, aus denen man auch entnehmen kann, daß die von Rétif mitgeteilten verlockenden noms de guerre der Mädchen aus dem Reiche Floras oder des Orients wirklich gang und gäbe waren. Der interessanteste Abschnitt des Buches ist derjenige über die „Sunamitinnen" der Madame „Janus", d. h. jene zur Kräftigung abgelebter Greise dienenden jungfräulichen (!) Mädchen, deren bloße Berührung ohne näheren intimen Verkehr nach altem Aberglauben hinreichen sollte, jenen Gesundheit und Lebensfrische wiederzugeben. Im 18. Jahrhundert fand dieser Aberglaube zahlreiche Anhänger. Nach Querlon soll auch der Abbé de Voisenon danach gehandelt haben (Vorrede zu der Ausgabe von Voisenons „Exercices de Dévotion de M. Henri Roch avec Madame la Duchesse de Condor" Vaucluse 1786 S. 1) und sich eine derartige in Bezug auf ihre Virginität intakte Beischläferin gehalten haben. Nach Rétif gab es damals ein eigenes Metier dieser Sunamitinnen, die peinlich für die Erhaltung ihrer Virginität sorgen mußten.

Ihren Abschluß fand die Darstellung der zeitgenössischen Frauenwelt in den zwölf Bänden der

„Provinciales“ oder der „Année des Dames“ (Paris 1791—1794, mit 32 Kupfern), die 610 Novellen und Sittenschilderungen aus allen Gegenden Frankreichs enthalten. Eingeschaltet wird eine Menge biographischer Notizen über berühmte zeitgenössische Frauen (besonders am Schlusse von Band VI und XII), die bei Lacroix (a. a. O. S. 353—354) zusammengestellt sind. Darunter befinden sich z. B. Nachrichten über Marie Antoinette, Madame Genlis, Théroigne de Méricourt, Madame Rivarol, die Momoro, Hebert, Danton, Lucile Desmoulins, die Dubarry, die Prinzessin Lamballe. Am interessantesten ist die ausführliche Biographie und Darstellung des Prozesses und der Hinrichtung von Charlotte Corday.

Noch war Rétif mit den Sittenstudien beschäftigt, wie sie ihm Paris bei Tage nahelegte und wie sie in den „Contemporaines“ (im weiteren Sinne des Wortes) niedergelegt wurden, als er auch bereits sich an die Schilderung des nächtlichen Paris, nach eigenen Beobachtungen, machte und so viel Material bei diesen nächtlichen Wanderungen sammelte, einer solchen Fülle von interessanten Erlebnissen teilhaftig wurde, daß er bereits 1788 vierzehn Bände seiner berühmten „Nuits de Paris, ou le Spectateur nocturne“ veröffentlichen konnte, denen 1790 der fünfzehnte (unter dem Titel „La Semaine nocturne“) und 1794 der sechzehnte folgten. Diese beiden letzten Bände, von größter Seltenheit, behandeln die Zeit der Revolution, für die sie eine äußerst wichtige Quelle sind. Ihr wesentlicher Inhalt wurde bereits oben (S. 269 ff.) mitgeteilt.

Rétif bemerkt, daß dereinst, in ferner Zukunft — er nennt das Jahr 2093 — die Franzosen mit Begierde seine „Nuits", dieses „vrai tableau nocturne de Paris" lesen würden, als die wichtigste Quelle für die Kenntnis der französischen Sittengeschichte am „Ende der Regierung der Könige", und der Hauptstadt unter der Herrschaft der Polizeipräfekten Sartine, Lenoir und Decrosne. „Man sieht darin die Mißbräuche und die Vorteile der Zivilisation. alles passiert Revue, weniger durch Reden als durch Handlungen und Ereignisse" (M. N. XIV, 165—166). Auch hier wiederum legt Rétif den größten Wert auf die Betonung der Wahrheit des Berichteten. „Chaque trait est d'une vérité exacte."[1]) Außer Rétif spielen zwei Personen die Hauptrolle in den „Nuits". Einmal die Marquise de M***, als welche er aber zwei Marquisen bezeichnete, nämlich die ihm seit 1776 bekannte Marquise de Marigny und die Marquise de Montalembert, die er einige Male flüchtig sah (M. N. XIV, 167). Zweitens tritt als „Duhameauneuf" in den „Nuits" ein gewisser Devilleneuve auf, ein Original und Sonderling. dessen Bekanntschaft Rétif bei Butel-Dumont machte, wo er der besondere Günstling der Mlle. Saintlieu war. Er war sehr reich, aber liebte es, sich „von Frauen beherrschen zu lassen" (M. N. XIV, 166). Die Unterhaltungen mit der Marquise de M***, der Rétif oft sogleich seine Erlebnisse mitteilte, machen einen großen Teil des Werkes aus. Sie spielte stets die Rolle der wohltätigen, teilnahmvollen

---

[1]) Richtiger spricht Cottin von einer „vérité relative" (S. XLVII).

Frau gegenüber den Armen und Unglücklichen, deren Schicksale Rétif bei seinen nächtlichen Wanderungen erkundete.

Um eine Vorstellung von dem Inhalte und der Darstellungsweise der „Nuits de Paris" zu geben, führen wir eine Szene aus der 120. Nacht, betitelt „La fille imprudente" (Bd. VI, S. 1295) wörtlich an (nach der deutschen Übersetzung „Parisische Nächte oder der nächtliche Zuschauer", Hamburg 1789, Bd. II, S. 288—290):

Das unvorsichtige Mädchen.

„Nachdem ich der Marquise diesen Vorfall erzählt hatte, kam ich wieder nach dem Boulevard zurück. Alles war still und öde hier an diesem Ort des Taumels und des Getöses . . . Nicht weit von dem Ballhause sah ich ein junges Bürgermädchen schlafend unter einer steinernen Bank liegen. Ich rüttelte sie. Sie tat einen Schrei und sagte: „Ach! Herr Lafrance, verraten Sie mich nicht!" — „Fürchte nichts," sagte ich, „ich bin nicht Lafrance, sondern ein ehrlicher Bürger. Wer bist du?" — Sie kroch unter der Bank hervor, sah mich an und sagte: „Ich bin ein Wäschermädchen, ich war mit einem Soldaten, meinem Nachbar, in einem Wirtshause, wo zwei seiner Kameraden sich zu uns setzten. Diese machten mich betrunken, um nachher mit mir machen zu können, was sie wollten. Sie wollten mich mit sich nach Hause nehmen. Ich entwischte ihnen, sie holten mich wieder ein und haben mich geschlagen, aber ich gab doch nicht nach. Endlich entwischte ich ihnen wieder auf dem Boulevard, und da sie mir nachsetzten, versteckte ich mich unter diese Bank, wo ich nachher einschlief. Bitte bringen Sie mich wieder zu meiner Tante in der rue des Grands-degrés, und sagen Sie, ich wäre bei Ihnen gewesen. Denn ich erkenne Sie jetzt als einen Nachbarn." — Ich begleitete sie nach Hause, pochte die Tante aus dem Bett, und empfahl ihr künftig mehr Aufsicht über ihre Nichte."

Es seien dann noch zur weiteren Kennzeichnung

des Inhalts die wichtigsten Titel der einzelnen „Nächte" genannt: Die Hysterische (la Vaporeuse); Die beiden jungen Mädchen; Der Betrunkene; Der Geräderte (schauerliche Schilderung einer nächtlichen Hinrichtung); Die genotzüchtigte Frau; Die bösen Weiber; Das Freudenmädchen; Die Tabaksverkäuferin; Der Liebeskranke; Die vier Hochzeiten (nächtliche Hochzeitfeier von Großvater und Großmutter, Vater und Mutter, Sohn und Tochter und zwei Enkeln); Unfall eines Tauben; Eine Nacht in den Hallen; Entführung von Mädchen; Der Wüstling; Die Waisen; Der edle Gläubiger; Leichenschänder; Die Bälle; Vergnügungssucht; Flucht eines Gefangenen; Das Weihwasser; Der Kuß; Die Jahrestage; Das Mädchen und sein Kind (will das eben geborene Kind in die Seine werfen); Der eifersüchtige Bruder; Seltsames Duell; Die Frau des Trinkers; Die Treppe; Der Ermordete; Die Witwe; Die Wöchnerin; Die Stumme; Der Einsame; Die Laterna magica; Der empfindsame Libertin; Das Portefeuille; Die unglückliche Ehefrau; Der gestohlene Schuh; Der Trostlose; Das Mädchen, das sich zu verheiraten wünscht; Das nächtliche Gewitter; Der Jansenist; Der Menschenfeind; Die beiden Unglücklichen; Die Stiefmutter; Diebstahl aus Liebe; Die bestohlenen Freudenmädchen; Die Ärzte (Unterhaltung zwischen Goldoni und Dr. Guillebert de Préval über das Nichtige der Medizin); Der vierzehnte September (Erinnerungstag an Victoire Londeau); Das alte Palais Royal; Der treulose Gemahl; Die Kastanienallee (im Palais Royal); Der Baum von Krakau (ebendort); Die Hasenpastete; Das Bassin; Der vergötterte Baum; Die Haussuchung:

Tochter und Vater im Bordell; Der schlafende Säufer; Die Tuilerien; Die beiden Spitzbübinnen; Luxembourg; Das häßliche Weib; Die verbundenen Augen; Der botanische Garten; Das entflohene Mädchen; Das Arsenal; Das schöne Weib ohne Kinder; Der Boulevard; Die Sankt Lorenzmesse; Duell zweier Geistlichen; Das betrunkene Weib; Die schöne Winternacht; Der Sprung aus dem Fenster; Der Mann und sein Hund; Das zum Fenster hinausgestürzte Weib; Der Schlaf; Der Heuchler; Der Mann mit 300000 Livres Renten; Der Stein der Weisen; Die neue Hallé; Das Liebesbriefchen; Die sechs Liebhaber; Der philosophierende Schuhputzer; Die beiden Geizigen; Die beiden Tagelöhner; Die neue Brücke; Der erzwungene Spaziergang; Die entwischten Spitzbuben; der lebendige Verstorbene; Das Signal und die Laterne; Das Kabriolet; Der Blinde; Seltsame Lebensart; Der glückliche Finder; Seltsamer Nahrungszweig (Abreißer und Verkäufer alter Anschlagszettel); Straßenabenteuer; Ist es ein Mädchen?; Szenen des Schreckens und der Nacht; Eine Feuersbrunst; Der Kutscher und die Kutsche; Pariser Wirtschaft; Maskenfreiheit und Dieberei; Die Laternenstürmer; Bordellszene; Der Schlafwandler; Erst gehangen, dann gerädert; Das verkleidete Mädchen; Der Stutzer; Der Ton der großen Welt; Der Aufpasser; Die Bäder; Nächtliche Aufhebungen; Die hohen Absätze; Der verträgliche Spieler; Das Neujahrsgeschenk und die Friseure; Das Billard und der Bettler; Das weibliche Modell; Die Ertappte; Das Kaffeehaus; Aglaë; Die schöne Blondine; Stockschläge; Die Brünette; Maskenlust; Der gefährliche Schritt; Die neue Oper; Das Souper bei Herrn de

la Reynière; Das Hospital Salpétrière; Die entzweigeschnittenen Kleider.[1])

Man ersieht aus diesem Verzeichnisse, daß in den „Nuits" viele uns schon aus dem „Monsieur Nicolas" bekannte Erlebnisse erzählt werden, die eben später genauer in der Autobiographie wiederholt wurden.

Im ersten und zweiten Bande befindet sich außerdem die sehr lange Geschichte des griechischen Philosophen Epimenides, der nach hundertjährigem Schlafe die Welt durchwandert und die Überreste alter Weisheit sammelt, welche Weisheit dann hier in unerträglich weitschweifiger Weise verzapft wird.

Ohne Zweifel sind die „Nuits de Paris" das Vorbild für Eugen Sue's berühmte „Mystères de Paris" gewesen. Vergleicht man den Inhalt und die wirre, regellose Folge von Abenteuern und Szenen in beiden Werken, so tritt die große Ähnlichkeit derselben sogleich hervor.

---

[1]) Die Szene „Les Robes coupées" (294. Nacht, Bd. XI, S. 2424—2425), die auch durch ein herrliches Kupfer veranschaulicht wird, betrifft einen jungen Mann, der den jungen Mädchen mit einer Schere Stücke aus der Kleidung herausschneidet. Ob es sich um einen Fall von Kleidungsfetischismus handelt? Aus der Erzählung geht das nicht deutlich hervor.

Dritter Abschnitt.

Der Reformator.

Vierzehntes Kapitel.

Die Reform der Gesellschaft.

1. Die Reformmanie.

Das 18. Jahrhundert wird beherrscht von der Idee des „vollkommenen" Menschen als eines auf dem Wege der Reform erreichbaren Ideals. Schopenhauer ist in seiner „Kritik der Kantischen Philosophie" sehr lebhaft dem Unfug entgegengetreten, den man damals mit dem Worte „vollkommen" und „allervollkommenstes Wesen" trieb. Das alles ist nach ihm „bloßer Wortkram". „Nichtsdestoweniger", fährt er fort, „war im vorigen (18.) Jahrhundert dieser Begriff von Vollkommenheit und Unvollkommenheit eine kurrente Münze geworden; ja, er war die Angel, um welche sich fast alles Moralisieren und selbst Theologisieren drehte. Jeder führte ihn im Munde, so daß zuletzt ein wahrer Unfug damit getrieben wurde. Selbst die besten Schriftsteller der Zeit, z. B. Lessingen, sehen wir auf das beklagenswerteste in den Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten verstrickt und sich damit herumschlagen."[1])

---

[1]) Arthur Schopenhauers sämtliche Werke, herausgegeben von Eduard Grisebach, Leipzig (Reclam), Bd. I, S. 543.

Besonders in Frankreich spielte der vollkommene, ideale Mensch eine große Rolle in der Literatur.[1]) Groß war die Zahl der Staatsromane und utopischen Erzählungen, die solche Ideen verbreiteten. „In einem aufgeklärten Jahrhundert," sagt Rétif, „dem Jahrhundert der Wissenschaften, der Philosophie, der Humanität, muß man alle Mißbräuche beseitigen, das existierende Gute noch vervollkommnen, das notwendige Übel vermindern, alle Stände berücksichtigen und für alle Altersklassen sorgen." (La Mimographe, Amsterdam 1770, S. 241.) Er fühlt sich ganz als Sohn dieser herrlichen, zukunftsfrohen Zeit: „Ja, wenn ich unter allen verflossenen Jahrhunderten zu wählen hätte, so gestehe ich ehrlich, würde ich keines dem unsrigen vorziehen. Es vergeht kein Tag, ohne daß ich mich dazu beglückwünsche, in einem aufgeklärten Jahrhundert und in einem von den weisesten und den mildesten Gesetzen beherrschten Königreiche zu leben, in einem Lande, wo die geachtete Menschheit zwar Verschiedenheiten in der sozialen Stellung, aber Gleichheit vor dem Gesetze aufweist." (La Mimographe 174—175.) Freilich schrieb er diese Worte im Jahre 1770; zwanzig Jahre später hegte er weniger günstige Vorstellungen von der Handhabung der Gesetze unter dem ancien régime.

Die Reformmanie zeigte sich bei Rétif schon in der Kindheit. Schon als Knabe wollte er, wie er selbst erzählt, „an alles rühren, alles reformieren". Natürlich verdarb er die Dinge meist, so daß man ihm den Spottnamen „Gâte-tout" gab (M. N. I, 95).

[1]) Vgl. meine Einleitung zu „Neue Forschungen über den Marquis de Sade", Berlin 1904, S. 18 ff.

So faßte er denn auch schon früh, im Beginne seiner literarischen Tätigkeit, den Plan, in einer ganzen Reihe von Schriften seine Reformideen zu entwickeln, und es kam ihm wohl selbst zum Bewußtsein, daß diese Ideen zum größten Teile recht sonderbare waren. Daher bezeichnete er dieses Reformwerk mit einem Gesamttitel als „Idées singulières".

Der erste Band der „Idées singulières", der berühmte oder besser berüchtigte „Pornographe" erschien bereits im Jahre 1769, er behandelt die Reform der Prostitution. Im nächsten Jahre, 1770, ließ Rétif als zweiten Band der „Idées singulières" eine Untersuchung über die Reform des Theaters folgen, unter dem Spezialtitel „La Mimographe". Die Frauenfrage behandelt der dritte Band mit dem Titil: „Les Gynographes" (Paris, 1777). Mit einer allgemeinen Reform des Menschengeschlechts überhaupt beschäftigt sich der vierte Band der „Idées singulières", der den besonderen Titel „L'Andrographe" oder „L'Anthropographe" führt und 1782 erschien. Endlich ist als fünfter und letzter Band dieser Serie der „Thesmographe" (Paris 1789) zu nennen, ein Werk über die Reform der Gesetze. Nach dem „Thesmographe" sollte noch ein sechster Band erscheinen, der die Reform der Sprache enthaltende „Glossographe", an dem Rétif nach seiner Erklärung schon seit 1768 arbeitete, der aber unvollendet als Manuskript liegen blieb. Diesen verschiedenen „Graphes" müssen noch zwei andere, sie ergänzenden Schriften beigefügt werden, nämlich der utopische Roman „La découverte australe" (Paris 1781, 4 Bände) und die „Philosophie de

Monsieur Nicolas“ (Paris 1796, 3 Bände), in der Rétif seine Weltanschauung entwickelt, welche allen seinen Reformideen zugrunde liegt. Wir betrachten also diese im Zusammenhang mit jener.

2. Der Mensch als Naturwesen.

Wir haben schon früher Rétifs Weltanschauung als eine optimistische, das Leben mit allen seinen Konsequenzen bejahende kennen gelernt. Er glaubt an das individuelle Glück, an die Möglichkeit und Erreichbarkeit desselben, aber er gründet es nicht wie so viele Zeitgenossen auf eine rein materialistisch-sensualistische Weltansicht, sondern läßt auch das Geistige in voller Gleichberechtigung und Wesenheit neben dem Körperlichen bestehen.[1]) Seine Anschauung nähert sich sehr dem antiken Hylozoismus und erinnert vielfach an Häckels Monismus.

In den 476 Kapiteln der „Philosophie de Monsieur Nicolas“ hat er seine Weltanschauung eingehend dargestellt.

Die Natur ist ewig in bezug auf die Substanz, aber nicht in bezug auf die Modifikationen derselben. Das Weltall besteht aus Sonnensystemen. Jede Sonne ist das Zentrum ihres Systems. Die Planeten verhalten sich zu der Sonne wie die Frauen zu den Männern. Sie können ohne diese nichts hervorbringen, werden erst von ihnen befruchtet, sie sind selbst Erzeugnisse der Sonnen. Die Sonne schleudert

---

[1]) Treffend bemerkt Gérard de Nerval (a. a. O. S. 133), daß in Rétifs Brust zwei Seelen wohnen, die des Materialisten Gaudet d’Arras und die des Spiritualisten Loiseau, der beiden Lieblingstypen seiner Hauptschriften.

sie zuerst in Form von Kometen aus sich heraus, die allmählich durch Verkürzung ihrer elliptischen Kurve zu einer kreisförmigen sich in Planeten umwandeln. Mit dem Begriff des Planeten ist derjenige des Lebens verbunden, das in seinen individuellen Formen bis zur höchsten, dem Menschen, allmählich sich entwickelt. Der Mensch ist „der letzte Ausdruck eines Fortschrittes (progression)", in jedem Falle ist er der „älteste Bruder" der anderen Tiere. Diesen genetischen Gedanken verfolgt Rétif im einzelnen weiter. Er hat sogar ein eigenes Kapitel (das 271.) betitelt: „Gradations par où l'animalité aura passé pour aller à l'humanité", in dem er für die Entwicklung des Menschengeschlechts zwei phylogenetische Stammbäume annimmt. Aus dem einen seien die fossilen Riesenmenschen hervorgegangen, aus dem andern die gegenwärtigen Menschen, als deren unmittelbare Vorstufen die Affen betrachtet werden. An sich sind alle „organischen Moleküle" auf den Planeten gleich, unzerstörbar, unsterblich wie Gott selbst, ihr Prinzip, von dem sie nur Teile, Emanationen. Verschieden, vergänglich, sterblich sind nur die Kombinationen dieser Moleküle. Der erste Band der „Philosophie de Monsieur Nicolas" schließt mit den an Goethesche Ausdrucksweise erinnernden Worten: „Alles ist Bild und Typus in der Natur" und hierauf gründen sich eine Menge von Analogien, die ihn in der Überzeugung bestärken, daß das Weltall beseelt sei und das individuelle Bewußtsein nur ein Spezialfall, ein Produkt der allgemeinen Weltseele sei, an deren Unvergänglichkeit nicht gezweifelt werden könne, während die individuellen Formen vergehen.

Daher glaubt Rétif nicht an die individuelle Unsterblichkeit der menschlichen Einzelseele. „Arme Sterbliche," ruft er aus, „die da die Existenz einer individuellen Seele nach dem Tode behaupten! Wir sind während dieses Lebens so sehr körperlich, daß der Körper alles macht. Daraus folgt, daß, wenn die Seele nach dem Tode individuell unsterblich ist, das entweder ein sehr angenehmer oder ein sehr unglücklicher Zustand sein muß! Angenehm, wenn die befreite Seele nicht mehr den Veränderungen der Gesundheit des Körpers unterworfen ist, unglücklich, wenn die körperliche Hülle nur eine zu lebhafte Empfindlichkeit gemildert, abgeschwächt hat. Aber wer kann das wissen? So viel ich weiß, ist noch niemand vom Tode auferstanden, obgleich viele, vor allem ich selbst, aus einer langen Ohnmacht wieder erwacht sind. Und dieser letztere Zustand hat mir beinahe den Beweis geliefert, daß die Seele wohl eine Substanz ist, dieselbe wie die Gottes, aber daß diese Substanz nur in Verbindung mit der körperlichen Materie bewußt und denkend wird." (Lettres inédites S. 36—37.)

Aus dieser Tatsache leitet Rétif als Prinzip seiner praktischen Lebensphilosophie ab, daß das menschliche Glück nur durch die Betonung, das intensive Erleben der individuellen Existenz während dieses Lebens erreicht werden könne. Hierauf gründet sich seine freudige Lebensbejahung, die ihn sogar zu der eine entfernte Ähnlichkeit mit Nietzsches Lehre von der ewigen Wiederkunft besitzenden Anschauung der „Revies", des Wiederlebens führte, nach der das höchste Glück des Menschen darin bestände, aufs neue, ein zweites Mal das alte

Leben wiederzuleben. Dann erst könnte er seine individuelle Existenz recht fühlen und erfassen und intensiv bejahen (Les Posthumes Bd. IV, S. 304 bis 335). Wie Nietzsche will auch Rétif immer wieder dasselbe Leben, sehnt es immer wieder herbei. Und Monselets Bemerkung (a. a. O. S. 186) zu dieser Stelle: „Ich glaube nicht, daß die Persönlichkeit noch weiter getrieben werden kann als hier", erleuchtet die Parallele zwischen Rétif und Nietzsche in bezug auf diesen Punkt noch mehr.

Um so glücklicher ist der Mensch, je mehr er sich im Einklange mit der Natur fühlt, je weniger er den verderblichen Einflüssen der Kultur erliegt. In dieser Beziehung stimmt Rétif vollkommen mit Rousseau überein. Deshalb preist er die Kindheit als die schönste, glücklichste Zeit des Lebens, weil der Mensch dann noch ganz Naturwesen sei, und besonders auf dem Lande in einem wunderbaren Zusammenhange mit der ihn umgebenden Natur dahinlebe. Am verderblichsten ist nach ihm der Einfluß der Kultur auf die Liebe gewesen, deren Reinheit und Natürlichkeit durch sie zerstört worden ist. Eros ist vergiftet, seine Natur verfälscht worden. Rétif findet harte Worte gegen die auch damals schon ganz wie heute ihre verderbliche Tätigkeit ausübenden Puristen, die Sittenreiniger und Sittenheuchler, diese „Tyrannen des Menschengeschlechts, diese infamen Robespierres, die da wollen, daß alles so trist und öde sei wie ihre kalte Seele" (M. N. VII, 159—160). Diese Puristen sind die „dummen Jungen der Moral". Als ein klassisches Beispiel für diesen auch im öffentlichen Leben sich breit machenden

Purismus kann eine Szene gelten, die er in den „Nuits de Paris“ schildert. Kinder badeten harmlos-unschuldig im Seineflusse. Die Wache verbot das, weil es „unsittlich“ sei. „Unsittlich!“ rief ich, „daß Kinder sich an einer offenen Stelle waschen, wo das Wasser nur zwei Fuß tief ist! Wahrlich, ich begreife nichts von der Sittsamkeit unseres verdorbenen Jahrhunderts. Bald wird man auch den Ammen verbieten, den kleinen Knaben das Hemd anzulegen, und die Wehemütter werden das Geschlecht des Kindes nicht mehr sagen dürfen. Welche Unmoralität, wenn einige kleine Mädchen sie von weitem sehen, wenn alte Waschweiber sie nackend erblicken!“ (Parisische Nächte III, 189.)

Indem der Mensch seinen natürlichen, durch die Kultur noch nicht auf falsche Wege geleiteten Instinkten und Eingebungen folgt, handelt er moralisch, wird er glücklich. Er fühlt dann, daß das Schlechte schon in diesem Leben seine Strafe durch sich selbst findet (M. N. IX, 109), und daß aus der Natur des Menschen sich von selbst das Moralprinzip ergibt: „Tu einem andern nicht das, wovon du nicht willst, daß man es dir antue.“ Im übrigen gibt es eine Kompensation von Gut und Böse im Leben jedes Menschen. „La somne des biens et des maux doit également abreuver la vie“ (Mes Inscr. 18).

3. Der Mensch als Gesellschaftswesen.

Unter der Voraussetzung der steten Beobachtung des sogenannten altruistischen Moralprinzips kann man sehr wohl einer hedonistischen Lebensphilosophie huldigen, deren Summe Rétif in den Worten zieht: „Sucht zuerst das Glück, und ihr

werdet alles übrige haben, wenn ihr jenes erlangt habt." (M. N. X, 215.)

Auch der Mensch als soziales Wesen soll möglichst den ursprünglichen Naturzustand unangetastet lassen. Die Fortschritte der Kultur haben uns nach Rétifs Ansicht zu weit von demselben entfernt. Aus dieser Theorie entspringen sowohl seine Ansichten über den Wert und die Bedeutung der einzelnen Stände und Berufe als auch sein Versuch einer sozialen Reform im Sinne des Kommunismus.

Rétif ist ein fanatischer Agrarier. Der Bauernstand repräsentiert ihm das Fundament des Staates. Der Ackerbauer verdient die höchsten Ehren und Auszeichnungen. Er schlägt vor, ihn durch eine Art von Orden vor allen anderen Staatsbürgern kenntlich zu machen, als Vertreter des am meisten produktiven Standes, unter dem es keine „lästigen Parasiten" gäbe wie unter den anderen. (Nuits de Paris, S. 1420.) Dieser Wunsch ist zum Teil durch die Gründung des Ordens für die „chevaliers de Mérite agricole" wirklich erfüllt worden. Wie kein anderer kennt und preist Rétif das Landleben und das Wesen der Bauern, deren verschiedene Typen und angeborene Schweigsamkeit er in köstlichen Anekdoten schildert (M. N. I, 127—128). Namentlich führt er uns ländlich-sittliche Idyllen aus dem Liebesleben der Bauern vor, die, zumal da sie zum Teil im Patois wiedererzählt werden, ihn als einen Fritz Reuter der Bourgogne des 18. Jahrhunderts erscheinen lassen. Der deutsche Übersetzer der „Paysanne" hat die Liebesunterhaltungen auf dem Dorfe sehr glücklich und verständnisvoll in plattdeutscher Sprache wiedergegeben (z. B. Bd. I, S. 26—31) und

so das Humoristische des Originals gut getroffen. Das friedliche patriarchalische Leben der Bauern erscheint Rétif ebenso als Ideal wie dasjenige der Juden, das er in Paris zu beobachten Gelegenheit hatte (Nuits de Paris, 1235).[1]) Unzählige Male stellt er Glück, Frieden und Gesundheit des ländlichen Lebens der Unruhe, dem Elend und der körperlichen Entartung in den Städten gegenüber und empfiehlt deshalb auch eifrig die Verwendung ländlicher Ammen in vornehmen Familien, damit der fortschreitenden Degeneration der Nachkommenschaft vorgebeugt werde. (Nuits de Paris, 2514.)

Für die unheilvolle, vernichtende Wirkung der großen Städte führt er als treffendes Beispiel die Tatsache an, daß bei ihrem rapiden Wachstum Getreidefelder und Gemüsegärten in „sterile Straßen" umgewandelt werden und so die produktive Kraft großer Landstrecken vernichtet wird.

Der begeisterte Lobredner des Bauernstandes hegt einen leidenschaftlichen Haß gegen Adel und Geistlichkeit. „Wie ich diese frechen Edelleute hasse," sagt er, „die durch den frivolen Vorteil die Vorherrschaft haben, daß sie von einst tüchtigen und mächtigen Vorfahren abstammen!" Trotzdem erkennt er an, daß der Ursprung des Adels ein durchaus natürlicher und angemessener war, indem die Tüchtigen und Verständigen über die große Masse der „Nichtstuer, Gourmands und Bösen" hervorragten und im Interesse des Fortschritts jene be-

[1]) Wir erfahren aus dieser Schilderung einer Sabbatfeier der Pariser Juden die interessante Tatsache, daß sie fast alle untereinander Deutsch sprachen, wie noch heute die meisten russischen Juden bis ins ferne Asien hinein.

herrschen und unterdrücken mußten (Nuits de Paris, XVI, 492).

Tiefer eingewurzelt ist sein Haß gegen das Priestertum. Er hat sein ganzes Leben der Aufgabe geweiht, die religiösen Vorurteile, den durch die Priester genährten Aberglauben zu beseitigen. „Ich verabscheue sie, seit ich ihren Händen entronnen bin, und obgleich mein ältester Bruder, 85 Jahre alt, noch heute Pfarrer von Courgis und so tugendhaft ist, wie man es überhaupt in diesem elenden Stande sein kann, würde ich die Austreibung des letzten unter ihnen befürworten," schreibt er noch 1799 (Lettres inédites 59). Die Robespierristen hatten recht, die Pfarrer ihres Amtes zu entsetzen. Sei dies doch das einzige Mittel, um den Aberglauben auszurotten (M. N. IX, 45). Cubières berichtet, daß Rétif ihm und Toustain-Richebourg mehr als zwanzig Mal erklärt habe, wenn er ein Souverän sei, würde er seine Macht benutzen, um den Katholizismus zu beseitigen. Er war „un homme très irréligieux" (Cubières bei Lacroix a. a. O. S. 62—63) und machte den Priestern hauptsächlich zum Vorwurf, daß sie den Wunderglauben lehrten, was in einer aufgeklärten, geistig fortgeschrittenen Zeit nur eine Abnahme der wahren Religiosität herbeiführen könne (M. N. I, 55). Er haßte die Priester, doch war er kein Atheist.

Eine sehr bemerkenswerte Stellung nahm Rétif zu der damals bereits beginnenden Arbeiterbewegung ein, die um so bemerkenswerter ist, als er selbst bis ans Ende seines Lebens ein Arbeiter war und unter Arbeitern lebte. Wir haben gesehen, daß er der begeistertste Lobredner der ehr-

lichen Arbeit und ihres Wertes für den Staat war, daß er auch jeder Tätigkeit den ihr angemessenen Lohn zukommen lassen wollte. Dies hinderte ihn nicht, den Despotismus der Arbeiterklasse ebenso zu bekämpfen wie denjenigen der höheren Stände.

„Seit einiger Zeit," sagt er, „sind die Arbeiter der Hauptstadt unerträglich geworden, weil sie aus unseren Büchern eine für sie zu starke Wahrheit kennen gelernt haben, nämlich die, daß der Arbeiter ein wertvoller Mensch sei. Seit sie dies wissen, scheinen sie es Lügen strafen zu wollen, indem sie ihre Arbeit vernachlässigen und ihren Wert um die Hälfte vermindern. Man hört sie zu den Meistern in allen Berufen sagen: In diesem Jahre arbeiten wir nicht so viel wie in den letzten beiden Jahren." (Inscr. 130.) Daher muß nach Rétifs Meinung die beständige Bemühung der Philosophen und Nationalökonomen, das Los der Arbeiterklasse zu verbessern, mit Notwendigkeit die Unterdrückung der Arbeit zur Folge haben. Die Arbeiter gleichen „den Mägen, die zu viel Nahrung verstopft und träge macht" (Nuits de Paris, VII, 1487). Was geschieht, wenn man den Lohn verdoppelt? Das Volk, das wie die Wilden nur in der Gegenwart lebt, bleibt drei Tage von den sechs Arbeitstagen der Woche den Werkstätten fern, um sich Ausschweifungen hinzugeben, Schulden zu machen und sich so allmählich an dieses träge Dasein zu gewöhnen. Die Folge ist der Ruin der Unternehmer, der hohe Preis der Handarbeit und die Überlegenheit der mit billigeren Löhnen arbeitenden ausländischen Konkurrenz (ibidem VII, 1488; VIII, 1808). Sind dagegen die Löhne niedriger, so arbeitet das Volk fleißig an allen sechs Wochentagen, weil

es arbeiten muß, um seinen Unterhalt aufzubringen, und es hat keine Zeit für verschwenderische Exzesse übrig. „Ich spreche hier von dem, was ich genau weiß, und ich schwöre dem Publikum und der Regierung, daß es die exakte Wahrheit ist, das Ergebnis tausendfältiger Beobachtungen, die ich vielleicht allein durch meinen Beruf habe machen können (ibid. VIII, 1809).

Rétif fürchtet und bekämpft den Despotismus der unteren Klasse ebenso sehr und noch mehr wie den der oberen. Jede Tyrannei ist unerträglich, aber die der Sanskulotten noch mehr als die der Fürsten, die nicht alles unterdrücken, weil sie nicht alles kennen, während jene alles sehen, überall sind, und wegen ihrer Ignoranz schlimmere Gewalthaber sind als die intelligenteren Vertreter der vornehmen Klassen, und grausamer, weil sie so lange erniedrigt waren (M. N. VIII, 58). Daher ist Rétifs Wahlspruch: Medio tutissimus ibis (M. N. VII, 73), weder der Adel noch die Arbeiterklasse dürfen das Heft in Händen haben, die Macht muß bei der Bourgeoisie sein. „Es gibt nur eine wahrhaft ehrenwerte Klasse der Gesellschaft, das ist die mittlere. Wenn ich aber die Wahl hätte zwischen dem niederen Volke und den Großen, so würde ich trotz ihrer Macht die letzteren vorziehen. Einige von ihnen sind wohlerzogen. Ich kannte vortreffliche Menschen unter ihnen." (N. de Paris, XVI, 492.)

Das Heil, die Rettung vor dem Despotismus von oben und von unten beruht auf der Zentralisation der Berufe, auf der Organisation der Arbeit, wie sie am besten in seinem System des Kommunismus durchzuführen sind.

Rétifs These ist die, daß der Mensch als Naturwesen wieder zu seinem Rechte gegenüber dem Menschen als Gesellschaftswesen kommen müsse. Er sieht den Hauptfehler unserer gesellschaftlichen Organisation in dieser allmählichen Vernichtung des natürlichen Momentes durch das soziale. Der Ursprung des Eigentums, auf das zuletzt die soziale Gliederung und Differenzierung zurückgeht, war ein willkürlicher, künstlicher. Er hat ihn sehr gut in einer Anekdote aus seiner eigenen Lebensgeschichte erzählt, wo die Kinder durch Umzäunung sich ein Stück Land aneignen und dieses nunmehr als „ihr Feld, ihren Garten, ihre Domäne, ihr Königreich“ betrachten. Diese Vorstellung des Eigentums ist die Quelle aller Laster, alles Unglücks (M. N. I, 78). Man sieht, wie nahe sich diese Ideen mit denjenigen Proudhons berühren, von dem das berühmte Wort stammt: La propriété c'est le vol.

Nein, in der wahren, auf Natur und Gerechtigkeit gegründeten Gesellschaft ist niemand ausschließlicher Besitzer von irgend etwas, selbst nicht seiner eigenen Talente und Fähigkeiten. Durch den „sozialen Vertrag“ gehört dies alles der Gemeinschaft. Am Ende des „Paysan perverti“ und im „Andrographe“ hat Rétif hauptsächlich sein kommunistisches System entwickelt und Schilderungen solcher idealen Gemeinwesen gezeichnet, in denen jedes Recht auf persönliches Eigentum aufgehört hat und auch das ganze Leben sich in der Gemeinschaft vollzieht und in seinen Einzelheiten genau geregelt wird. Als Grundlage der Bildung und zugleich als religiöses Erbauungsbuch dient Buffons Naturgeschichte! Die Gemeinschaft ist eine der Zahl

ihrer Mitglieder nach begrenzte, Fremde werden nicht zugelassen. Die Ehen sind nur unter den Mitgliedern zulässig. Sollten die Kinder zu zahlreich werden, so wird eine neue Gemeinschaft gegründet.

Diese schöne Theorie der Gleichheit aller in bezug auf Besitz und Lebenshaltung wird aber in bedenklicher Weise dadurch in Frage gestellt, daß Rétif für besondere Tüchtigkeit und Verdienste Extrabelohnungen und besondere Ehren einführen will, und daß solche hervorragenden Leute Land außerhalb der Gemeinschaft ankaufen dürfen. Übrigens erstreckt sich auch die Gleichheitstheorie nur auf das männliche Geschlecht. Die Frauen nehmen eine ziemlich untergeordnete Stellung ein. Außer der Ehe wird auch die freie Liebe legalisiert. Aber nur der Mann darf sich eine Geliebte wählen, die Frau hat kein Recht auf freie Wahl eines Liebhabers.

Aus dieser neuen, von Rétif erträumten Gesellschaft soll der Luxus vollkommen verbannt sein. „Unnütze Parks, englische Gärten, die Generationen vernichten", dürfen nicht angelegt werden. Alles Terrain soll nützlich verwertet werden (Inscr. 193, Nuits de Paris 1535, M. N. IX, 12).

Assézat hat zuerst auf die Tatsache hingewiesen, daß Rétif als ein Vorläufer Fouriers zu betrachten sei. Letzterer hat ziemlich sicher Rétifs Schriften gelesen und diesen einige hauptsächliche Züge seines Systems entnommen. Das wichtigste ist der sozietäre Betrieb aller Tätigkeiten und Gewerbe, der beiden gemeinsame Gedanke der Assoziation, der sich Fourier in seiner berühmten

„Phalanx" (phalanstère) verkörpert,[1]) nur daß Rétif bei der Entwicklung seines Systems zurückhaltender und mit größerer Schonung der bestehenden Einrichtungen und Vorurteile vorgeht als der kühnere Fourier. Assézat hat auch überraschende Analogien in ihren kosmogonischen Ansichten nachgewiesen (Vorrede zu den „Contemporaines du commun, S. XXXII), die es ihm zweifellos erscheinen lassen, daß Fourier von Rétifs Ideen beeinflußt worden ist. Es ist auch möglich, daß er bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahre 1790 im Café Manoury die abendlichen Vorträge Rétifs gehört und später verwertet hat, in ähnlicher Weise, wie Rétif Dupont aus Nemours beschuldigt, aus diesen Vorträgen im Café Manoury gewisse Ideen entlehnt zu haben. Im einzelnen haben noch Pierre Leroux in den „Lettres sur le fouriérisme" (in der „Revue sociale" 1850) und Emile Girardin in einem Artikel in der „Presse" vom 28. September 1852 auf die vielen Übereinstimmungen zwischen Rétif und Fourier hingewiesen.

Mit einigen Worten haben wir noch eines seltsamen utopischen Romans zu gedenken, in dem Rétif ebenfalls seine kommunistischen Ideen entwickelt hat. Es ist die „Découverte australe, par un Homme volant, ou le Dédale français" (Paris 1781 ff). Er schrieb dieses seltsame Werk nach seiner eigenen Erklärung im Bette während einer Krankheit (M. N. XIV, 150), und man hat bisweilen wirklich den Eindruck von Fieberphantasien, wenn man diese abenteuerliche Geschichte eines mit Hilfe einer Flug-

[1]) Vgl. August Bebel, Charles Fourier, sein Leben und seine Theorien, Stuttgart 1888, S. 36 ff.

maschine fliegenden[1]) Menschen liest. Der erste Ort der Handlung ist freilich auch nur auf solche Weise erreichbar. Es ist ein Felsen in der Dauphiné, der wie ein umgekehrter Zuckerhut unten spitz und oben breit ist! Auf dieses Plateau befördert Victorin, der Held des Romans, mit seiner Flugmaschine Menschen, Liebespaare und Priester, und Lebensmittel usw. hinauf. Als die Bevölkerung dort oben zu zahlreich wird, transportiert Victorin mit Hilfe seiner ebenfalls die Fähigkeit des Fliegens besitzenden Familie die ganze Kolonie nach einer Insel in der Südsee, wo sie sich häuslich niederlassen und bald die Bekanntschaft merkwürdiger Tiermenschen, Bewohner der umliegenden Inseln, machen, z. B. der Megapatagonier, eines Riesenvolkes (von 12 bis 15 Fuß Größe). Diese Megapatagonier, die Antipoden der Franzosen (daher ist ihre Sprache ein umgekehrtes Französisch!) erreichen in dem „besten Staate" das hohe Alter von zweihundert Jahren. Ihre soziale Ethik umfaßt fünf Punkte: 1. Sei gerecht gegen deinen Bruder; 2. sei gerecht gegen die Tiere; 3. alles soll unter gleichen gemeinsam sein; 4. jeder soll für das allgemeine Wohl tätig sein; 5. jeder soll am allgemeinen Wohle gleichmäßig teil haben. Die hierauf basierte kommunistische Verfassung bestimmt die Gleichheit aller Bürger, die Gemeinschaft aller

[1]) A. v. Kirchenheim irrt, wenn er meint („Schlaraffia politica", Leipzig 1892, S. 213), daß diese Idee durch Blanchards oder der Gebrüder Montgolfier Entdeckung des Luftballons hervorgerufen sei. Diese machten erst zwei Jahre später (1783) ihre Experimente bekannt. Es scheint vielmehr, daß das Vorbild der Flugmaschine des Helden Victorin in der „Découverte àustrale" eine ähnliche Phantasie in Cyrano de Bergeracs „Voyage dans la lune" gewesen ist.

Güter. Nur das Alter gibt einen Vorzug. Zwölf Stunden des Tages gehören dem einzelnen, zwölf der Gemeinschaft, aber nur vier davon der Arbeit; die übrigen den Mahlzeiten, den Vergnügungen und der Ruhe. 25 Häuser, jedes zu 100 Familien, bilden ein Viertel, an dessen Spitze der älteste Greis dieser Gruppe steht, der die Arbeiten verteilt. Das erinnert stark an Fouriers Schilderung der Phalanx. Die Ehen werden nur auf zwei Jahre geschlossen und sind dann von selbst gelöst. Doch können die Gatten zusammenbleiben und ihre Kinder bei sich behalten. Rétif läßt die Kolonie Victorins nur ganz allmählich sich den Einrichtungen der Megapatagonier anpassen. Er geht möglichst konservativ gegenüber den früheren europäischen Zuständen vor. Und das ist auch nach v. Kirchenheims Ansicht das Charakteristische an Rétifs sozialen Reformideen. „Das aber ist das erstemal, daß wir in einer solchen Dichtung den Gedanken finden: es geht nicht auf einmal, mit Pauken und Trompeten, sondern man muß nach und nach vorgehen. Dieser Dichter war einsichtsvoller als seine Vorgänger, insofern er der erste ist, der den Gedanken des Übergangszustandes bei Einführung eines Staatsideals ausspricht."[1])

4. Die Frauenfrage und die Regelung der Prostitution.

Die Frauenfrage im allgemeinen hat Rétif, abgesehen von zahlreichen darauf bezüglichen Bemerkungen, in einem besonderen Werke „Les Gynographes" (Paris 1777) behandelt. Es besteht aus

[1]) (A. v. Kirchenheim) Schlaraffia politica. Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Leipzig 1892, S. 215.

zwei Teilen, im kürzeren ersten teilt er seine Ansichten über Erziehung und Lebensweise der jungen Mädchen, über Beruf und Pflichten der Frauen mit, im zweiten gibt er ausführliche Anmerkungen über Schönheit, Liebe und Ehe und eine sehr interessante Ethnographie der Ehe bei allen Völkern der Erde, sodann Erörterungen über Unterwürfigkeit der Frauen, Treue, Eifersucht, Koketterie. Endlich folgen Notizen über berühmte Frauen der Vergangenheit und Gegenwart.

Rétif ist ein Gegner der Erziehung der jungen Mädchen in Pensionaten. Er empfiehlt die individuelle Erziehung, wobei er Unterschiede zwischen armen und reichen Mädchen gemacht wissen will und es z. B. für überflüssig erklärt, daß Bauernmädchen lesen lernen! Für unverheiratete Mädchen muß von Staats wegen gesorgt werden, indem man ihnen Stellen als Nonnen, Äbtissinnen, Dienstmädchen usw. gibt. Allzu wollüstige Mädchen sollen den Bordellen als am besten geeignete Insassinnen überwiesen werden. Dagegen soll ein verführtes und vergewaltigtes Mädchen ein Anrecht in Form einer Hypothek auf das ganze gegenwärtige und zukünftige Vermögen ihres Verführers haben, und es soll zur Erschwerung der Verführung verboten werden, daß junge Leute Mädchen auf der Straße ansprechen! Alle derartige „propos libres" werden mit einer Geldstrafe geahndet. — Alle Hochzeiten finden vier Mal im Jahre an bestimmten Tagen statt, die von der Nation mitgefeiert werden. Das Heiratsalter der Mädchen soll auf dem Lande dasselbe sein wie das des Mannes, in der Stadt zwei Jahre geringer. Zur Vervollkommnung der Rasse soll man brünette Mädchen mit blon-

den Männern, Blondinen mit brünetten Männern verbinden. — Weiter werden für die Kleidung der Mädchen und Frauen genaue Vorschriften gegeben. Für den Rock ist grün, für den Unterrock rosa, für den Umhang weiß die beste Farbe.

Die verheiratete Frau steht vollständig unter der Obhut und Herrschaft des Gatten, wie das unverheiratete Mädchen unter der der Eltern. „Jede Vorstellung von Gleichheit muß durchaus beseitigt werden."[1]) Gegen vollendeten Ehebruch von seiten der Frau schlägt Rétif die Prügelstrafe und Abschneiden des Haares vor, und zwar soll erstere von zwei mit der Ausführung derselben ständig beauftragten Frauen vorgenommen werden. Auch kann strenger Arrest bei Wasser und Brot verhängt werden. Jedes Haus soll ein Frauengemach „Gynécée" haben. Küssen darf die Frau nur ihren Gatten und ihre nächsten Verwandten. Nur den Frauen, die älter sind als 50 Jahre, wird der „baiser de salut" gestattet.

Die Frau soll sich ausschließlich mit der Leitung des Hauswesens beschäftigen, wofür ebenso wie für das ganze Familienleben genaue Regeln aufgestellt werden.

Die Ehescheidung kann aus folgenden Gründen erfolgen: 1. wegen Übertragung einer Geschlechtskrankheit; 2. wegen oft wiederholter schlechter Behandlung; 3. wegen habitueller Trunksucht; 4. wegen gewohnheitsmäßigen Spiels. Ein „Tribunal des

---

[1]) Zwanzig Jahre später (1797) hat er sich unter dem Einflusse der Revolution ganz anders darüber geäußert. Da sind die Frauen ihm nur anders als die Männer, im Wesen von ihnen verschieden, sonst aber „parfaitement égales" (Lettres inédites 21).

Jeunes Femmes" erteilt Ratschläge in bezug auf Ehe und Familienleben und Unterstützung der Witwen.

Es werden nun in lächerlich subtiler Weise diese Ideen auf die verschiedenen Klassen der Frauen, (Bäuerinnen, auf dem Lande lebende Damen, Arbeiterinnen, Frauen von Handwerkern, Kaufleuten usw.) angewendet. Das junge Mädchen soll „Mademoiselle", die junge Frau „Madame", wenn sie Mutter ist „Mamère" angeredet werden.

Man sieht, daß Rétif von der eigentlichen „Frauenbewegung", die damals in ihren Anfängen war und in Frankreich bereits mehr praktische Erfolge erzielt hatte als in England, noch nicht viel wissen will und das weibliche Geschlecht sogar in noch drückendere Fesseln schlagen will, indem dasselbe nicht nur der Aufsicht der Männer, sondern auch noch derjenigen von aus älteren Frauen zusammengesetzten „Comités" und „Grand-Comités" unterstehen soll. Den engherzigen Standpunkt, von dem diese „Lösung" der Frauenfrage ausgeht, bezeichnet das Resumé auf S. 164: „Von der Kindheit bis zum Alter muß man das Betragen des weiblichen Geschlechts immer scharf überwachen."

Glücklicherweise hat er in späterer Zeit besser von den Frauen gedacht und ihre eigentümliche Würde, ihr besonderes Wesen, den wunderbaren Einfluß ihres Gemütslebens auf den Mann mit warmen Worten anerkannt und zugegeben, daß kein Grund vorliegt, von einer absoluten Inferiorität des weiblichen Geschlechts zu sprechen.

Noch ganz unter dem Einflusse jener ersten Anschauung steht sein acht Jahre vor den „Gynographes" erschienenes Werk über die Reform der Prosti-

tution, der allbekannte „Pornographe" (1769), in dem er als ein enthusiastischer Verehrer und Lobredner der Bordelle auftritt, was er übrigens, wie die Äußerungen zu seinem Freunde Bonneville beweisen (Cubières bei Lacroix, S. 45) bis ans Ende seines Lebens blieb.

Die Frage der Regelung der Prostitution war damals namentlich für die größeren französischen Städte eine brennende geworden. Über die ungeheure Ausbreitung der Prostitution, besonders der geheimen, habe ich in meinen „Neuen Forschungen über den Marquis de Sade" ausführlich berichtet und auch die damit verbundenen Gefahren der venerischen Ansteckung und die tatsächlich beobachtete kolossale Verbreitung der galanten Krankheiten in ihren Einzelheiten geschildert (S. 88 ff., S. 204 ff.), so daß ich den Leser darauf verweisen kann. Im Jahre 1784 zählte der Pater Elie Harel in seiner Schrift „Les causes du désordre public" 60 000 öffentliche und 10 000 heimliche Prostituierte in Paris, die zusammen ein Einkommen von 143 800 000 Livres hatten.[1]) Die Denker und Reformatoren der Zeit wandten auch der Prostitutionsfrage ihre Aufmerksamkeit zu. Die „Pornognomonie" wurde ein wissenschaftliches Problem. Schon im Jahre 1762 unterbreitete ein gelehrter Jurist, namens Aulas, der Obrigkeit ein Projekt der Reglementierung der Prostitution, in dem zuerst die Teilung der Prostituierten in mehrere Klassen und die häufige Untersuchung ihres Gesundheitszustandes durch Polizeiärzte vorgeschlagen wurde. Noch weiter ging im Jahre 1763 ein Polizei-

[1]) E. u. J. de Goncourt, Histoire de la société française pendant la Révolution, Paris 1901, S. 227.

kommissar, der zur Verhütung der Skandale und durch die Dirnen bewirkten Unzuträglichkeiten die Einführung der ja heute so bekannten und verhaßten „Sittenkontrolle" empfahl, die Eintragung der Namen und Wohnungen aller Prostituierten und der Prostitution verdächtigen Mädchen in ein besonders von der Polizei geführtes Register. Nur diese eingetragenen Dirnen sollten das Recht auf administrativen Schutz und die „licentia stupri" haben. In Rom, Neapel und anderen italienischen Städten war diese Sittenkontrolle bereits früher mit Erfolg eingeführt worden.

Nach diesen Vorläufern erschien 1769 Rétifs „Pornographe", der weit über jene Vorschläge hinausging, da er das gesamte Prostitutionswesen als eine staatliche Angelegenheit betrachtet wissen wollte. Das Buch erregte so großes Aufsehen und ist trotz aller darin enthaltenen seltsamen Ideen ein so bemerkenswertes Dokument für die Geschichte der Reglementierungsfrage, daß ein hervorragender Syphilidologe, Dr. H. Mireur in Marseille, es eines Neudrucks für wert hielt und diesem eine sehr gute, kritische Einleitung beigegeben hat.[1]) Wir benutzen bei der Darstellung diese treffliche Ausgabe.

Auch der „Pornographe" zerfällt in zwei Teile, einen praktischen und einen historischen, der interessante Notizen zur Geschichte der Prostitution im Altertum und in der Neuzeit enthält.

Die Notwendigkeit einer Regelung der Prostitution geht aus dem Umstande hervor, daß die Ge-

[1]) „Le Pornographe etc." Avec des notes historiques et justificatives et une étude critique du docteur H. Mireur, de Marseille. — Bruxelles 1879, 8°, LVII + 213 Seiten.

schlechtskrankheiten, vor allem die gefährlichste derselben, die Syphilis, wesentlich durch die Prostitution verbreitet werden. Mit Recht betrachtet es Rétif als eine Hauptaufgabe der sozialen Hygiene, die Syphilis, die „haitische Krankheit" als eine ursprünglich in Europa unbekannte Seuche wieder daraus zu vertreiben und erklärt es für einen lächerlichen Aberglauben, anzunehmen, daß die Prostitution an sich imstande sei, die Syphilis zu erzeugen. Sie begünstige nur am meisten die Verbreitung dieser am Ende des 15. Jahrhunderts aus Amerika eingeschleppten Infektionskrankheit, die dann später so oft von den angesteckten Männern auf die unschuldigen Ehefrauen oder gar die Kinder übertragen werde. Von den beiden Mitteln, die Syphilis auszurotten, war das eine nur zu einer einzigen Zeit anwendbar, nämlich damals, als die Syphilis zuerst in Europa eingeschleppt wurde. Damals hätte man die verhältnismäßig noch wenigen Syphilitiker wie die Leprösen von der menschlichen Gesellschaft ausschließen, sie isolieren müssen. Heute bleibe nur noch ein zweiter Weg übrig, auf dem die Austilgung der Syphilis am sichersten bewirkt werden könne: die Unterbringung aller Freudenmädchen in vom Staate eingerichteten Häusern, wo sie beständig unter gesundheitlicher Aufsicht ständen.

Daß die Prostitution überhaupt existiert, ist für Rétif etwas Selbstverständliches. Sie ist nicht bloß ein notwendiges Übel, sie ist etwas Natürliches. Auch die Tiere prostituieren sich (!). Er behauptet das von den Hündinnen, Kühen, Schafen, Wölfinnen, Hennen usw. (M. N. VII, 159). Notwendig ist sie überall da, wo die jungen Männer erst sehr spät

heiraten können, wo sie nur eine einzige Ehefrau haben dürfen, wo diese letztere krank oder in Wochen ist usw. (ibidem S. 160). Rétif ist ein hartnäckiger Verteidiger der polygamen oder besser polygynen Natur des Mannes. „Es ist der Zweck der Natur," sagt er, „daß ein Mann mehrere Frauen befriedigt. Auch ist die Erhaltung der Frauen unendlich viel wichtiger für die Bevölkerung als diejenige der Männer. Das menschliche Geschlecht muß bei dem gegenwärtigen System der großen Armeen und der christlichen Monogamie allmählich an Zahl abnehmen und nimmt wirklich ab." Er schlägt deshalb vor, daß jeder Mann im Zivilstande zwei Ehefrauen nehmen dürfe, und daß es den zu Hause zurückbleibenden Gattinnen der auf langen Reisen abwesenden Seeleute gestattet sein solle, von einem anderen durch den Gatten selbst bezeichneten „jungen und braven Mann" ein oder zwei Kinder zu haben, die als legitim betrachtet werden müßten (M. N. VII, 114). — Als eine Ursache der Prostitution nennt Rétif auch die Sinnlichkeit vieler Mädchen, die sie diesem Gewerbe leicht geneigt mache (M. N. V, 207), während andrerseits die Prostituierten gerade deshalb für viele Männer anziehender sind als ehrbare Frauen, weil sie die Ars amandi gründlich beherrschen, weil sie „maîtresses de grâces et de volupté" sind. Deshalb empfiehlt Rétif als ein vorzügliches Mittel gegen die weitere Verbreitung der Prostitution, daß man für ehrbare Mädchen und Gattinnen sogenannte „Initiations" einrichte, in denen sie die Kunst lernten, die Männer durch „baisers lascifs" und „attouchements Vénéréiques" an sich zu fesseln (M. N. X, 161—162).

Da aber vorläufig und für lange Zeit mit dem Vorhandensein und der Unausrottbarkeit der Prostitution gerechnet werden muß, so entwickelt Rétif im „Pornographe" die folgenden Ideen über eine zweckmäßige staatliche Regelung des gesamten Prostitutionswesens.

Die Regierung soll sofort mehrere öffentliche Häuser einrichten, die den Namen „Parthenion" führen und einem Aufsichtsrat von zwölf angesehenen Bürgern unterstellt werden. Alle öffentlichen Mädchen des Königreiches sollen, unter Androhung von Körperstrafe bei Zuwiderhandeln, gezwungen werden, in ein solches Parthenion einzutreten. Jeder Hauseigentümer, der etwa einer Prostituierten in seinem Hause Unterkunft gewährt, muß eine hohe Geldstrafe zahlen. Nur die Maitressen oder „filles entretenues" brauchen nicht im Parthenion zu wohnen, werden aber bei der geringsten gegen sie erhobenen und begründeten Klage dorthin gebracht. Die innere Leitung der Parthenien ruht in den Händen von „Gouvernanten", die meist selbst frühere Prostituierte sind. Eine „Generaloberin" oder „grande Gouvernante" steht wieder über ihnen. Strafen gegen die Insassinnen des Parthenion können nur von dem Aufsichtsrat, nicht von den Gouvernanten verhängt werden. Die Parthenien liegen in einsamen Gegenden der Stadt, jedes hat einen Hof und zwei Gärten. Die Promenade im Hof ist für jedermann frei. Dagegen verwehren zwei Schildwachen, die am Eingange des ersten Gartens aufgestellt sind, Frauen und Kindern den Zutritt, der nur Männern gestattet wird. Vorher muß in einem der am Garten gelegenen Bureaux ein Billet

gelöst werden, dessen Preis je nach den Kategorien der Mädchen verschieden ist und zwischen 12 Sous und 96 Livres schwankt. Die Bordellinsassinnen werden je nach dem Grade des Alters und der Schönheit in Zimmern untergebracht, die nach verschiedenen Korridoren gehen. Im ersten Korridor sind die ältesten Mädchen, das zulässige Maximalalter beträgt 36 Jahre, dann kommen die Mädchen zwischen 25 und 30 (zweiter Korridor), die zwischen 20 und 25 (dritter Korridor), die zwischen 18 und 20 (vierter Korridor) und die zwischen 16 und 18 Jahren (fünfter Korridor). Die kleine Zahl der Mädchen, die durch ihre frühe Entwicklung befähigt sind, schon mit 14 bis 16 Jahren als Prostituierte zu dienen, bewohnt die Zimmer des sechsten Korridors. Die Zimmer an der rechten Seite (No. 1) eines jeden Korridors beherbergen die durch größere Schönheit ausgezeichneten Mädchen, während die weniger schönen auf der linken Seite (No. 2) untergebracht werden. Die von der Bordellklientel gezahlten Eintrittsgelder dienen zum Unterhalt des Parthenions. Sobald der Besucher nach Erlegung des Eintrittsgeldes den betreffenden Korridor betreten hat, wird er von einer der Gouvernanten in ein dunkles Zimmer geführt, von wo er durch eine kleine Öffnung alle in einem gemeinschaftlichen Saale versammelten Mädchen der Korridore No. 1 und 2 betrachten und eine davon auswählen kann. Es ist sogar gestattet, daß der Besucher sich ein ihm besonders zusagendes Mädchen als Maitresse hält. Er muß dann nur täglich das übliche Honorar für einmaligen Besuch entrichten, und die neue „fille entretenue" bekommt ein außerhalb der Korridore

liegendes Zimmer im Parthenion. Natürlich wird einer etwaigen Verheiratung eines Mädchens nichts in den Weg gelegt, und eine Schwangere wird im Parthenion sorgfältig verpflegt, wie man auch für das Kind von Staats wegen sorgt.

Die Mädchen desselben Korridors versammeln sich im Saale, wo ihre Anwesenheit im ganzen acht Stunden am Tage dauert, während welcher Zeit sie sich mit Lektüre oder Handarbeit beschäftigen. Der Platz jedes Mädchens wird durch eine Blume bezeichnet, deren Namen sie auch führen, wie Rose, Narcisse, Amaranthe, Maiblume usw. Die freie Zeit wird der Toilette, den Bädern, der Musik, dem Tanz, den Spaziergängen in dem ihnen ausschließlich reservierten zweiten Garten und der Ruhe gewidmet. Das Essen ist einfach, aber wohlschmeckend, die Kleidung reinlich und elegant. Der Gebrauch von Parfümen, Pomaden, Schminke und sonstigen Verschönerungsmitteln ist streng verboten. Dasselbe Mädchen kann nur einmal am Tage gewählt werden. Ausgenommen hiervon sind nur die etwas älteren Mädchen der drei ersten Klassen. Zur Verhütung der venerischen Infektion müssen die erfahrensten und intelligentesten Prostituierten täglich sowohl ihre Genossinnen als auch männliche Klientel auf das Vorhandensein ansteckender Krankheiten untersuchen. Der krank befundene Besucher muß eine hohe Geldstrafe bezahlen, die kranken Mädchen kommen ins Hospital. Jedes Mädchen, das den Wunsch ausdrückt, wieder zu einem ehrbaren Lebenswandel zurückzukehren, kann das Parthenion verlassen. Die in demselben geborenen Kinder werden je nach ihrem Charakter nützlichen Berufen zu-

geführt oder bleiben als Arbeiter, als „milice parthénienne“, oder zu anderen Dienstleistungen im Parthenion. An den großen Festtagen bleiben die Parthenien geschlossen. Ein Hauptpunkt, den Rétif öfter berührt und auf den er das größte Gewicht legt, ist die Reinlichkeit der Insassinnen des Parthenion, die durch häufige Waschungen und tägliche warme Bäder gewährleistet werden soll und als Verhütungsmittel von Krankheiten die besten Dienste leistet.

Im „Pornographe“ zeigt sich wieder diese merkwürdige Verknüpfung des phantastischen Elementes mit einem seltenen Verständnis für die realen Notwendigkeiten, wie wir sie als eine Eigentümlichkeit Rétifs schon öfter hervorgehoben haben. Die ganze Schilderung des halb ein Kloster, halb ein Bordell vorstellenden Parthenion verrät den Phantasten. Wir wissen heute, daß die absolute „Kasernierung“ der Prostitution eine Unmöglichkeit ist. Auf diese Weise können wir nur einen sehr geringen Bruchteil derselben lokalisieren. Auch hält Rétif die Prostituierten für sehr ideale Wesen,[1]) wenn er glaubt, daß sie einem so harmlosen und toleranten Regime, wie dem im Parthenion, sich unterwerfen würden oder gar sich an die dort vorgeschriebene Regelmäßigkeit der Tagesbeschäftigung gewöhnen könnten. Damals, im Jahre 1769, war seine „science de la femme“, deren er sich später so oft rühmt, noch nicht sehr entwickelt. Dagegen sind seine Ansichten über die Notwendigkeit einer häufigen ge-

[1]) Er erzählt, daß das weise und zurückhaltende Wesen seiner Zephire ihm die Idee des „Pornographe“ eingegeben habe (M. N. VIII, 51).

sundheitlichen Untersuchung der Dirnen und auch ihrer Klientel durchaus rationell und um so anerkennenswerter, als man zu seiner Zeit sich mit dieser Frage fast noch gar nicht beschäftigt hatte. Der „Pornographe“ hat jedenfalls das große Verdienst, zwei noch heute gültige fundamentale Forderungen erhoben zu haben: erstens die einer möglichsten Beschränkung und Lokalisierung der Prostitution und zweitens die einer möglichst häufigen sanitären Kontrolle derselben, unter Ausschaltung der Tätigkeit der eigentlichen Polizei.

Rétif erzählt sehr oft mit sichtlicher Genugtuung, daß der Plan seines „Pornographe“ im Jahre 1786 wirklich ausgeführt worden sei, und zwar durch keinen Geringeren als den Kaiser Joseph II. Es ist wahrscheinlich, daß Rétif hier ebenfalls das Opfer einer Mystifikation geworden ist. Cottin gibt darüber nähere Nachweise (Inscr. 271—272).

5. Andere Reformpläne.

Aus dem „Monsieur Nicolas“ haben wir Rétifs Theaterschwärmerei kennen gelernt. Er trug sich selbst eine Zeitlang mit dem Gedanken Schauspieler, Sänger zu werden. Eine Frucht dieses Theaterenthusiasmus ist „La Mimographe, ou le Théâtre réformé“ (Amsterdam 1770, 2 Teile), in welcher Schrift er dem Realismus auf der Bühne zu seinem Rechte verhelfen will und gegen den Konventionalismus der älteren Tragödie und Komödie zu Felde zieht. Der Schauspieler übersetzt erst das Drama ins Leben. Durch diese lebendige Darstellung, die den Zuhörer und Zuschauer alles mitfühlen, miterleben

läßt, wird das Theater, selbst bei unsittlichen Stücken, ein Ablenkungsmittel für böse Gelüste, ein Ventil, durch welches diese hinausgelassen und unschädlich gemacht werden. Rétif bekämpft deshalb Rousseaus Ansicht, daß das Theater als solches die Sitten verderbe. Nur der „Histrionismus", die Sucht der Schauspieler, als Menschen zu gefallen und zu verführen, sei verderblich, nicht aber die Schauspielkunst als Darstellung des Lebens. Auch die Einrichtung der Bühne muß möglichst die Wirklichkeit vortäuschen, und man darf z. B. das Personal hinter den Kulissen nicht vom Zuschauerraum aus sehen können. Für die Entfaltung von Armeen, für Truppenrevuen und Feste sollte die Bühne die nötige Ausdehnung haben. In der Oper sollen die Chöre nicht längs der Kulissen postiert werden, wo sie wie Automaten dastehen und alle Illusion zerstören. Nein, der Chor muß das Bild einer unruhigen, hin und her eilenden, ausdrucksvollen Menge darstellen.

Rétif huldigt, wie dies dem Zeitalter der Aufklärung eigentümlich ist, ganz der moralisierenden Auffassung der Kunst. Das Theaterstück soll die Tugend stärken, vor dem Laster warnen, aber durch Handlung, nicht durch Maximen und lange Reden. Deshalb spricht er sich gegen den Monolog im Drama aus, der nur in der Oper Berechtigung habe, da er besonders vorteilhaft für die Musik sei. Sehr interessant sind seine Bemerkungen über die Banalität der Operntexte (S. 145 ff.), die auch heute noch Geltung haben, und seine Ausführungen über den skandalösen Charakter der französischen Oper des 18. Jahrhunderts, die er mit dem Treiben in den antiken Venustempeln vergleicht. Er ist ein

Gegner des Musikdramas. Man könne nicht drei Sprachen auf einmal sprechen. Gesang, Sprache, Tanz lassen sich nicht organisch vereinigen.

Im Schauspiel wird die Wiedergabe der Wirklichkeit am besten durch Abfassung der Stücke in Prosa, nicht in Versen erreicht. Ferner soll der Gebrauch der Masken und der Schminke eingeschränkt werden.

Dagegen ist er ein Lobredner des Tanzes auf der Bühne. Er preist ihn als eine „école des bienséances et des beaux mouvements". Man sollte den Tanz überhaupt allgemein als Mittel der körperlichen und ästhetischen Ausbildung der Jugend einführen. Auf der Bühne sollen die Tänze eine „Skizze des Stückes" liefern. Namentlich in der Oper könnte man alle Tänze der Alten wieder verwerten.

In den Anmerkungen gibt Rétif sehr interessante Notizen zur Geschichte der Schauspielkunst, ihrer sozialen Wertschätzung bei verschiedenen Völkern. Bemerkenswert ist seine Wertschätzung Shakespeares (S. 395), um so bemerkenswerter, als um jene Zeit dieser größte Dramatiker in Frankreich noch durchaus verkannt und abgelehnt wurde.[1])

In dem unveröffentlichten „Glossographe" wollte Rétif nicht nur die ganze französische Orthographie, sondern auch die Sprache reformieren und auch eine Art von allgemeinem Verständigungsmittel, eine Weltsprache geben und endlich ein etymologisches Wörterbuch hinzufügen. Nähere Andeutungen über dieses Projekt finden sich im „Monsieur

---

[1]) Vgl. darüber die lehrreiche Abhandlung von Dr. Erich Meyer „Shakespeare in Frankreich" in: Tägliche Rundschau No. 59 und 60 vom 10. und 11. März 1904.

Nicolas" (XIV, 125—145) und in „Mes Inscripcions" (S. 135—138, S. 167). Danach wollte er im allgemeinen die Orthographie mit der Aussprache in Einklang bringen. Er verwendet übrigens in seinen Schriften die verschiedenartigsten Rechtschreibungen: die gewöhnliche Orthographie der Druckereien, diejenige von Dorat und Didot; sodann eine eigene für die „Nuits de Paris" und eine davon verschiedene, aber auch selbsterfundene für die „Contemporaines". Glücklicher war er mit seinen Sprachschöpfungen. So hat er das heute völlig akzeptierte Wort „mise" = la façon de se mettre für das äußere Aussehen (Kleidung, Haltung) eines Menschen eingeführt, das damals von dem „Journal de Paris" (Nr. vom 10. Januar 1784) und von Nougaret scharf kritisiert wurde (Inscr. 102, 247). Ebenso sprach er zuerst von einer „laideur impressionnante", prägte die Worte „sourire cythéréique", „chimérer", „honnester", „inconvénienter", „espriter" und zahlreiche andere.

In dem unbedeutenden „Thesmographe" (1789) endlich unternahm es Rétif, eine einheitliche Gesetzgebung für alle Völker der Erde zu entwerfen, welcher Versuch mit einer scharfen Kritik der Berufsjuristen verbunden wird.

2513. Deutsche Buch- u. Kunstdruckerei, G. m. b. H., Zossen—Berlin SW. 11.